

Klatschjournalismus
Fragment einer adligen Kultur in der bürgerlichen
Gesellschaft

Dissertation
Zur Erlangung der Würde der Doktorin der Philosophie
Fachbereiche Sprache, Literatur, Medien I und II
der Universität Hamburg

vorgelegt von

Bettina Hennig
aus Hamburg

Hamburg 2013

Hauptgutachter: Prof. Dr. Irene Neverla
Zweitgutachter: Prof. Dr. Volker Lilienthal

Datum der Disputation: 11. 07. 2012

Angenommen von der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität

Hamburg am: 15. 08. 2012

Veröffentlicht mit Genehmigung der Fakultät für Geisteswissenschaften der
Universität Hamburg am: 15. 07. 2013

In Liebe und Dankbarkeit
Delia, Andreas und Sascha gewidmet

Inhaltsverzeichnis

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	III
1 Einleitung und Fragestellung	1
2 Forschungsstand: Klatschjournalismus.....	22
2.1 Emil Dovifat (1964): Klatschjournalismus als Mittel zur politischen Diskreditierung.....	22
2.2 Wolfgang R. Langenbucher (1969): Klatschjournalismus als Mittel der Demokratisierung.....	25
2.3 Walter Nutz (1971): Klatschjournalismus als Konformpresse.....	29
2.4 Hubert Treiber (1982): Klatschjournalismus enthüllt feine Rangunterschiede	38
2.5 Arno Makowsky (1988): Klatschjournalisten als Unterhalter?.....	42
2.6 Steffen Burkhardt (2002, 2003): Klatschjournalismus als Subsystem..	52
2.7 Irene Neverla (2002): Klatschjournalismus unter metatheoretischem Blickwinkel	69
2.8 Christian Pundt (2002): Klatschjournalismus als Katalysator gesellschaftlicher Entwicklung	73
2.9 Zusammenfassung	75
3 Was ist Klatsch?.....	81
3.1 Versuch einer Einordnung über die Etymologie	88
3.2 Annäherung über das Wortfeld.....	91
3.2.1 Analyse des Wortfeldes.....	93
3.2.1.1 Sozial neutrale Kommunikationsform	95
3.2.1.2 Sozial geächtete Kommunikationsformen	104
3.2.1.3 Sozial kompatible Kommunikationsformen.....	116
3.3 Fazit und Definition: Das ist Klatsch	122
3.4 Rückbindung der Ergebnisse aus Kapitel 3 an Kapitel 2: Probleme mit der komplexen Bedeutungsstruktur des Wortes „Klatsch“ bei der Erforschung des Klatschjournalismus.....	127
4 Strukturmerkmale des Neologismus „Klatsch“	131
4.1 Klatsch – eine vom Wertewandel des Übergangs von einer adlig- feudalen zur bürgerlichen Kultur geprägte Sozialhandlung.....	132
4.2 Die <i>Klatschdichotomie</i> Zeitnutzen/Zeitverschwendung.....	144
4.2.1 Bürgerliche Kultur und Zeit	144
4.2.2 Adlige Kultur und Zeit	150

4.2.3	Die Zeit: Zusammenfassung.....	159
4.3	Die <i>Klatschdichotomie</i> Privates/Öffentliches.....	161
4.3.1	Bürgerliche Kultur und das Private	161
4.3.2	Adlige Kultur und das Private?	167
4.3.3	Das Private: Zusammenfassung.....	171
4.4	Die <i>Klatschdichotomie</i> männlich/weiblich.....	172
4.4.1	Bürgerliche Kultur und die Rolle der Base	176
4.4.2	Adlige Kultur und die Rolle der Base	179
4.4.3	Die Base: Zusammenfassung.....	181
4.4.4	Bürgerliche Kultur und die Rolle der Frau.....	182
4.4.5	Adlige Kultur und die Rolle der Frau.....	192
4.4.6	Zusammenfassung: <i>Klatschdichotomie</i> männlich/weiblich	202
4.5	Zusammenfassung: Klatsch – eine vom Wertewandel des Übergangs zwischen adliger und bürgerlicher Kultur geprägte Sozialhandlung ..	204
5	Parallelkulturen: Eine Überlegung.....	211
5.1	Ausschließende Gesellschaftsordnungen	211
5.2	Verhältnis von Fragment und jeweiliger Leitkultur	212
5.3	Klatsch als Fragment adliger Kultur.....	216
5.4	Klatsch in der bürgerlichen Kategorie Journalismus und das <i>Unbehagen</i>	218
5.5	Das <i>Unbehagen</i> – seine Berechtigung, sein Nutzen.....	220
5.6	Die Anziehungskraft und Macht adliger Kultur	223
5.7	Adlige Kultur als Unterhaltung	223
6	Verbürgerlichung adliger Kultur: Ein Anwendungsbeispiel	226
7	Zusammenfassung.....	237
7.1	Zusammenfassung und Fazit	237
7.2	Ausblick.....	242
8	Literaturverzeichnis	244
8.1	Quellen.....	244
8.2	Presse- und Agenturquellen.....	263
9	Danksagung.....	266

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildung 1:	Sinnkonglomerat Klatsch.....	127
Abbildung 2:	Fragment einer bürgerlichen Kultur in der adligen Gesellschaft	212
Abbildung 3:	Verhältnis adliger zu bürgerlicher Kultur im 18./19. Jahrhundert.....	214
Abbildung 4:	Fragment einer adligen Kultur in der bürgerlichen Gesellschaft.....	215
Tabelle 1:	Adlige und bürgerliche Kultur im Hinblick auf Klatsch.....	207

„Probleme kann man niemals mit derselben Denkweise lösen,
durch die sie entstanden sind.“
(Albert Einstein)

1 Einleitung und Fragestellung

Klatschjournalismus boomt. Gab es 1993 an den Kiosken in Deutschland gerade einmal 13 Zeitschriften, die ihr Millionenpublikum mit exklusiven Geschichten aus dem Privatleben der Prominenten lockten, waren es im Jahr 2009 bereits 37 Titel.¹ Hinzu kommen die Kolumnen der lokalen Tageszeitungen und die Boulevardzeitungen, die in der Regel über ein eigenes Show-Ressort verfügen und Klatschthemen oft für Schlagzeilen nutzen. Nicht nur das: Auch das Angebot neuer Medien und der Wandel etablierter Medien zeigt Auswirkungen auf die zunehmende Verbreitung von Klatsch im Journalismus. Es gibt *Klatschmagazine* im Fernsehen und Promibeiträge im Hörfunk. Wobei hier durchaus hinterfragt werden muss, ob ein Interview mit einem Prominenten, der bei einer Plattenfirma unter Vertrag ist, die gleichzeitig Mitinhaber eines Radiosenders ist, in dem das Interview gesendet wird, wirklich als Klatschjournalismus zu bewerten ist, oder ob es sich hier nicht vielmehr um PR handelt. Die gleiche kritische Frage gilt für die Synergieketten der TV-Sender, etwa das nette, gerne ins Private führende Geplauder eines Schauspielers in einer der Freitagabend-Talkrunden des öffentlich-rechtlichen Fernsehens, wo auch sein neuester Film ausgestrahlt wird. Im Internet gibt es Blogs und Kolumnen sowie soziale Netzwerke, die nicht nur Bloggern zur Verbreitung von Klatschnachrichten dienen, sondern die einige Prominente selbst als Verlautbarungsmedien nutzen.

Aber nicht nur in den neuen sozialen Netzwerken, den privaten Radio- und TV-Stationen sowie in den klassischen Klatschmedien, wie den wöchentlichen Illustrierten und den Boulevardmedien², hat Klatschjournalismus, wie ich diesen

¹ Vgl.: www.ivw.de.

² Burkhardt sagt, dass Klatschjournalismus ein genuines Element der wöchentlich erscheinenden Illustrierten ist. Darüber hinaus ist er ein zentrales Element der täglich publizierten Boulevardzeitungen, die jedoch neben Klatsch noch andere Themen wie Politik, Sport, Lokales etc. behandeln. (Burkhardt 2003: 32 f.). Boulevardzeitungen und Abonnement-Zeitungen unterscheiden sich durch den Anteil, den die festen Abonnenten an der verkauften Auflage ausmachen. Beträgt der Abonnentenanteil weniger als 50 Prozent, spricht man von einer

Typus Journalismus, der sich der Schilderung des Privatlebens Prominenter widmet, im Folgenden nennen werde, Hochkonjunktur. Neu am Erfolg des Klatschjournalismus ist, dass er offenbar nicht mehr nur als eine jener „Erscheinungen [gilt], die von einer kulturellen Elite mit Naserümpfen, von Kulturkritikern verschiedenster politischer Provenienz nur mit erhobenen Zeigefingern – sofern überhaupt – zur Kenntnis genommen werden“ (Langenbucher/Mahle 1974: 12; Erg. d. Verfin.), sondern dass er Eingang in zuvor unbekannte Terrains findet. Denn nun klatschen „auch die seriösen Nachrichtenmagazine“ (Neverla 2002a: 3) mit. Das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* formuliert es so: „Vom mickrigen Provinzblatt bis zur *nationalen Premiumzeitung* [haben] alle begriffen, wie sie mit Promi-Bildern auf Seite eins und süffigen Schlagzeilen die Neugier der Leser wecken“ (Brauck/Hülsen 2008: 73; Erg. u. Hervorh. d. Verfin.). Das Branchen-Fachblatt *Journalist* nimmt ebenfalls zu diesem Wandel des Medienangebotes Stellung. In Anlehnung an die falsche Syntax der prämierten *Bild*-Schlagzeile „Wir sind Papst!“³ fragt es in weißen Lettern auf rotem Grund: „Wir sind Boulevard! Ist der Klatsch allgegenwärtig?“ (Hus/Wittrock 2008: 1).

Auch die Premiummedien klatschen

Es sieht ganz danach aus, dass Klatschjournalismus allgegenwärtig ist. Doch wie selbstverständlich die Veröffentlichung von privaten, ja intimen Angelegenheiten selbst in jenen Medien geworden ist, die als gehoben gelten, zeigt sich weniger in den medial groß aufbereiteten und mit privaten Details ausgeschmückten Affären, z. B. der Politiker Rudolf Scharping, Michel Friedman oder Bill Clinton, die von einer auf nachrichtlichen Journalismus fokussierten Forschung unweigerlich (und begleitet von hitzigen Diskussionen) als *Personalisierung*, *Privatisierung*, *Entpolitisierung* (vgl. Ross 1998) wahrgenommen werden muss.⁴ Dabei steht

Boulevardzeitung und meint – genau genommen – eine Kaufzeitung (vgl. Ossorio-Capella 1972: 96).

³ Die *BILD*-Schlagzeile „Wir sind Papst!“ vom 20. April 2005 zur Wahl Joseph Kardinal Ratzingers zum Papst Benedikt XVI. wurde von der Gesellschaft für deutsche Sprache auf den 2. Platz der zehn Wörter des Jahres 2005 gewählt.

⁴ In Bezug auf Enthüllungen aus dem Privatleben von Politikern scheint es große kulturelle Unterschiede zu geben. Das sei kurz an Enthüllungen von *Bunte* und des *National Enquire* dargestellt: In den USA hat der *National Enquire*, dessen „Reporter [...] über Ufos und Hollywood-Stars mit Cellulitis oder Sexvideos von TV-Sternchen“ (Müller/Schmitz 2010: 130) schreiben, eine außereheliche Affäre, aus der ein außereheliches Kind hervorging, des

unter anderem die für Klatschjournalismus idiosynchratische Darstellung von Lebensformen, -einstellungen und -modellen anhand von Einzelschicksalen unter dem Stichpunkt Personalisierung (vgl. Ross 1998) in der Kritik, ohne freilich einzubeziehen, dass diese vielfach erst das Interesse nach einer weiter gehenden Sachinformation hervorrufen kann (vgl. BVerfG in NJW 2000: 1021, 1024).

Die Allgegenwart von Klatsch, auch in den sogenannten Qualitätsmedien, zeigt sich vielmehr an neuen Themenschwerpunkten sowie daran, dass nun auch Personen in den Fokus der Berichterstattung rücken, die vor einem Jahrzehnt nicht einmal in den Meldungsspalten erwähnt worden wären – und auch daran, mit welcher Detailfreude deren Privatsphäre präsentiert wird.

Ein Beispiel: Der Kulturteil des Hamburger Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* berichtete im Mai 2006 über die Deutschlandtour des britischen Musikers Pete Doherty, der weniger für sein musikalisches Können als für seinen Drogenkonsum, seine Liebesbeziehungen und seinen Lebenswandel bekannt ist. Schwerpunkt des Artikels ist somit auch weniger Dohertys künstlerische Darbietung, was eine Erwähnung in einem überregionalen Feuilleton gerechtfertigt hätte, sondern sind die Begleitumstände seiner Tournee. In dem Artikel mit der Überschrift „Rock und Blut“ heißt es u. a.:

„Euphorisierte Teenager mit leuchtenden Gesichtern, die hektisch mit ihren Handys den Bus fotografieren und auf den Star lauern. [...] Und tatsächlich – irgendwann öffnet sich die Tür, und ein Mitarbeiter der Band lässt die Hübschen und Abenteuerlustigen zu zweit und zu dritt in den Bus steigen. ‚Groupies‘ nennt die Hamburger Boulevardpresse diese Mädchen am nächsten Tag. Einige verlassen den Bus schnell

Vizepräsidentenschaftsbewerbers von 2004 und 2008, John Edwards, enthüllt und sich mit den entsprechenden Artikeln um den renommierten Pulitzer-Preis beworben (vgl. Müller/Schmitz 2010: 130 ff.). In Deutschland enthüllte der *Stern*, dass *Bunte* angeblich die Politiker Oskar Lafontaine, Sahra Wagenknecht, Franz Müntefering (vgl. Röhrig/Tillack/Krause 2010: 40 ff.) über eine externe Detektei hat beschatten und ausspionieren lassen. (*Bunte* dementiert diese Vorwürfe.) Zwar wurde in beiden Ländern über die Frage diskutiert, welcher Zweck (politische Enthüllung) welche Mittel (Bezahlung von Informanten, Nachstellungen, Spionage) heiligt. Doch während in Deutschland grundsätzlich die Notwendigkeit solcher Enthüllungen angeprangert wurde – der *Stern* zitiert Michael Haller: „Münteferings Privat- oder gar Intimsphäre hat mit seinem politischen Mandat schlicht nichts zu tun.“ (Röhrig/Tillack/Krause 2010: 42) – stand dies in den USA außer Frage: Die Journalistin Jessica Bennett von „Newsweek“ meint: „Wir haben die Story nicht herausbekommen, die ‚New York Times‘ auch nicht. Das Schundmagazin hat sie herausbekommen.“ (Röhrig/Tillack/Krause 2010: 132) Es wird also durchaus als Aufgabe der Presse betrachtet, private Angelegenheiten aus den Leben von Politikern zu enthüllen und dies zu veröffentlichen (vgl. Sennett 1974).

wieder. „Ich wollte ihm doch nur einen Kuss geben, nicht die Eier lecken.“⁵

„Eier lecken“⁶? So offenherzig sagt es nicht einmal der Boulevard.

Die Zeit, in der sich die sogenannten seriösen Zeitungen und Magazine in einer bigotten⁷ Mischung aus Mahnung und an Zitaten reicher Nacherzählung über die Auswüchse des Klatschjournalismus ereiferten (dabei jedoch relativ unverhohlen selbst von der Anziehungskraft der Klatschthemen profitieren), ist also passé? Im Gegenteil: Klatschgeschichten bevölkern die Feuilletons und erobern die Titelseiten der Nachrichtenmagazine. Johst etwa bezeichnet den *Spiegel*-Titel vom 5. Februar 2001, der unter dem Wort „Ich“ ein Porträt des Tennisspielers Boris Becker zeigt und u. a. dessen „intime[n] Aufenthalt in der Wäschekammer eines Londoner Hotels“ (Johst 2002: 26) schildert, als Einstieg der sogenannten seriösen Medien in das „Geschäft mit dem Klatsch“ (Johst 2002: 26). Klatschgeschichten sind also nicht nur „allgegenwärtig“ (Hus/Wittrock 2008: 1), sie sind nun selbst „News“, wie Jeanette Walls (2000: 1) behauptet, also *Nachrichten*; eben „Nachrichten aus der Promiszene“ (Johst 2002: 26).

„Qualitätsstandards“ im Klatschjournalismus?

Doch wie auch immer man diese neue Ausformung des Medienangebotes beurteilen mag – und ich möchte hier ausdrücklich betonen, dass ich mich einer Be- oder Verurteilung gänzlich enthalte. Ich erörtere lediglich verschiedene Standpunkte und entwickle auf dieser Basis eine *Theorie* –, gerade weil Klatsch zu einem „der Zentralformate im Journalismus“ (Neverla 2002a: 3) geworden ist, genügt es nicht mehr, ihn generell und damit ungenau und leider oft defizitär zu

⁵ Böckem, Jörg; Dallach, Christoph; von Uslar, Moritz: „Rock und Blut“. In: Der Spiegel, 22. Mai 2006, S. 158–162, S. 157.

⁶ Ebenda.

⁷ Ein Beispiel für diese mit doppelten Standards operierenden Artikel bietet der *Spiegel*-Bericht „Im Reich der Rosenkrieger“. Dort wird einerseits die mahnende Frage gestellt: „Uschi Glas, Sabine Christiansen, die Wussows. Wenn Prominenten-Ehen scheitern, liefern sie oft den Stoff für Seifenopern. Warum entblößen sich medienerfahrene Kombattanten bis auf die Knochen und warum schaffen es nur wenige, sich die Kriegsberichterstatter vom Leib zu halten?“ (Brinkbäumer/Ehlers/Goos/Gorris/Hoppe/Neumann/Smolczyk/Supp 2002: 140). Andererseits werden die „Scheidungsschlachten“ ebenfalls anschaulich und nicht ohne Häme [„Was passiert mit dem gemeinsamen Hund? Muss er ins Heim?“ (Brinkbäumer/Ehlers/Goos/Gorris/Hoppe/Neumann/Smolczyk/Supp 2002: 146)] nachgezeichnet, wobei auffälligerweise die Recherchen in diesem Artikel nie so weit gehen, mit den betroffenen Prominenten persönlich zu sprechen, dahingegen wird in diesem Beispiel viel aus *Das Neue*, *BILD*, *BZ*, *die aktuelle* und *Frau im Spiegel* zitiert.

beschreiben, sondern ist es geradezu zwingend geworden, ihn auf seine genuinen Standards und seine eigene journalistische *Qualität* hin zu untersuchen. Das Problem jedoch, das gleichzeitig mit der Frage nach *Qualitätsstandards* für das „Subsystem Klatschjournalismus“ (Burkhardt 2003: 132) aufkommt, ist, dass innerhalb der aktuellen Debatte, die um das Zusammenspiel der Hyperkategorien *Informations-* bzw. versus *Unterhaltungsjournalismus* geführt wird, das Kriterium *Qualität* für die sogenannten seriösen Titel (mit denen *Informationsjournalismus* selbstverständlich assoziiert wird) reserviert ist, wobei gleichzeitig impliziert wird, dass alle Medien, die nicht dazu zählen, das Kriterium Qualität nicht für sich beanspruchen können. Das zeigt sich vor allem darin, dass gemeinhin und ohne Reflexion im ersten Fall von „Qualitätsjournalismus“ die Rede ist und im zweiten Fall, ebenfalls unreflektiert, gerade wenn es um Klatschjournalismus geht, von einem „Allmachtsspiel unserer kollektiven Libido“ (Jantz/Peters 1998: 12), von „niedere[r] Publizistik“ (Dovifat 1964: 179) oder einem „mediale[n] Sündenfall“ (Burkhardt 2002: 9). Um sich diese impliziten Standards bewusst zu machen, und auch, um darüber hinaus anzuregen, die eigenen latenten Wertvorstellungen während der Lektüre dieser Arbeit zu hinterfragen und möglicherweise auch zu korrigieren, wird immer, wenn es nötig erscheint, die modifizierende Formulierung „sogenannt“ vor Termini wie *Qualitätsjournalismus*, *Unterhaltungsjournalismus* etc. gesetzt werden.

Klatsch gilt als negativ, was immer man Gutes über ihn sagt

Doch bevor *Qualitätsstandards* im Klatschjournalismus erarbeitet werden sollen, muss eines vorweggeschickt werden: Bei der Frage nach Qualitätskriterien im Klatschjournalismus geht es nicht darum, ihn als „clevere Kommunikationsform“ (Topf 2005: 1) anzupreisen – und das nicht nur, weil ein Pauschalurteil in eine positive Richtung genauso verfälschend wirkt wie die oben aufgeführten negativen Pauschalurteile. Vielmehr gilt vorrangig, dass es eine der typischen, unleugbaren Eigenschaften von sowohl Klatsch im Alltag als auch Klatsch im Journalismus ist, dass er eben genau *nicht* die gleiche Anerkennung genießt wie andere Kommunikationsformen oder journalistische Formen, sondern ihm – im Gegenteil – immer etwas Negatives, Abwertendes anhaftet: Er gilt als „unnützes Geschwätz“ (Bergmann 1987: 1), als „Gerede“ und „dummes Zeug“ (Radszuweit

1982: 237), als „[übles, gehässiges] Gerede [hinter jmds. Rücken]“ (Duden 1999³: 2132). Diese Urteile sind fest mit dem Begriff „Klatsch“ verknüpft und nicht wegzudenken – und jeder, der sich mit Klatsch, in welcher Erscheinungsform auch immer, auseinandersetzt, also auch mit Klatsch im Journalismus, muss das in seine Überlegungen mit einbeziehen. Klatsch sowie Klatschjournalismus sind negativ besetzt, was immer man auch Gutes über sie sagen kann.

Wie funktioniert Klatschjournalismus?

Für die Betrachtung von Klatschjournalismus ist nicht nur, wie beim Nachrichtenjournalismus, eine Abkehr von individuell-normativen Bemessungsmaßstäben, die das Handeln von einzelnen publizistischen Persönlichkeiten in den Mittelpunkt stellen (vgl. Blöbaum 2000: 170), sondern darüber hinaus auch eine Hinwendung zur Betrachtung von journalistischem Handeln im funktionalen Kontext einer Redaktion, eines Mediensystems, der Gesellschaft nötig.

Für den Nachrichtenjournalismus hat Blöbaum folgende „Programme“ definiert (vgl. Blöbaum 2000: 177 f.): Es werden innerhalb einer Organisation (Ressort, Redaktion) Informationen gesammelt (passiv mittels Agenturen, aktiv mittels Recherche) und strukturiert, nach bestimmten Kriterien selektiert (Nähe, Neuigkeit, Aktualität, Relevanz) und in bestimmten Darstellungsformen (z. B. Nachricht, Bericht, Reportage, Interview, Kommentar) präsentiert und letztlich geprüft (vgl. Blöbaum 2000: 177 f.). Rühl beschreibt dieses „redaktionelle Entscheiden“ (Rühl 1989: 254) als ein wichtiges Programm in der Organisation Redaktion, als ein „strukturiertes und programmiertes Auswählen zwischen alternativen Ereignissen, Themen und Mitteilungskomplexen“ (Rühl 1989: 254). Welche journalistischen Entscheidungsprozesse gelten dabei für den Klatschjournalismus? Werden da die gleichen Programme durchlaufen, wie sie Blöbaum für den Informationsjournalismus definiert hat? Und wenn nein, wodurch unterscheiden sich diese Prozesse vom sogenannten Klatschjournalismus? Ist Klatschjournalismus tatsächlich bloß *Unterhaltung*, oder entspricht er den Anforderungen und der Funktion, die gemeinhin von Journalismus erwartet werden? Doch was ist Journalismus überhaupt?

Meier definiert Begriff und Funktion so:

„Journalismus recherchiert, selektiert und präsentiert Themen, die neu, faktisch und relevant sind. Er stellt Öffentlichkeit her, indem er die Gesellschaft beobachtet, diese Beobachtung über periodische Medien einem Massenpublikum zur Verfügung stellt und dadurch eine gemeinsame Wirklichkeit konstruiert. Diese konstruierte Wirklichkeit bietet Orientierung in einer komplexen Welt.“ (Meier 2007: 13)

Weischenberg setzt seine Definition in einen theoretischen Rahmen⁸:

„Journalismus ist mehr (und anderes) als eine Ansammlung von Akteuren, die ‚Journalisten‘ genannt werden. Der Begriff lässt sich verstehen als Sinn- und Handlungszusammenhang, der von anderen Bereichen der Gesellschaft durch eine besondere Zuständigkeit abzugrenzen ist: Themen zu selektieren, die *neu*, *relevant* und *faktisch* sind. Damit wird die Perspektive einer konstruktivistischen Systemtheorie eingenommen, die auf bestimmten empirischen und epistemologischen Voraussetzungen beruht (Scholl/Weischenberg 1998), nämlich dass [a.] die moderne ausdifferenzierte Gesellschaft eine Instanz zur permanenten und zeitnahen Beobachtung braucht; [b.] dafür professionelle Beobachter notwendig sind, die mithilfe von eigenen Beobachtungen und Beschreibungen ‚Medienrealität‘ schaffen [...]; [c.] diese Beobachtung als Fremdbeobachter ablaufen und sich somit von anderen Bereichen wie z. B. Literatur (New Journalism) oder Public Relations abgrenzen lassen.“ (Weischenberg 2005: 132; Hervorh. d. Verfin.)

Dass diese Maßstäbe angesichts eines polymorphen Medienangebotes und im Hinblick auf die Integration von Klatschjournalismus, der – wie noch zu zeigen ist (vgl. Kapitel 1) – oft verkürzt unter dem Begriff *Unterhaltung* subsumiert wird, zu kategorisch ausfallen, ist in der akademischen Auseinandersetzung mit der Frage, was Journalismus sei, vielfach bemerkt und auch kritisiert worden (vgl. Neverla 2002b; 48 f.; Klaus/Lünenborg 2000). Meier spricht sich deshalb für fließende Grenzen aus, die der Realität einer modernen, variantenreichen Medienwelt angemessener erscheinen. Er sagt:

„Journalismus lässt sich von anderen Aktivitäten im Medienbetrieb nicht klar unterscheiden. Selbst mit einer guten wissenschaftlichen Definition kann man oft nicht nach dem Muster ‚ja‘ oder ‚nein‘ vorgehen, sondern eher mit Hilfe der bipolaren Linie: Es handelt sich dann um ‚mehr‘ oder ‚weniger‘ Journalismus.“ (Meier 2007: 13)

Kann diese fließende Grenzziehung auch einer Annäherung an Klatschjournalismus gerecht werden, der in einem akademischen Umfeld, das zur

⁸ In Kapitel 2 wird gezeigt, dass jede Beschreibung von Journalismus nie isoliert steht, sondern immer auf einem theoretischen Fundament fußt, und dieses Fundament durchaus wechselnden Perspektiven und Zeitströmungen unterliegt und damit auch die jeweilige Definition, was Journalismus ist und was er zu leisten habe.

Beschreibung von Journalismus oftmals am Ideal des vermeintlich objektiven Nachrichtenjournalismus festhält, generell als „niedere Publizistik“ (Dovifat 1964: 179) abgetan wird, obwohl das *Gefälle* auch für diejenigen erkennbar ist, die aus Angst vor Prestigeverlust (vgl. Renger 2000b: 15) ein Interesse an jener populären Medienform leugnen: ein Gefälle etwa zwischen a.) einer gut recherchierten und fotografisch detailreich dokumentierten Heimreportage bei Maximilian Schell, wie sie in *Neue Post*⁹ zu lesen war, und b.) einem Bericht über die spanische Kronprinzessin Letizia in *Frau mit Herz*, wo (zudem syntaktisch krumm) gefragt wird: „Was tut sie ihrer Tochter nur an? Prinzessin Letizia. Leonor – Spielball im Machtkampf um die Krone!“¹⁰. Und im Vergleich dazu c.) die *Bunte*-Titelgeschichte, in der der damalige Verteidigungsminister Rudolf Scharping sich mit seiner damaligen Freundin Kristina Gräfin Pilati im Pool zu Liebesbekenntnissen¹¹ hinreißen lässt. Inwieweit lässt sich die Themenauswahl nach den Selektionskriterien *neu*, *relevant* und *faktisch* (vgl. Weischenberg 2005: 132) unter Rücksicht auf eine Beobachtungsfunktion der Gesellschaft fruchtbar machen?

Dass Klatschjournalismus auf dem *Aktualitätsprinzip* operiert oder es suggeriert, darauf deuten die Namen der zahlreichen Publikationen der Regenbogenpresse zwar hin, in denen die Worte „neu“ und „aktuell“ variiert werden: z. B. *Das Neue*, *Neue Post*, *Das Neue Blatt*, *die aktuelle*. (Ob es wirklich so ist, dass die darin präsentierten Artikel immer auch *neu* sind, wird noch zu untersuchen sein.) Ebenso verhält es sich mit der *Faktizität* von Klatschjournalismus (vgl. Kapitel 2.9) – ist sie tatsächlich vorhanden oder wird sie vorgetäuscht, wie es besonders in der wissenschaftlichen Literatur m. E. leichtfertig, da generell, unterstellt wird? Und was ist mit der gesellschaftlichen *Relevanz*? Gerade ihr (angeblicher) Mangel findet in Bezug auf Klatschjournalismus immer wieder seinen unmittelbaren Ausdruck in Äußerungen wie z. B.: „Wen interessiert schon, ob Dieter Bohlen

⁹ Vgl. Sowinski, Roswita: „NEUE POST besuchte den Weltstar in Kärnten. Maximilian Schell: Jetzt hütet er das Erbe seiner geliebten Schwester Maria“. In: *Neue Post*, 9. September 2009, S. 58–59.

¹⁰ Vgl: s. n.: „Was tut sie ihrer Tochter nur an! Prinzessin Letizia. Leonor – Spielball im Machtkampf um die Krone“. In: *Frau mit Herz*, 28. März 2011, S. 8–9.

¹¹ Vgl. Sahner, Paul: „Und jetzt wird geheiratet. Rudolf Scharping und Kristina Gräfin Pilati verbringen einen Liebesurlaub auf Mallorca. In BUNTE sagen sie, wie sie heiraten und warum sie weder Ringe noch einen Ehevertrag brauchen.“ In: *Bunte*, 23. August 2001, S. 36–44.

eine neue Freundin hat, oder nicht?“¹² In der Literatur finden sich nur wenige Verweise auf die soziale *Relevanz* von Klatschjournalismus: Weischenberg, Malik und Scholl machen darauf aufmerksam, wenn sie sagen, dass es bei „Klatsch und Tratsch, [...] auch um grundlegende moralische Werte [gehe], die am Beispiel der Prominenten verhandelt werden müssen“ (2006: 115; Erg. d. Verfin.). Langenbucher bemerkt in diesem Zusammenhang, „dass Demokratisierung noch ein paar Facetten mehr hat – gerade auch für Journalisten – als man gemeinhin so glaubt“ (1969: 72; vgl. hierzu auch: Pundt 2000). In der Regel jedoch gilt für Klatschjournalismus (wie ich auf den folgenden Seiten zeigen werde) die Meinung: „Klatsch bleibt vielfach im Bereich des nur Gesellschaftlichen“ (Dovifat 1964: 180) – was gelegentlich auch in die Forderung nach einer Aberkennung des Journalistenstatus für Klatschakteure führt (vgl. Sommer 1994: 95).

Einen der medialen Realität gerechteren Blick auf die Wirkung und Funktion von Klatschgeschichten bietet, wenn schon nicht die Forschung, so doch die Rechtsprechung, die sich in zahlreichen Prozessen zu Persönlichkeitsrechtsverletzungen mit dieser Problematik auseinanderzusetzen gezwungen sieht. In einem Urteil des Bundesverfassungsgerichtes heißt es:

„Die Presse muss nach publizistischen Kriterien entscheiden dürfen, was sie des öffentlichen Interesses für wert hält und was nicht. Dass die Presse eine meinungsbildende Funktion hat, schließt die Unterhaltung nicht aus der verfassungsrechtlichen Funktionsgewährleistung aus. Meinungsbildung und Unterhaltung sind keine Gegensätze. Auch in unterhaltenden Beiträgen findet Meinungsbildung statt. [Deshalb kann] auch der bloßen Unterhaltung der Bezug zur Meinungsbildung nicht von vornherein abgesprochen werden. Es wäre einseitig anzunehmen, Unterhaltung befriedige lediglich Wünsche nach Wirklichkeitsflucht und Ablenkung. Sie kann auch Realitätsbilder vermitteln und stellt Gesprächsgegenstände zur Verfügung, an die sich Diskussionsprozesse und Integrationsvorgänge anschließen können, die sich auf Lebenseinstellungen, Werthaltungen und Verhaltensmuster beziehen, und erfüllen insofern wichtige gesellschaftliche Funktionen. Unterhaltung in der Presse ist aus diesem Grund, gemessen an dem Schutzziel der Pressefreiheit, nicht unbeachtlich oder gar wertlos und deswegen ebenfalls in den Grundrechtsschutz einbezogen. Das gilt auch für die Berichterstattung über Personen. Personalisierung bildet ein wichtiges publizistisches Mittel zur Erregung von Aufmerksamkeit. Sie weckt vielfach erst das Interesse an Problemen und begründet den

¹² Dieser gängigen Behauptung möchte ich ein Zitat des Journalisten Karl-Heinz Hagen entgegenstellen: „Es gibt keine uninteressanten Menschen, es gibt nur schlechte Journalisten.“ (Simon 1968: 96)

Wunsch nach Sachinformationen. Auch Teilnahme an Ereignissen und Zuständen wird meist durch Personalisierung vermittelt. Prominente Personen stehen überdies für bestimmte Wertvorstellungen und Lebenshaltungen. Vielen bieten sie deshalb Orientierung bei eigenen Lebensentwürfen. Sie werden zu Kristallisationspunkten für Zustimmung oder Ablehnung und erfüllen Leitbilder oder Kontrastfunktionen“ (BVerfG in NJW 2000: 1021, 1024)¹³

Doch auch wenn das Bundesverfassungsgericht Klatschjournalismus eine soziale Relevanz zubilligt, ist (bei Betrachtung des Forschungsstandes) nicht fassbar, welche „Programme“ (Blöbaum 2000: 177 f.) Klatschjournalismus durchläuft. Es bleibt also zu fragen: Welche „Programme“ sind es? Und unterscheiden sie sich wirklich so maßgeblich von den „Programmen“, die im Nachrichtenjournalismus etabliert sind? Nach wie vor wird Klatschjournalismus in der Forschung, wenn überhaupt als Journalismus (und nicht als Unterhaltung), dann als Sonderform des Journalismus erlebt (vgl. Neverla 2002b), bei der fraglich ist, ob in der Forschung etablierte Maßstäbe geltend gemacht werden können. Langenbucher bemerkt in seinem Aufsatz *„Klatsch in der Lokalzeitung? Materialien zu einer unbefangenen gestellten Frage“*: „Solcher Journalismus [nämlich der Klatschjournalismus] will gelernt sein“ (1969: 69; Erg. d. Verfin.). Das heißt: Auch Klatschjournalisten haben sich ihre journalistischen Fertigkeiten durch das berufliche Umfeld angeeignet, und diese Fertigkeiten sind das Ergebnis „von Lernprozessen im Journalismus“ (Scholl/Weischenberg 1998: 50) – und nicht von individuellen Begabungen, wie etwa einen „Riecher“ (Makowsky 1988: 62) für Geschichten haben oder eine „Nase für Nachrichten“ (Scholl/Weischenberg 1998: 50). Aber ist es angesichts der in diesem Bereich klaffenden Forschungslücke (vgl. Kapitel 2) überhaupt realisierbar, diese „Lernprozesse“ transparent zu machen? Oder ist es nicht vielmehr nötig, zunächst eine theoretische Grundlage zu schaffen, die Antworten auf diese Frage ermöglichen kann und dann weiter gehende Fragestellungen (zu den Kommunikatoren, ihren Einstellungen, zum Publikum, zum redaktionellen Selektions- und Informationsbeschaffungsprozess) erlaubt? Ein Aspekt dieser Arbeit „Klatschjournalismus. Fragment einer adligen Kultur in

¹³ Das Zitat stammt aus einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1999. In dem Verfahren vor dem Bundesverfassungsgericht war die Beschwerdeführerin Caroline von Monaco gegen Fotos vorgegangen, die die Illustrierte *Bunte* veröffentlicht hatte. Sie zeigten die Beschwerdeführerin beim Einkaufen, beim Radfahren und mit ihren Kindern. Das BVerfG entschied, dass die Klägerin die Fotos, die sie bei ihren Freizeitaktivitäten zeigen, hinnehmen müsse, die hingegen, die sie mit ihren Kindern zeigen, nicht. Das Urteil berührt Grundsatzfragen zum allgemeinen Persönlichkeitsrecht und der Pressefreiheit in Bezug auf die Berichterstattung über das Privatleben Prominenter (vgl. Bundesverfassungsgericht, Pressestelle 1999).

der bürgerlichen Gesellschaft“ wird es daher sein, eine theoretische Grundlage zu skizzieren, die es gestatten soll, sich dem Gegenstand Klatschjournalismus aus einem neuen Blickwinkel zu nähern und damit vielleicht die Forschungslücke, die in Bezug auf diese Form des Journalismus besteht, ein Stück weit zu schließen.

Defizite in der Forschung und ihre möglichen Ursachen

Die aktuelle Journalismusforschung hat, obwohl sie dem eingangs beschriebenen Wandel des Medienangebotes parallel mit seinem Beginn (der mit der Einführung des Privatfernsehens in Deutschland einhergeht) intensiv und nicht nur mit unsystematischen Polemiken (vgl. Weischenberg 1997; Waberer 2001; Flamm 2002), sondern auch mit theoretischen Konzepten und Modellen (vgl. Renger 2000a; Dulinski 2003; Klaus/Lünenborg 2000) begegnet, die Frage nach Qualitätskriterien im Klatschjournalismus weitestgehend ignoriert, vielleicht auch vor ihr kapituliert.

Die Ursachen für dieses Defizit sind vielfältig:

Diese Ursachen mögen a.) an der Fokussierung auf die Erforschung eines in der Tradition der bürgerlichen Aufklärung stehenden (politisch-wirtschaftlichen) Nachrichtenjournalismus und der damit verbundenen Abwertung jeder anderen Form des Journalismus liegen (vgl. Neverla 2002b).

Diese Ursachen mögen b.) darin liegen, dass die dichotomen Raster der Kategorisierung – wie etwa Fiktion/Faktizität, Privates/Öffentliches, Unterhaltung/Information, rational/emotional, System/Individuum – immer noch aufrechterhalten werden, obwohl sie falsche Bezugspunkte liefern: Darauf haben u. a. Klaus und Lünenborg allein mit dem Titel ihres Aufsatzes „Journalismus: Fakten, die unterhalten – Fiktionen, die Wirklichkeiten schaffen“ bereits 2002 hingewiesen.

Diese Ursachen mögen c.) darauf beruhen, dass Klatsch selbst ein hochkomplexer und in sich zahlreiche Widersprüche vereinender Begriff ist, über den zwar im Alltagswissen eine profunde Wortvorstellung existiert (vgl. Kapitel 3.2), auf diese Wortvorstellung aber in so vielfältiger Weise referiert wird, dass der Begriff letztlich stets vage benutzt wird. Plastisch ausgedrückt: Wenn jemand „Klatsch“ sagt, heißt es nicht, dass derjenige, der „Klatsch“ versteht, genau das Gleiche

meint (vgl. Kapitel 3.3). Hinzu kommt, dass (der mündliche) Klatsch und (der medial aufbereitete) Klatschjournalismus oft synonym verwendet werden, was zu weiteren Ungenauigkeiten in der Verwendung der Begriffe und der darauf aufbauenden Theoriebildung führt.

Diese Ursachen mögen d.) darin liegen, dass sich einzelne Termini in der Debatte etabliert haben, ohne dass ihre impliziten Wertmaßstäbe hinterfragt werden – und sich deshalb Prämissen in der Debatte manifestiert haben, deren Richtigkeit kritiklos vorausgesetzt wird: Besonders irritiert hier die Verwendung des Begriffs *Unterhaltung* bzw. *Unterhaltungsjournalismus*. Während in der Journalismusforschung angestrebt wird, sich dem Begriff „Informationsjournalismus“ mit Definitionen und Fragestellungen zu nähern, bleibt der Begriff „Unterhaltung“ bzw. „Unterhaltungsjournalismus“ weitestgehend offen. In der Regel wird unter diesem Terminus bewusst oder unbewusst und ohne mit Definitionen aufzuwarten alles subsumiert, was nicht zu dem im Allgemeinen konträr verwendeten Begriff „Informationsjournalismus“ zählt: u. a. Mode-, Auto-, Sport-, Reise-, Sex-, Lifestyle-, Show- und auch Klatschjournalismus. Nur in wenigen Arbeiten wird deutlich, was mit dem Begriff „Unterhaltung“ gemeint sein könnte. So sagen Weischenberg, Malik und Scholl in ihrer Journalistik-Studie von 2006: „Bei Unterhaltungsjournalisten geht es nicht nur um Klatsch und Tratsch, sondern auch um grundlegende moralische Werte, die am Beispiel der Prominenten verhandelt werden müssen.“ (2006: 115) Ist Unterhaltungsjournalismus also „Klatsch und Tratsch“ (2006: 115)?

Kurzum: „Unterhaltung“ ist ein Terminus, der vage bleibt. Dennoch zählt er spätestens seit der Studie „Unterhaltung als Beruf?“ von Langenbucher und Mahle (1974) zum festen Kanon der Journalismusforschung. Das Bemerkenswerte aber ist, dass Langenbucher und Mahle die Frage, ob Unterhaltung ein (journalistischer) Beruf sei, in ihrer Studie nicht beantwortet haben. Denn es heißt dort:

„Häufig genannte Stichworte [für die journalistische Selbstdeutung] sind z. B.: Objektivität, Genauigkeit, Sorgfalt, Zuverlässigkeit der Information, Wissensvermittlung, Aufklärung, Wahrhaftigkeit. [...] Obwohl die meisten Befragten primär Unterhaltungsjournalismus produzieren, *betrachten nur wenige die Unterhaltung als eine wesentliche Aufgabe*. An der Spitze steht die objektive und wahrheitsgetreue Berichterstattung“ (Langenbucher/Mahle 1974: 78; 79; Hervorh. i. O.).

Die meisten der immerhin 516 (sic!) befragten Journalistinnen und Journalisten sagten demnach, ihre Aufgabe sei es, *nicht* zu unterhalten, sondern zu informieren – und dennoch hat sich der Begriff „Unterhaltungsjournalismus“ in der Journalistik manifestiert wie kaum ein anderer. Das ist eine Manifestation, die Irrtümer schafft. Aus mehreren Gründen:

Der Begriff „Unterhaltungsjournalismus“ ist a.) unsauber gewählt, da er aus der Rezeptionsforschung stammt und bei Langenbucher und Mahle in der Kommunikatorforschung Verwendung findet, er also falsche Folgerungen evoziert: Denn was unterhält und was nicht, entscheidet schließlich der Rezipierende – nicht der Kommunikator.

Und b.) scheint der Begriff „Unterhaltungsjournalismus“ auch insofern fraglich zu sein, weil Qualitätskriterien für *Unterhaltung* – möglicherweise bedingt durch die Entlehnung dieses Begriffs aus der Terminologie des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, der zwischen *Information* und *Unterhaltung* unterscheidet¹⁴ (vgl. Lünenborg 2007: 68) – auf anderen Regeln und Prinzipien beruhen als die Qualitätskriterien für Journalismus. Ein Beispiel aus dem öffentlich-rechtlichen Umfeld macht das deutlich: Die Selektions- und Entstehungsprozesse einer Informationssendung, wie z. B. „Die Tagesthemen“, gestalten sich nach völlig anderen Kriterien als die Selektions- und Produktionsprozesse einer Unterhaltungssendung, wie z. B. „Wetten, dass..?“. Die Kategorisierung von Klatschjournalismus als *Unterhaltung* macht eine Bestimmung von journalistischen Qualitätskriterien im Klatschjournalismus deshalb nicht möglich. Denn es wird dieser journalistischen Form implizit abgesprochen, überhaupt Journalismus zu sein.

c.) Ein weiterer Aspekt, der bedacht werden sollte, wenn man den Begriff „Unterhaltung“ wählt, ist die stillschweigende Annahme, dass das Publikum des sogenannten Unterhaltungsjournalismus lediglich unterhalten werden will. Meier sagt, vom Unterhaltungsjournalismus erwarte „das Publikum weniger kognitiven als emotionalen Nutzen“ (Meier 2007: 30). Aber ist das wirklich der Fall? Es fordert geradezu heraus, diese Annahme mit Beobachtungen von hoher externer Valenz zu konfrontieren: Liest eine *Vogue*-Leserin nicht etwa die *Vogue*, weil sie

¹⁴ Lünenborg schreibt: „Dieses [dichotomische] Denken hat zwei Wurzeln. Einerseits liegt dieser Zuweisung eine recht simple organisationsbezogene Zuordnung zu Grunde. So unterscheiden die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten – insbesondere im Bereich des Fernsehens – die Hauptabteilungen Information und Unterhaltung“ (2007: 68; Erg. d. Verfin.).

über die neuen Trends in der Mode *informiert* sein möchte? Liest ein *Auto-Bild*-Leser nicht die *Auto-Bild*, weil er über Neuigkeiten auf dem Automarkt *informiert* sein will? Möchte eine *Neue-Post*-Leserin nicht über Neuigkeiten aus dem Privatleben Prominenter *informiert* sein – auch wenn dieser Wunsch gesellschaftlich sanktioniert ist? Brichtas Studie zu Rezeptionsgewohnheiten von Lesern der britischen Zeitung *Sun* und der deutschen *Bild*-Zeitung scheint diese Beobachtung zu bestätigen. Exemplarisch sagte eine Leserin: „KATHRIN [FG2-G] points out: ‚My mates and I really enjoy indulging in the gossip. I always read every bit of it, so I know who has done what, when, where, why and with whom, and than I can chat about it with my mates.‘“ (Brichta 2011: 197 f.) In all diesen Beispielen scheint doch das Bedürfnis zu überwiegen, auf einem bestimmten Gebiet *informiert* zu werden, vielleicht sogar nach der Lektüre (auf einem bestimmten Gebiet) mitreden zu können, als „nur“ unterhalten zu werden.

Die Vehemenz jedoch, mit der innerhalb der Journalistik solche Beobachtungen ausgeschlossen werden, hat mit latenten Wertvorstellungen zu tun, die trotz vielfachen Bemühens, sogenannten Unterhaltungsjournalismus auch in der Wissenschaft zu beachten, nicht überwunden werden (können). Diese schlagen sich immer noch in Äußerungen nieder wie: „Innerhalb weniger Jahre hat sich die Zahl von Agenturmeldungen über *Nichtigkeiten aus dem Privatleben* von Schauspielern oder Fernsehmoderatoren vervielfacht.“ (Zschunke 2005: 18; Hervorh. d. Verf.in.). Doch auch wenn solche Feststellungen wieder die bereits oben erwähnte Unsachlichkeit offenbaren, sie haben – wie ich im Laufe der Arbeit ausführlich darstellen werde – ihre (tief verwurzelte) Berechtigung und sind nicht einfach zu überwinden. Aber sie haben die Journalistikforschung leider auch in eine Sackgasse manövriert, aus der nur mit vielem Rangieren wieder herauszukommen ist. Ich möchte – in der (durchaus berechtigten) Hoffnung, einen Ausweg aus dieser Sackgasse zu finden – meinen Informationsbegriff deshalb nicht inhaltlich definieren, sondern in Anlehnung an Gregory Bateson strukturell, also als „irgendein[en] Unterschied, der bei einem späteren Ereignis einen Unterschied macht“ (Luhmann 1996: 39).

Problematik bei der Vorgehensweise

Die Problematik an dieser Stelle ist die, dass hier in der Einleitung verkürzt Forschungsergebnisse angeführt werden müssen, die erst im Laufe der Arbeit

dargelegt und untermauert werden können. Eine weitere Hürde stellt der Versuch dar, für Problemstellungen der Journalistik und Kommunikationswissenschaft Erklärungsmuster zu finden, die eher in der Geistes- und Sprachwissenschaft verortet sind. Es ist quasi der Versuch, einen transdisziplinären Weg zu gehen, der zunächst wie ein Umweg erscheint, m. E. aber als theoretische Basis Anknüpfungspunkt für die Praxis und Empirie sein kann. Deshalb ein Wort zur Struktur dieser Arbeit *„Klatschjournalismus. Fragment einer adligen Kultur in der bürgerlichen Gesellschaft“*: Ziel ist es, einen theoretischen Rahmen zu skizzieren, der es erlaubt, in weiterführenden Forschungsarbeiten zum Klatschjournalismus eventuell auch konkrete praktische Fragestellungen (*Welche Qualitätskriterien im Klatschjournalismus gibt es?*) beantworten zu können. Dieser Rahmen soll mittels mehrerer aufeinander aufbauender linguistischer, soziologischer und kulturanthropologischer Analysen gebildet werden. Die einzelnen Analysen dienen der Untermauerung von Hypothesen, die wiederum Prämissen für weiterführende Hypothesen darstellen. Die Reichweite der auf diesem Wege gewonnenen (Teil-)Erkenntnisse lässt sich zunächst am Ende der Arbeit ermessen. Ebenso folgt erst im Laufe der Arbeit eine fundierte Definition und Darstellung der eingeführten Terminologie, wie etwa *Fragment* (was hier vorab und verkürzt gleichzusetzen ist mit einem Überbleibsel, einem Rest, einem Keim) oder *Unbehagen* (was hier vorab und verkürzt gleichzusetzen ist mit einem diffusen Misstrauen). Auch folgt erst im Laufe der Arbeit eine detaillierte Darstellung des Ausgangspunktes meiner Theorie – nämlich eine *Widerlegung der allgemeinen Auffassung*, dass *Klatsch* existiert, „solange es Sprache gibt“ (Thiele-Dormann 1995: 33) – dem ist nicht so: Das Wort „Klatsch“ ist ein Neologismus, der auf eine Sozialform referiert, die erst in der Ausprägung, wie wir sie heute kennen und verwenden, im 19. Jahrhundert entstanden ist (vgl. Pfeifer 1983: 843; Mackensen 1985: 211; Spalding 1984: 1477; Duden 2007⁴: 410; sowie: Kapitel 3.1). Es wird also um Geduld gebeten: Viele der Fragen, die sich hier in der Einleitung stellen mögen, werden im Laufe der Lektüre beantwortet werden. Eine Besonderheit dieser Arbeit ist weiter, dass viele Sachverhalte mittels der strukturalistischen Methode des Sichtbarmachens von „Gleichheiten und Verschiedenheiten“ (de Saussure 1916/1967²: 129; vgl. Levi-Strauss 1981) anhand zahlreicher Beispiele aus verschiedenen Disziplinen dargelegt werden.

Hypothese: Klatsch als Fragment adliger Kultur

Die unter den Punkten a.) bis d.) aufgezählten Ursachen für ein Forschungsdefizit im Hinblick auf die Qualitätsstandards im Klatschjournalismus mögen bei einer Ermittlung dieser zwar hinderlich sein, weil sie (wie ich in Kapitel 2 zeigen werde) nicht nur parallel existieren, sondern sich auch potenzieren. Der Hauptgrund aber für die fehlende Möglichkeit, Qualitätskriterien des *Klatschjournalismus* zu analysieren, ist m. E. von wesentlich tief greifenderer Natur – und die oben genannten Ursachen sind nur deren Ausdruck: Die Kritik am Klatschjournalismus bzw. das Misstrauen oder Unbehagen, das diese journalistische Gattung in der akademischen Welt auslöst, und besonders die Frage nach etwaigen Qualitätsstandards, beruht nicht nur auf einer (vermeintlichen) Verletzung der Privatsphäre, die wie die Öffentlichkeit eine Konstitutive der bürgerlichen Gesellschaft ist, sondern darauf, dass Klatsch – so meine Hypothese – ein Rest, ein Überbleibsel, ein *Fragment adliger Kultur* ist, das die Werte bürgerlicher Kultur aufweicht und gar untergräbt und jede wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Klatschjournalismus, oder gar die Frage nach „Qualitätsstandards“, unbewusst als *Legitimierung von Werten* verstanden wird, die an den bürgerlichen Werten und der bürgerlichen Ordnung rütteln. Denn Klatsch im Journalismus wird m. E. als *Refeudalisierung* empfunden, als eine Berichterstattung, die Fragestellungen einer *adligen Kultur legitimiert*: Wer heiratet wen? Wer bekommt ein Baby? Wer trennt sich? Diese Fragen werden auf Leistungsträger aus Show, Musik, Schauspiel, Kunst, Sport übertragen. Es handelt sich m. E. um eine *Verbürgerlichung adliger Kultur*¹⁵. Sie löst besonders dann ein großes Misstrauen bzw. etwas aus, was ich bewusst und in Anlehnung an Sigmund Freuds berühmten Aufsatz „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930), in dem er die Skepsis des Menschen vor der eigenen Kultur beschreibt (vgl. Freud 1930/94⁸), *Unbehagen* nennen werde (vgl. Kapitel 5.4), wenn diese Werte- und Fragestellungen, die in einer adligen Kultur von hoher Relevanz sind, auf Repräsentanten der bürgerlichen Gesellschaft, nämlich Politiker, übertragen werden. Denn dann wird, statt auf bürgerliche Weise mit Sachinhalten zu argumentieren, Politik mit den Mitteln einer adligen Kultur

¹⁵ Mir wurde von Irene Neverla die Frage gestellt, ob es sich bei Klatschjournalismus nicht auch um, so ihre Worte, „Veraristokratisierung bürgerlicher Kultur“ handle. Auch diese Frage kann im Laufe der Arbeit beantwortet und unter dem Stichpunkt „*Refeudalisierung*“ erklärt werden (vgl. Kapitel 5.4).

gemacht: Öffentliches und Privates fallen zusammen. Eines sei an dieser Stelle betont: Mit der Annahme, dass *Klatsch ein Fragment adliger Kultur* ist, ist ausdrücklich *nicht* eine Berichterstattung über Europas gekrönte Häupter gemeint (z. B. die Hochzeit des englischen Prinzen William von Windsor-Mountbatten, die Schwangerschaft von Prinzessin Mary von Dänemark), sondern es ist eine Annahme, die tiefer geht und strukturelle Ähnlichkeiten aufgreift: Es ist ein Kampf der Kulturen, der sich zwischen *Klatsch* als Fragment adliger Kultur und dem Journalismus als bürgerlicher Kategorie entfacht.

Ausgangspunkt der Überlegungen

Meine Hypothese ist, dass die Entstehung der „Sozialform“ (Bergmann 1987: 1) Klatsch eng mit einem *Strukturwandel des Privaten* zusammenhängt, der sich – analog zu dem von Jürgen Habermas beschriebenen „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (1962) – von der feudal geprägten vorindustriellen Gesellschaftsform im 18. Jahrhundert bis zur „industriell fortgeschrittenen und sozialstaatlich verfassten bürgerlichen Gesellschaft“ (Habermas 1962/1990: 54) vollzogen hat, und dass mit diesem *Strukturwandel des Privaten* auch das *Reden über Privates* einer neuen Bewertung unterliegt, die sich im Begriff „Klatsch“ verdeutlicht. Denn entgegen der allgemeinen Auffassung, dass Klatsch existiert, „solange es Sprache gibt“ (Thiele-Dormann 1995: 33) oder er am „Anfang der Menschheitsgeschichte steht“ (Mostar 1954: 7) und ausgeübt wird, seit „die Menschheit existiert“ (Sommer 1994: 4), ist das Wort „Klatsch“, wie wir es heute kennen und mit all seinen (negativen) Konnotationen verwenden, erst im 19. Jahrhundert entstanden (vgl. Pfeifer 1983: 843; Mackensen 1985: 211; Spalding 1984: 1477; Duden 2007⁴: 410; sowie Kapitel 3.1). Das mag damit zusammenhängen, dass das Private, wie wir es heute kennen und bewerten, nämlich als konstitutive *Kategorie* der bürgerlichen Gesellschaft (vgl. Rössler 2001), sich ebenfalls erst im Verlauf der Zeitenwende von der adlig-feudalistischen zur bürgerlich-demokratischen Ordnung ausgeformt hat. Anders gesagt: Ohne Privates kann es Klatsch nicht geben. Alle sozialen Handlungen vorangehender Zeitalter, die wir mit dem Wort „Klatsch“ bezeichnen – etwa das Treffen und Reden am „Dorfbrunnen“ (Neverla 2002b: 48) oder das Reden am Lagerfeuer (vgl. Dunbar 1998: 17) – ist lediglich eine Projektion heutiger

Verhältnisse auf die damaligen Begebenheiten und umfasst nur Teilbedeutungen des vielschichtigen, komplizierten, „widersprüchliche[n], ja paradoxe[n]“ (Bergmann 1987: 209) Begriffs „Klatsch“.¹⁶

Mehr noch: Die Entstehung des Privaten als bürgerliche Kategorie (und abhängig davon die Entstehung des Neologismus „Klatsch“) hat sich nicht nur aus eigenen Systembedingungen heraus entwickelt, sondern in Ablehnung einer im 18. Jahrhundert noch vorherrschenden Leitkultur des Adels, mit dem das Bürgertum rivalisierte. Diese Ablehnung eines adligen Wertekanons spiegelt sich – so meine Hypothese – in der Ablehnung der Praxis des Klatschens wider. Dazu vorwegnehmend (vgl. Kapitel 4.3) ein Beispiel: Im bürgerlichen Wertekanon werden die Sphären des Privaten und des Öffentlichen getrennt (vgl. Sennett 1974). Der Adel aber kennt keine Privatheit im bürgerlichen Sinne. Er verhandelt Privates öffentlich: Es gibt öffentliche Hochzeitsnächte und öffentliche Geburten (vgl. Kapitel 4.4.5). In einer bürgerlichen Gesellschaft ist das tabuisiert. Beim Adel hingegen sind diese sozialen Handlungen aus der Notwendigkeit heraus kultiviert worden, Kontrolle über rechtmäßige Erben zu haben (vgl. Kapitel 0). Aus der gleichen Notwendigkeit heraus wird beim Adel öffentlich über Dinge verhandelt, die in einer bürgerlichen Gesellschaft im Privaten verhandelt werden: Wer heiratet wen? Wer bekommt ein Kind? Wer trennt sich? Wer ist krank, wer liegt im Sterben? Man könnte sagen: Der Adel klatscht. Aber der Adel klatscht nicht, er macht Politik. Erst die bürgerliche Perspektive macht aus dieser adligen Politik „Klatsch“ – und wertet sie mit diesem Begriff zugleich ab.

Mit dem Entstehen des Wortes „*Klatsch*“ verliert m. E. das *Reden über Privates* als „anthropologische Konstante“ (vgl. Becker/Albrecht 2002: 142) seine – wie es etwa die Szenerie vom „Dorfbrunnen“ (Neverla 2002b: 48) zeigt – Unschuld (vgl. Kapitel 3.2.1.3): Das *Reden über Privates* wird einer Dialektik unterworfen, die aus der Perspektive der bürgerlichen Kultur einerseits Kritik an adligen Werten widerspiegelt, andererseits die positiven Werte adliger Kultur (wie eben z. B. die soziale Geborgenheit, das Interesse aneinander; vgl. Kapitel 4.5) nicht leugnen kann und diese sogar manchmal verkürzt als *sozialen Kitt* anpreist. Denn es sind

¹⁶ Zum besseren Verständnis möchte ich an dieser Stelle schon vorgreifend zum Kapitel 3, in dem diese Behauptung ausführlich dargelegt werden wird, sagen, dass das Reden am Brunnen bzw. Feuer offen und ohne Scham stattfindet und damit *nicht* sanktioniert ist, also als soziale Handlung allgemein akzeptiert wird. Klatsch aber ist eine soziale Handlung, die in der bürgerlichen Gesellschaft heimlich stattfindet, schambesetzt ist und sozial sanktioniert wird.

ausgerechnet die positiv belegten sozialen Werte der Wortvorstellung *Klatsch*, die man vor der Matrix des Wertekanons einer bürgerlichen Gesellschaft abzulehnen gezwungen ist, da sie einer Kultur entstammen, die die bürgerliche Kultur ausschließt (vgl. Kapitel 4.5). Erst mit der Emanzipation des Bürgertums und seiner Werte entsteht ein dichotomes, divergierendes und dialektisches Denken, das ausschließt (z. B. Information vs. Unterhaltung) statt integriert (z. B. Information mittels Unterhaltung), und ein bipolarer Wertekanon (der sich u. a. auch in der Forschung zeigt, die mit Dichotomien wie z. B. Öffentlichkeit/Privatheit arbeitet): Wird z. B. in der bürgerlichen Kultur – wie ich zeigen werde (vgl. Kapitel 4.3) – ein Zusammenfallen von Unterhaltung und Politik mit äußerstem *Unbehagen* betrachtet, zählt genau diese Deckungsgleichheit zum Kern adliger Kultur. Deshalb ist es m. E. wichtig, in der Annäherung an Klatsch im Journalismus nicht nur von einem Erklärmodell auszugehen, das auf der Grundlage einer bürgerlichen Betrachtungsweise entstanden ist, sondern adlige Werte in ein Erklärmodell zu integrieren, denn erst die alleinige Betrachtungsweise aus der bürgerlichen Perspektive (die nur polare Raster kennt) schafft die Probleme einer Bestimmung von Klatschjournalismus.

Vorgehensweise

Da m. E. aus den oben skizzierten Gründen eine Bestimmung von Qualitätskriterien im *Klatschjournalismus* mit Theorien und Modellen, die sich allein auf eine bürgerliche Ordnung beziehen, nicht möglich ist, folgt die Notwendigkeit, eine neue Theorie zu entwickeln, die die Aspekte einer adligen Ordnung und deren Zusammenspiel mit der bürgerlichen Ordnung einbezieht.

Die Argumentation ist wie folgt strukturiert:

Im 2. *Kapitel* dieser Arbeit wird der aktuelle Forschungsstand zum Thema Klatschjournalismus aufgeführt, analysiert und auf seine versteckten Irrtümer, auf latente Wertvorstellungen und verschleppte Glaubenssätze hin untersucht und anschließend zusammengefasst.

Im 3. *Kapitel* wird der grundlegenden Fragestellung: *Was ist Klatsch?* nachgegangen und zunächst dargelegt, dass das Wort „Klatsch“ und die damit assoziierte Wortvorstellung, wie wir sie heute verwenden, ein *Neologismus* und erst im 19. Jahrhundert entstanden ist. Im Anschluss daran wird anhand einer

strukturalistischen Wortfeldanalyse der Begriff „Klatsch“ auf seine Teilbedeutungen hin untersucht und dabei an ausgewählten Beispielen gezeigt, welche sozialen Handlungen der Retrospektive korrekterweise nicht mit dem Begriff „Klatsch“ bezeichnet werden dürfen. Darüber hinaus wird begründet, warum sie nicht wirklich synonym mit dem Begriff „Klatsch“ sind, um dann unter Rückgriff auf die Analysen von Jörg R. Bergmann (1987) eine Definition des Begriffs „Klatsch“ zu wagen, die mit einer Grafik veranschaulicht werden soll.

Das 4. Kapitel wird von folgender Frage dominiert: *Welche gesellschaftlichen Bedingungen haben die Bildung des Neologismus „Klatsch“ im 19. Jahrhundert hervorgerufen?* Die Hypothese, die aufgrund der im dritten Kapitel herausgearbeiteten Konnotationen, die mit dem Begriff „Klatsch“ verbunden sind, aufgestellt wird, ist: „Klatsch“ ist ein Wort, das eng mit den Werten des im 19. Jahrhundert aufstrebenden Bürgertums verbunden ist und sich nur in Abwehr der adligen Kultur entwickeln konnte. Dieser Annahme wird nachgegangen, indem ich die im 3. Kapitel herausgearbeiteten Teilbedeutungen vor dem Hintergrund der Wertmaßstäbe bürgerlicher und – im Kontrast dazu – adliger Kultur auf strukturelle Ähnlichkeiten und Unterschiede hin untersuchen werde. Diese Untersuchung stellt die Basis der Theoriebildung dar.

Unter Rückgriff auf die im 4. Kapitel vorgenommene Analyse und der darin entwickelten und abschließend aufgestellten Hypothese, dass *Klatsch* ein Fragment adliger Kultur ist, wird im 5. Kapitel anhand des Zusammenspiels des Adelsfragments „Klatsch“ mit dem bürgerlichen System Journalismus eine *Theorie der Parallelkulturen* skizziert. An dieser Stelle werden die operativen Begriffe *Fragment*, *Verbürgerlichung adliger Kultur* und *Refeudalisierung* eingeführt und die Funktionsweise sowie Notwendigkeit des oben bereits kurz eingeführten Begriffs *Unbehagen* umfassender erklärt.

An einigen ausgewählten Beispielen zeigt das 6. Kapitel, wie im *Klatschjournalismus* als verbürgerlichte *adlige Kultur* Wertvorstellungen und Fragestellungen adliger Kultur auf Leistungsträger der bürgerlichen Gesellschaft übertragen werden. Die einzelnen Vergleiche dienen als Beispiele dafür, wie man die Theorie der Parallelkulturen mittels einer Bestimmung von strukturellen

Parallelen im Hinblick auf das Relevanzkriterium der Themenwahl operationalisieren kann.

Das 7. *Kapitel* fasst die Ergebnisse dieser Arbeit zusammen und gibt einen Ausblick auf Forschungsansätze, die auf diese Arbeit Bezug nehmen könnten.

2 Forschungsstand: Klatschjournalismus

Obwohl Langenbucher und Mahle bereits 1974 gewarnt haben, dass sich die Forschung „ebensowenig auf die Elitekultur beschränken [darf] wie der Zoologe auf ‚schöne Tiere‘“ (Langenbucher/Mahle 1974: 12), steckt die Erforschung des Klatschjournalismus immer noch in ihren Anfängen. Das mag – wie im Kapitel zuvor (vgl. Kapitel 1 Einleitung und Fragestellung) skizziert – mehrere Ursachen haben. Es gibt (möglicherweise aus der oben genannten Vorsicht heraus) deshalb nur wenige Arbeiten, die sich an das Thema Klatschjournalismus, man kann es so sagen, herangewagt haben. Das erschwert die Arbeit jedoch nur auf den ersten Blick. Denn diese Arbeiten stehen, wie jede wissenschaftliche Arbeit überhaupt, nicht isoliert – zumal in einem transdisziplinären Forschungsbereich wie der Journalistik, in dem Konzepte u. a. aus der Wirkungsforschung, der Soziologie, der Psychologie, Kulturanthropologie, Ästhetik, Literaturwissenschaft, Neurophysiologie und der Biologie adaptiert werden. All die gesammelten Texte zum Klatschjournalismus referieren auf die aktuellen Debatten ihrer Zeit, versuchen, bestehende Theorien zu ergänzen oder zu widerlegen, integrieren in ihre Fragestellungen Erkenntnisse und Forschungsergebnisse anderer Disziplinen, greifen Beobachtungen auf, referieren auf andere Arbeiten. Mein Interesse ist es, nicht nur die jeweiligen wissenschaftlichen Ansätze kurz zu referieren, die Stringenz der Argumentation zu prüfen, latente Wertvorstellungen und falsche Maßstäbe aufzuzeigen; sondern auch jeweils die Debatten, die zum Entstehungszeitpunkt der Arbeiten aktuell waren, zu umreißen und ihre Fragestellungen sowie die Reichweite ihrer Forschungsergebnisse vor diesem Hintergrund sichtbar zu machen.

2.1 Emil Dovifat (1964): Klatschjournalismus als Mittel zur politischen Diskreditierung

In seinem Aufsatz „Zur Psychologie der niederen Publizistik. Betrachtungen über Gerücht und Klatsch“ bezeichnet Dovifat „Gerücht und Klatsch“ als „niedere Publizistik“ (Dovifat 1964: 179). Aber: In seinen Ausführungen bezieht sich Dovifat lediglich auf Klatsch als Mittel politischer Strategie – und nicht auf Klatsch über Prominente. Alles, was er über Klatsch sagt, meint Klatsch als

Manipulationsmittel der Propagandamaschinerie des Hitler-Regimes¹⁷, wie es besonders zur Vorbereitung und während des Zweiten Weltkrieges¹⁸ eingesetzt wurde. Gerüchte und Klatsch dienten der Hitlerregierung, wie allen totalitären Systemen überhaupt, als propagandistisches Machtmittel zur Durchsetzung politischer Interessen und zur Ausschaltung des politischen Gegners (vgl. Dovifat 1964: 180; 183). Nur in diesem Zusammenhang bezeichnet er Klatsch als „niedere Publizistik“, die auf das „Allermenschlichste (Nachrede, Lästerung, Spott, Diffamierung und Haß)“ (Dovifat 1964: 180) abzielt und „intime Informationen“ (Dovifat 1964: 180) liefert.

Die Problematik dieser „niedereren Publizistik“ sieht er nicht nur darin, dass sowohl Gerücht als auch Klatsch auf „unverbürgten, aber spannungsgeladenen Nachrichteninhalten“ (Dovifat 1964: 185) beruhen, sondern auch in der von ihm als anmaßend betrachteten Behauptung der Zeitschriften, die Gerüchte und Klatsch¹⁹ publizieren, der „öffentlichen Aufgabe“ (Dovifat 1964: 180) zu dienen. Dies könne, so Dovifat, nicht sein. Denn: „Klatsch bleibt vielfach im Bereich des nur Gesellschaftlichen“ (Dovifat 1964: 180), das heißt: Es hat politisch keine Relevanz, weil es keinen „Nachrichten Kern“ (Dovifat 1964: 185) besitze. Er sei „immer nur persönlich gerichtet, meist auf einen einzelnen“ (Dovifat 1964: 185); Klatsch sei nicht nur ein niederes Mittel der Publizistik, sondern: „[...] meist auch von niederer Gesinnung“ (Dovifat 1964: 186). Im Kontext der Publizistik

¹⁷ Dovifats Verhältnis zum Nationalsozialismus gilt als problematisch: Er war Leiter des Deutschen Instituts für Zeitungswissenschaft, als er 1934 für kurze Zeit seines Amtes enthoben wurde, konnte aber als Mitglied des Reichspropagandaministeriums im Nationalsozialismus reüssieren. Sein Nachkriegswerk ist nicht frei von diesen Einflüssen (vgl. Scholl/Weischenberg 1998: 32).

¹⁸ Allport und Postman untersuchen hauptsächlich die Wirkung von Gerüchten, die in Krisen- und Kriegssituationen von feindlicher Seite zersetzend eingesetzt werden. Sie sprechen sich deshalb für die Installation einer Klinik aus, die Gerüchte auf ihre Richtigkeit hin überprüft (vgl. Allport/Postman 1947: 233). Ein anderer Aspekt sei hier kurz angeführt: Die Metaphorik, der sich das Forscherteam in Bezug auf Gerüchte bedient, ist die der Krankheit. Ein Hospiz oder eine Klinik wäre sonst kaum vonnöten. Joachim Neubauer führt in seinem Buch „Fama. Eine Geschichte des Gerüchts“ Folgendes dazu an: „Das Entscheidende am metaphorischen Modell des ‚Virus‘ ist die Vorstellung eines lebendigen, letztlich aktiven Prinzips.“ Das plastischste Bild für die Ausbreitung eines Gerüchts sei das der „Seuche“ (Neubauer 1998: 212 f.; vgl. auch Fritsch 2004: 22). Jean Noel Kapferer spricht sogar von der „Psychiatisierung des Gerüchts“ (Kapferer 1996: 21).

¹⁹ Dovifat spricht nie von Klatschjournalismus, sondern immer nur von Klatsch. Die Unschärfe seiner Begriffswahl lässt (gerade was seine Beispiele aus der Politik betrifft) offen, ob er auch den von Mund zu Mund weitergetragenen Klatsch in seine Überlegungen mit einbezieht. Etwa als Mundpropaganda. Meines Erachtens jedoch signalisiert er mit seiner Begriffswahl, dass er Klatschjournalismus nicht als journalistische Form akzeptiert. Darauf weisen u. a. seine Ausführungen in seinem „Handbuch für Publizistik“ (1968) hin, in dem er Klatsch mit der Formulierung umschreibt: „[...] was nichts anderes ist, als die breitgetretene Schadenfreude über die menschliche Minderwertigkeit der anderen.“ (Dovifat 1968: 127)

während des Hitlerregimes, in dem die Diskreditierung der politischen Gegner durch Klatschgeschichten nach Dovifat offenbar ein probates Mittel war, ist die von Dovifat beschriebene Kritik an Klatsch nachvollziehbar. Die Problematik seiner Ausführungen ist eher in seinen latenten Wertmaßstäben zu sehen.

Denn auch wenn Dovifat das Ideal, an dem er sich orientiert, nicht ausführt, werden bereits in dieser kurzen Zusammenfassung seine Wertmaßstäbe durch Umkehrung des Gesagten deutlich: Er spricht von „niedriger Publizistik“ und setzt ihr damit unausgesprochen eine „hohe Publizistik“ entgegen. Er spricht von „Nachrichtenwert“ und von „öffentlicher Aufgabe“ (Dovifat 1964: 186), nimmt Klatsch jedoch davon aus. Er spricht von „niederer Gesinnung“ (Dovifat 1964: 181) und verwendet stark wertendes Vokabular, wie etwa „verlotterte ‚Background‘-Berichterstattung“ (Dovifat 1964: 180; Hervorh. d. Verfin.). Dovifats Wertmaßstäbe werden deutlich, ebenso, dass Klatschjournalismus ihnen nicht genügt.

Bemerkenswert ist, dass Dovifat die Verhältnisse in einer Demokratie mit einer freien Presselandschaft anders beurteilt. Da, meint er, gehöre es zur „Nervenausstattung jedes Politikers [...] Klatschfeldzüge“ zu bestehen²⁰ (Dovifat 1964: 86). Mehr noch: Im Zusammenhang mit Klatsch als Strategie der Öffentlichkeitsarbeit für Prominente nennt er Klatsch „willkommenen Klatsch“²¹ (Dovifat 1964: 186; Hervorh. i. O.). Diesen wertet er in seiner „Zeitungslehre“ zwar ab (und offenbart damit auch hier seine Wertvorstellungen), nämlich als „kindliche Lust“ an einer „Nachrichtenfreude“ (Dovifat 1976: 79), billigt ihm aber eine (ökonomische) Notwendigkeit zu. Denn dieser „willkommene Klatsch“ brächte „z. B. Filmstars in den Mund der Leute und [mache] sie für künftige

²⁰ Dovifat sagt: „Am wirksamsten kann das [sich gegen den Klatsch wehren] im Fernsehen geschehen, auch ohne auf den Klatschstoff Bezug zu nehmen, ganz einfach aus der Kraft der Person. [...] Dies ist der große Vorzug der neuen publizistischen Mittel.“ (Dovifat 1964: 187; Erg. d. Verfin.) In diesen Glauben an die Objektivität optischer Geräte fällt Dovifat weit hinter die Überlegungen der Vorreiter der kritischen Medientheorien zurück, die – wie z. B. Walter Benjamin in *Das Kunstwerk im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit* sowie Siegfried Kracauer in *Das Ornament der Masse* – bereits in den 1920er-/1930er-Jahren die subjektiven künstlerischen Gestaltungsmöglichkeiten optischer Geräte herausgearbeitet und ihre Objektivität als trügerisch enttarnt haben (vgl. Hennig 1992: 3 f.).

²¹ Vgl. Sabini und Silver haben für diesen Spezialfall des öffentlich verbreiteten Klatsches den Begriff der „honorary acquaintance“ geschaffen. Dieser Begriff beschreibt die kalkuliert für Image- und PR-Zwecke eingesetzten und gezielt veröffentlichten Informationen aus dem Privatleben, die Prominente preisgeben und von denen ihre Fans, aber auch solche, die es nicht sind, die „Ehre“ haben, sie zu erfahren (vgl. Sabini/Silver 1982: 92).

Engagements und zum Anreiz eines Theaterbesuchs interessant“ (Dovifat 1964: 186).

Doch auch wenn Dovifat zwischen Klatsch als politischem Machtmittel und Klatsch als PR-Mittel der Filmstars unterscheidet, seine Ausführungen zu Klatsch bleiben allgemein und gleichen eher feuilletonistischen Betrachtungen als wissenschaftlich fundierten Studien; die Urteile, die er fällt, haben jedoch in der aktuellen Debatte (wie zu sehen sein wird) latent und manifest durchaus noch Bestand, auch wenn seine anderen Abhandlungen als normativ abgetan und, wie Böckelmann sagt, „als antiquiert [...] belächel[t]“ (1993: 40) werden.

2.2 Wolfgang R. Langenbucher (1969): Klatschjournalismus als Mittel der Demokratisierung

Wolfgang R. Langenbucher war der Erste, der in seinem Aufsatz „Klatsch in der Lokalzeitung? Materialien zu einer unbefangenen gestellten Frage“ von 1969 die positive Funktion und Wirkung von Klatsch hervorhob. Ausgangspunkt für seine Ausführungen ist ein psychologisches Experiment, dessen Ergebnisse im „Jahrbuch der öffentlichen Meinung“ (1967) veröffentlicht wurden und das das Verhältnis der Menschen zu den verschiedenen Kommunikationsformen untersucht. Langenbucher referiert am Anfang seines Aufsatzes (vgl. Langenbucher 1969: 67): Einer repräsentativen Gruppe von Testpersonen wurden Fotografien vorgelegt, die verschiedene Kommunikationsformen (Fernsehen, Telefonieren, Reden in der Gruppe) symbolisieren. Danach wurden die Personen gebeten, diese Fotografien mit sieben von zwölf vorgegebenen Sätzen (u. a. „Da fühle ich mich wirklich wohl“, „Das sollte ich öfter mal tun“, „Ziemlich langweilig“, „Wieder mal reingefallen“) zu kommentieren, wobei der erste derjenige sein sollte, der am ehesten, der siebente, der am wenigsten zutrifft. Langenbucher fasst zusammen, dass selbst das „derzeit in der Publikumsgunst sicher attraktivste Kommunikationsmittel ‚Fernsehen‘“ (Langenbucher 1969: 67) sich an positiven Wertungen nicht messen lassen kann mit dem Zuspruch, den „der Klatsch – oder etwas allgemeiner gesagt – das Gespräch“ (Langenbucher 1969: 67) in dieser Untersuchung bekommen hat. Er fragt, wie er selbst sagt, „unbefangen“ (Langenbucher 1969: 67): „Darf der Kommunikationsforscher

solche Erkenntnisse über die menschlichen Kommunikationsbedürfnisse unbeobachtet lassen?“ (Langenbucher 1969: 67). Und weiter:

„Das *Bedürfnis* nach ‚Klatsch‘, nach Menschlich-Allzumenschlichem aus der lokalen Gesellschaft, mag unbestritten sein, aber darf der Journalist es befriedigen? Kapitulierte er damit nicht vor den ‚niederen‘ Wünschen seiner Leser und verfehlt so seine eigentliche ‚öffentliche Aufgabe‘?“²² (Langenbucher 1969: 70; alle Hervorh. i. O.)

Langenbucher beantwortet diese Fragen unter Rückgriff auf zwei Überlegungen, die aufeinander aufbauen. Erstens führt er die Erfahrungen des Verlagsforschers Berend H. Feddersen an, der durch seinen Beruf gezwungen war, oft umzuziehen und dem die lokale Gesellschaftsberichterstattung schnell „das Gefühl der Zugehörigkeit, des An-den-Dingen-Teilnehmens“ (Langenbucher 1969: 70) vermittelt habe, und argumentiert dahin gehend, dass in diesen „Integrationskräfte[n]“ (Langenbucher 1969: 70), die lokale Klatschkolumnen bieten, durchaus eine Erfüllung der öffentlichen Aufgabe zu sehen sei, weil „die Auswahl und die Art der Berichterstattung die Kenntnis der örtlichen Gruppennorm vermittelt“ (Langenbucher 1969: 70). Indem die Leserinnen und Leser dieser Klatschkolumnen nun Kenntnis über diese Gruppennormen erhalten, komme die Klatschjournalistin oder der Klatschjournalist nicht nur seiner Informationspflicht nach, sondern auch der „in einer Demokratie“ (Langenbucher 1969: 71) gebotenen „Kontrollfunktion“ (Langenbucher 1969: 71). Denn:

„Dies [die soziale Kontrollfunktion] gilt hinsichtlich der institutionalisierten Machtstrukturen (Gemeinderat, Behörden, Verwaltung, Justiz, Kirche, Betriebe, Vereine etc.), aber mehr noch hinsichtlich der informellen Machtstrukturen, denn gerade auf Gemeindeebene sind die eigentlichen Machtträger keineswegs immer leicht auszumachen. Wenn der Bürger aus der Spalte ‚Ganz privat‘ täglich seiner Zeitung entnehmen kann, wer mit wem in welchem Restaurant saß, den Kegelabend verbrachte oder sich bei einer Veranstaltung traf, dann wird er vielleicht langsam ein Gespür dafür bekommen, welche Interessenkreise und Cliques, welche Schichten und Vereine neben dem Parlament und neben dem Bürgermeister die Politik der Stadt bestimmen. Kurz: solcher Klatsch könnte die wahre

²² Die Vorstellung, dass die „öffentliche Aufgabe“ nur erfüllt sei, wenn man sich *nicht* den Leserwünschen andiene, hängt fest mit dem Doppelcharakter des Journalismus zusammen, der einerseits ökonomischen Zwängen unterworfen ist, andererseits als (sogar durch BGB Artikel 5 geschützte) soziale Institution der bürgerlichen Gesellschaft einem politischen und kulturellen Auftrag gerecht werden muss. Die Unvereinbarkeit dieser beiden Aufgaben hat Habermas in seinem „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (1962/1990) dargestellt. Weischenberg nennt es „eingebaute Schizophrenie“ (Weischenberg 1997: 110). In Kapitel 2.3 werde ich die Problematik ausführlicher darstellen.

Machtordnung einer Gemeinde transparent machen!“ (Langenbucher 1969: 70 f.; Erg. d. Verfin.).

Langenbucher geht sogar noch weiter. Er ist nicht nur der Meinung, dass Klatsch die öffentliche Aufgabe erfüllt, weil es Herrschaftsstrukturen transparent macht, sondern auch, dass Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens vor Klatschberichterstattung nicht geschützt werden dürfen, und unterstreicht diesen, wie er selbst sagt, „überraschenden Gedanken“ (Langenbucher 1969: 71) mit einer Aussage des Richters Xaver Berra, der in seiner Laufbahn häufig Persönlichkeitsrechtsprechungen zu fällen hatte. Dieser sagt:

„Wenn sich also die Persönlichkeitsrechtsprechung das Ziel setzt, die Unterhaltungspresse von der Veröffentlichung von Skandalgeschichten abzuschrecken, so ist auch der kleine Mann betroffen, dem damit das versagt wird, was ihn unterhält und *informiert*, begünstigt aber eine ohnehin gesellschaftlich privilegierte Schicht, der es gerade im Sinne eines sozialen Ausgleichs zuzumuten wäre, wegen ihrer Besserstellung diesen oder jenen – auch unberechtigten – Angriff einzustecken.“ (Berra 1966: 100; Hervorh. d. Verfin.)

Für die Bestimmung von Qualitätskriterien im Klatschjournalismus (um auf das zentrale Erkenntnisinteresse dieser Arbeit zurückzukommen) ist nicht etwa Langenbuchers Gedanke weiterführend, dass Klatschjournalismus seiner öffentlichen Aufgabe sowie seiner Kontrollfunktion gegenüber den (lokalen) Machthabern gerecht wird, was er mit der Überlegung stützt, „dass Demokratisierung noch ein paar Facetten mehr hat – gerade auch für Journalisten –, als man gemeinhin so glaubt“ (Langenbucher 1969: 72). Denn dieses Argument, das geradezu provokant Leitmotive des politisierenden Zeitgeistes der 1960er-Jahre und seine Forderung nach „politischer Aufklärung“ (vgl. Habermas 1962/1990; Negt 1973; Baacke 1974) aufnimmt und umkehrt, indem er es genau jener journalistischen Form zuschreibt, die als „Verdummungskultur“ (Holzer 1980: 86) gilt, ist ohne Mühe zu entkräften. Die politische Kontrollfunktion, die Langenbucher dem Klatschjournalismus zuspricht, kann, wenn überhaupt, nur auf lokaler Ebene gültig sein, wo die in einer Kolumne porträtierten Leistungsträger einer Gemeinde auch (lokal-)politische Funktion haben. Schon auf einer Ebene, die über die Lokalberichterstattung hinausgeht, zeigt sich das deutlich: Journalismus, der die Ehekrähe der z. B. Wussows, Effenbergs, Christiansens, Beckenbauers etc. ausbreitet, ist nur bedingt gleichzusetzen mit dem, was

Langenbucher ausführt, nämlich dass „solcher Klatsch [...] die wahre Machtordnung einer Gemeinde transparent“ (Langenbucher 1969: 70 f.) macht.

Dovifat benennt diesen angeblichen Mangel an politischer Dimension, wenn er sagt: „Klatsch bleibt vielfach im Bereich des nur Gesellschaftlichen“ (Dovifat 1964: 180), und auch Langenbucher schränkt seine Ausführungen ein. Er sagt: „Die [lokalen Klatsch-]Journalisten würden sich mit Recht dagegen wehren, gleichsam zur lokalen Spielart des Herrn ‚Hunter‘ (‚Abendzeitung‘, München) oder gar der Erna Maxwell zu werden, die von einer internationalen Pseudo-Society leben, [und] nur wenig appetitlichen Enthüllungsjournalismus, nur Schlüssellochreportagen“²³ (Langenbucher 1969: 68; Erg. d. Verfin.) bieten. Langenbucher geht es, wenn er von der Notwendigkeit des lokalen Klatsches spricht, um die Aufklärung dessen, was man gemeinhin lokalpolitischen „Filz“ nennt, oder in Köln „Klüngel“.

Die Relevanz von Langenbuchers Ausführungen für eine Bestimmung von Qualitätskriterien im Klatschjournalismus liegt also nicht in der Zuschreibung eines (lokal-)politischen Charakters von Klatsch, sondern darin, dass er vermeintliche Leser(innen)wünsche („niedere Wünsche“, „unterhalten werden“) von der journalistisch-redaktionellen Machart, nämlich „Auswahl und die Art der Berichterstattung“ (Langenbucher 1969: 70), *trennt*. Denn gerade die Annahme, dass Klatschjournalismus „niedere“ Wünsche bediene, also *nur* unterhalte, hat es nicht ermöglicht, nach journalistischen Kriterien zu fragen (vgl. Kapitel 1 *Einleitung*). Denn Qualitätskriterien der Unterhaltung sind nicht deckungsgleich mit Qualitätskriterien des Journalismus.

Nimmt man jedoch, wie Langenbucher es getan hat, an, dass es einen Selektionsprozess gibt, ebnet man den Weg für die Suche nach Qualitätskriterien im Klatschjournalismus. Denn die Antwort auf die Frage, ob z. B. die Meldung über ein Treffen der Apothekerfamilie mit der Familie der Hausärztin wichtiger ist, oder ob man nicht lieber die Geburtstagsfeier der Vorsitzenden des örtlichen Klärwerkes „bringen“ soll, ist nicht Ergebnis von individuellen Fähigkeiten, wie journalistischer „Riecher“ (Makowsky 1988: 62) oder einer „Nase für Nachrichten“ (Scholl/Weischenberg 1998: 50), sondern durch das berufliche

²³ Auch hier möchte ich auf die polemisierte, diffamierende und emotional gefärbte Ausdrucksweise Langenbuchers aufmerksam machen. Mehr dazu in den Ausführungen zum Thema *Unbehagen* (vgl. Kapitel 5.5).

Umfeld angeeignet, also: Ergebnis „von Lernprozessen im Journalismus“ (Scholl/Weischenberg 1998: 50). Was aber gelernt werden kann, kann kategorisiert werden, und was kategorisiert werden kann, kann qualitativ unterschieden werden. Das meint Langenbucher, wenn er sagt: „Gewiss: solcher Journalismus will gelernt sein.“ (Langenbucher 1969: 69)

Die Frage bleibt, *welche* Selektions- und Lernprozesse es beim Klatschjournalismus gibt, der von einer „internationalen Pseudo-Society“ (Langenbucher 1969: 68) lebt.

2.3 Walter Nutz (1971): Klatschjournalismus als Konformpresse

Walter Nutz' Arbeit „Die Regenbogenpresse“ von 1971 ist – obwohl ihm die Betrachtung von Pawek (1965) vorausging – die bedeutendste in einer Reihe von Studien, die sich der sogenannten „Regenbogenpresse“ (1971: 5) mit der Frage nach impliziten Leitbildern und politischen Tendenzen nähern und aufgrund ihrer politisch orientierten Gesellschaftskritik, die sie ihren Fragestellungen zugrunde legen, nur in Details voneinander abweichen (vgl. Ritter 1974; Meyer 1979; Kodron-Lundgreen/Kodron 1976; Hannemann 1987; Sommer 1994).

Nutz untersucht die Klatschseiten in den wöchentlichen Illustrierten *Neue Post*, *Das Neue Blatt*, *Heim und Welt* (Nutz 1970: 5) auf der Basis einer Inhaltsanalyse und zieht – vor dem Hintergrund eines sozioökonomischen Modells – Rückschlüsse auf die Interaktion zwischen Leserinnen und Lesern sowie Redaktion und Verlag. Die Regenbogenpresse unterscheidet sich, so Nutz, von der Boulevardpresse, durch Erscheinungsweise (täglich vs. wöchentlich) und durch die Art, wie Nachrichten in die Berichterstattung integriert werden:

„Grundlegend [...] unterscheiden sich ‚Bild‘ und Regenbogenpresse in der Behandlung von News. Es steht hier nicht die Auswertung des täglichen Nachrichtenangebotes und deren Aufmachung von ‚Bild‘ zur Debatte, sondern lediglich die Tatsache, dass die ‚Bild‘-Redaktion hauptsächlich vom Nachrichtenangebot ihre Spalten füllt, während dies die Regenbogenpresse nicht praktiziert.“ (Nutz 1971: 96)

Für die Art, wie die Integration von Nachrichten bei der Regenbogenpresse funktioniert, entwickelt Nutz den Begriff des Märchens, der sich *nicht* auf einen (angenommenen oder unterstellten) fiktionalen Charakter der Texte bezieht,

sondern auf deren narrative Struktur, die eine Fortsetzung ermögliche²⁴ (Nutz 1971: 98), und den er aus einer Definition des *Brockhaus* ableitet.

„Es ist die über Jahre hinweg erzählte Geschichte, einer zeitgenössischen Person, die aufgrund ihres Status auf Interesse am Publikum stößt, wobei die Tatsache der langen zeitlichen Dauer der erzählten Geschichte die Person ins Überdimensionale hebt.“ (Nutz 1971: 98)

Das Überdimensionale wecke das Interesse an einer Fortsetzung. Die Technik des „Märchens“ beruhe nun auf der „partielle[n] Integration eines *Newsfaktums*“ (1971: 98; Hervorh. d. Verfin.) – also einer auf recherchierten *Fakten* beruhenden *Neuigkeit*, wie etwa einer Hochzeit, einer Scheidung, einer partiellen Trennung etc. – in diese jahrelang erzählte Geschichte sowie der „Einplanung [der] neuen Nachricht in das seit Jahren erzählte Märchen“ (Nutz 1971: 96). Diese Erzähltechnik beruhe „auf [an] das Publikum gerichtete Impulse, die ausgelöst werden durch die von den Redaktionen dieser Person zgedachten Rollen“ (Nutz 1971: 99). So entstünde eine „Ingroup“²⁵ (Nutz 1971: 97). Anders gesagt: Die Leserinnen und Leser erwarteten einen Fortlauf der Geschichte, die Redaktion liefere sie, indem sie Neuigkeiten in die fortlaufende Erzählung einbaut.

Genau wegen dieses sich gegenseitig bedingenden Zyklus von Lesererwartung und gezielter Befriedigung der Lesererwartung bezeichnet Nutz die *Regenbogenpresse* auch als „Konformpresse“ (Nutz 1971: 17); es seien

„Publikationen, die aus dem täglichen Ereignisangebot bestimmte Themen auswählen, sie als bedeutungsvoll akzentuieren, weglassen, was sie für ihren Leserkreis nicht als ‚passend‘ bezeichnen oder sich ausschließlich einen Themenkreis reservieren und diesen in immer neuer Form vorstellen“ (Nutz 1971: 17).

Die Problematik, die diese „Konformpresse“ berge, sei die deutlich erkennbare „ökonomische Absicht, mit großen Auflagen durch den Verkauf vieler Exemplare und durch Inserate Geld zu verdienen“ (Nutz 1971: 101), sowie die „Werbeträger

²⁴ Steffen Burkhardt hat in seiner Doktorarbeit „*Medienskandale. Zur moralischen Sprengkraft öffentlicher Diskurse*“ (2006) einen vergleichbaren Ansatz auf die Exploration von Medienskandalen angewandt. Er versteht Skandale auf der narrativen Ebene als eine Abfolge von Latenz-, Aufschwung-, Klimax-, Abschwung- und Rehabilitationsphase (Burkhardt 2006: 178 ff.) innerhalb eines bemessenen Zeitrahmens, in der die soziale und öffentliche Rolle der Akteure je nach Skandalphase wechselt.

²⁵ Diesen Ansatz hat er bereits in seinem zwei Jahre vor der *Regenbogenpresse*-Arbeit veröffentlichten Aufsatz „*Tendenzen zu autoritären Verhaltensmodellen in der Regenbogenpresse. Anmerkungen zu den deutschen bunten Wochenblättern*“ (1969) beschrieben.

der Konsumwirtschaft“ (Nutz 1971: 10) zu sein, und das Fehlen einer „politische[n] Absicht“ (Nutz 1971: 102). Nutz betont:

„Die Wechselwirkung von Konformabsicht im Lesestoff und ökonomischer Absicht der Verlage schafft Modellangebote zu Verhaltensweisen, die in ihrer Wirkung im sozialen Raum einen Rahmen schaffen, aus dem jeder Gedanke an Fortschritt verbannt ist. [...] Das Ideal der ‚Ruhe im Lande‘, des Statischen, der hierarchischen Ordnung wird komplettiert durch die Idealbilder des Landlebens, der Scholle, der Heimat, des Deutschen, der Mutter, des Kindersegens, des Heimes, des Gartens, des Hundes und des Gartenzwerges.“ (Nutz 1971: 102, 107)

Alle Studien, die in der Tradition von Nutz stehen (und die eine, die ihm vorausging), kommen zu ähnlichen Ergebnissen. Pawek moniert, dass die Regenbogenpresse „jenseits der Gesellschaftsansprüche“ (Pawek 1965: 153) stehe, weil sie den „gesellschaftlichen Prozess außer Acht gelassen“ (Pawek 1965: 153) habe. Ritter diagnostiziert bei den Berichten der „Regenbogen-Postillen“ (1974: 1) die „Untermauerung einer reaktionären Weltanschauung“ (Ritter 1974: 56), einen „harten Kern der reaktionären, restaurativen Manipulation“ (Ritter 1974: 215) und meint, bei ihnen einen „Ideologierungsversuch ins Stockkonservative“ (Ritter 1974: 88) beobachten zu können. Hannemann sieht in den, wie er es „am neutralsten noch“ (Hannemann 1987: 177) formuliert, „Unterhaltenden Wochenzeitschriften oder Wöchentliche[n] Aktuelle[n]“ (Hannemann 1987: 177) eine Mischung aus Familienblatt und Sonntagszeitung, wobei die (angebliche) Intention, nicht politisch agieren, sondern nur unterhalten zu wollen, der Tradition des Familienblattes entstamme, während von der Sonntagszeitung der Klatsch sowie die sensationsgierige Aufmachung übernommen wurden (Hannemann 1987: 185). Er spricht von einem „analen Charakter“ (Hannemann 1987: 195) dieser Zeitungen, deren „Hauptigenschaften Ordentlichkeit, Pünktlichkeit und Sparsamkeit gerade im Wesen des kleinbürgerlich Autoritären eine entscheidende Rolle“ (Hannemann 1987: 185) spielen. Meyn sagt, dass die Ideale, die in den Zeitschriften der Regenbogenpresse vermittelt werden, eher einer hierarchisch-autoritären Ordnung des vordemokratischen 19. Jahrhunderts (denn der einer demokratischen Gesellschaft) entsprächen, die ihre Vollendung in den Kitschromanen einer Hedwig Courthsmahler gefunden habe, nach deren Muster die Reportagen der Regenbogenpresse verfasst seien und die die Sehnsucht nach einer „heilen Welt“ (Meyn 1990: 68)

bediene. Sommer beklagt die wertkonservativen und gesellschaftlich restaurativen Inhalte in den von ihr untersuchten Zeitschriften *Bunte*, *Die Aktuelle*, *Freizeit Revue* (vgl. Sommer 1994: 20). Klöckner und Döhn sehen als herausragendes Merkmal der Regenbogenpresse deren „völligen Verzicht auf jede direkte politische, soziale oder wirtschaftliche Information“ (1979: 190). Kodron-Lundgreen und Kodron (1976) stellen bei den von ihnen untersuchten Blättern *Neue Post*, *Das Neue Blatt*, *7 Tage* und *Neue Welt* Muster einer kleinbürgerlichen Struktur dar, die sich in einer „eigentümlichen Starre“ (1976: 87), die eine „gezielte oppositionelle Haltung unmöglich macht“ (Kodron-Lundgreen/Kodron 1976: 162) und den gesellschaftlichen Status quo manifestiert. Pross sieht in den sogenannten unterhaltenden Frauenzeitschriften sogar eine Schmälerung der Möglichkeit einer politischen Willensbildung und meint, dass die Demokratie einen „täglichen Bedeutungsverlust durch die Themenselektion und die Art der visuellen Gestaltung“ erleide (1980: 266). Jauß sagt über die vermeintlich unterhaltende Lektüre:

„Die letztere lässt sich rezeptionsästhetisch dadurch charakterisieren, dass sie keinen Horizontwandel erfordert, sondern Erwartungen, die eine herrschende Geschmacksrichtung vorzeichnet, geradezu erfüllt, indem sie das Verlangen nach der Reproduktion des gewohnten Schönen befriedigt, vertraute Empfindungen bestätigt, Wunschvorstellungen sanktioniert, unalltägliche Erfahrungen als ‚Sensation‘ genießbar macht oder auch moralische Probleme aufwirft, aber nur, um sie als schon vorentscheidene Fragen im erbaulichen Sinne zu ‚lösen‘.“ (Jauß 1974: 178)

Doch auch die Kritiker der Regenbogenpresse stehen selbst in der Kritik. Besonders ihre Maßstäbe, die sich nach der politisch orientierten Gesellschaftskritik ausrichten, scheinen überholt: Eine Argumentation im Geiste der politisch-ökonomisch geordneten *kritischen Medientheorien* (wie in allen Arbeiten zur Regenbogenpresse erkennbar ist) gilt als zu eng gefasst, weil deren Blick auf populärkulturelle²⁶ Erscheinungsformen durch „pseudodemokratische, bürgerlich-liberal-elitäre, anti-aufklärerische Elemente“ (Glotz/Langenbucher 1969: 11 f.) verengt zu sein schien, da sie die Medien lediglich „als

²⁶ Welche elitären Positionen die Denker der *kritischen Medientheorien* zu populären Erscheinungen wie „Kino, Radio, Jazz und Magazin“ (Horkheimer/Adorno 1944/2003: 140) vertreten, hat der Bielefelder Soziologe Dieter Baacke in seinem Band „*Kritische Medientheorien. Konzepte und Kommentare*“ (1974) gesammelt: Diese Sammlung enthält Texte von Oskar Negt, Alexander Kluge, Dieter Prokop, Theodor W. Adorno, Max Horkheimer sowie Texte von Siegfried Kracauer und Bertolt Brecht, die im Vorwort als „Kronzeugen der heutigen Medientheorie“ (Baacke 1974: 9) ausgewiesen werden; vgl. auch: Dehm 1984.

Produktionsunternehmen, Nachrichten als Waren“ (Löffelholz 2002: 40) missbilligten. Hannemann etwa sagt über Nutz: „Fragwürdiger Ausgangspunkt der Untersuchungen scheint meist die Feststellung zunehmender Entpolitisierung der bundesdeutschen Bevölkerung. Inwieweit fördern die Hefte den Rückzug ins Private, damit den Zustand passiver Loyalität?“ (1987: 17). Renger bemängelt an Ritter:

„Der Autor arbeitet mit dem Instrument der politisch orientierten Gesellschaftskritik, wendet es aber auf die unterhaltenden Stoffe der Blätter an. Zur Funktion der Unterhaltung im Populären Journalismus fällt ihm in diesem Zusammenhang nichts ein [...].“ (Renger 2000a: 205)

Haacke beklagt:

„Mit Erbitterung wird von der notorischen Untreue gesprochen, welche ein Teil dieser Periodika stets dann aufweise, wenn es um die Erfassung der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Wirklichkeit geht.“ (Haacke 1957: 131)

Noch ein anderer Aspekt fällt an den Prämissen auf, die den Regenbogenanalysen zugrunde liegen, und der wohl der – teilweise radikal – politisierten Atmosphäre der 1960er-/1970er-Jahre geschuldet sein mag: Alle setzen die restaurativen, hierarchischen, kleinbürgerlichen, „konservativ-reaktionären“ (Kodron-Lundgreen/Kodron 1976: 71) Leitbilder der „Ruhe im Lande“ (Nutz 1971: 107) mit einer Abkehr von der Politik und einer Privatisierung gleich. Das offenbart jedoch nicht nur eine m. E. von eigenen Wünschen verstellte Ansicht auf die Aufgaben der Presse²⁷, sondern impliziert darüber hinaus ein Bild politischer Willensäußerung, das sich an offener Systemkritik orientiert, und erhebt dieses zum Maßstab. Eine Demokratie jedoch gestattet es, kleinbürgerliche Positionen zu vertreten und eine „Haltung, die sich mit dem zufrieden gibt, was ist“ (Kodron-Lundgreen/Kodron 1976: 71) gutzuheißen. Als Musterbeispiel für diese Zuschreibung kann Hannemann (1987) gelten: Er vergleicht die

²⁷ Wie weit dieses Leitbild tragen kann, zeigt sich etwa an Sommers Forderung, Klatschjournalistinnen und -journalisten den Journalistenstatus abzuerkennen. Sie sagt: „Da es faktisch keine Unterscheidung zwischen seriösem Journalismus und Klatschjournalismus gibt, gelten für alle die gleichen Privilegien. Doch während sich der seriöse Journalismus auch mit der daraus entstehenden ethischen Problematik auseinandersetzt, diese Privilegierung angemessen zu nutzen, sind berufsethische Überlegungen im Klatschjournalismus kein Thema. Von daher wäre zu überlegen, ob nicht in einer formalen Trennung zwischen den verschiedenen Formen des Journalismus mit einer dementsprechenden Zu- bzw. Aberkennung von Sonderrechten eine Lösung erzielt werden könnte. [...] Denn gerade [...] die besondere Position kann dazu führen, bzw. führt bei Klatschjournalisten dazu, die zugestandenen Privilegien hemmungslos auszunutzen.“ (Sommer 1994: 95)

Wahlkampfaktivitäten, die die Christlich Demokratische Union (CDU) zur Gewinnung von Frauen als Wählerinnen anstrengt, mit den Inhalten der Regenbogenpresse – „soziale Aktionen und Lebenshilfe wie ‚Niemand soll allein sein‘, Sympathieaktionen wie ‚Wir sind alle eine Familie‘, kulturelle Aktionen wie ‚Wir fahren ins Konzert‘ und Umweltaktionen wie ‚Jetzt muss ein Spielplatz her‘“ (Hannemann 1987: 315 f.) - und sagt nicht nur, dass „die den bunten Blättern entnommen sein könnten“ (Hannemann 1987: 315 f.), sondern auch, dass es darin „wenig Platz für Politisches gibt“ (Hannemann 1987: 315 f.). Allein: Warum eine Nähe zum Programm einer demokratischen Volkspartei wie der CDU mit einer Abkehr von der Demokratie und dem Rückzug ins Unpolitische gleichgesetzt werden kann, vermag sich nicht zu erschließen. Denn Konservatismus ist *eine* von vielen Positionen innerhalb eines breit gefächerten politischen Spektrums. Es zeigt sich, dass die vermeintliche politische Passivität, die der Regenbogenpresse angelastet wird, eher darauf zurückzuführen ist, dass hier offenbar eine politische Position zum Ausdruck kommt, die – zumal in den 1960er- und 1970er-Jahren – von Intellektuellen und damaligen kommunikationswissenschaftlichen Forschern als nicht salonfähig betrachtet wird.²⁸

Besonders bei Nutz wird, da er den ökonomisch motivierten Begriff „Konformpresse“ (1971: 17) wählt, diese politisch gefärbte Position sehr deutlich: Die gesellschafts- und konsumkritischen Grundsätze, auf denen seine Analyse basiert, lehnen sich eng an die marxistischen Argumentationsmodelle der *Frankfurter Schule* an, bei der die Presse ausnahmslos als „Kulturindustrie“ (Adorno/Horkheimer 1944/2003: 128) angesehen wird, die die Leserinnen und Leser über „Klassendifferenzen [...] hinwegtäuscht“ (Adorno 1973: 83) und das Publikum zum Teil zu einer „Verdummungskultur“ (Holzer 1980: 86)

²⁸ Meier kritisiert diese auf vermeintlicher Objektivität beharrende, aber immanent (politisch) gefärbte Position unter dem Stichpunkt „Spiegel der Wirklichkeit“ mit folgenden Worten: „Die Konsequenz aus diesem Widerspruch ist eine massive Medienkritik und eine vermutete Manipulation der Gesellschaft durch Journalismus. Gefordert wird eine stärkere Kontrolle, wenn nicht gar Zensur. Wissenschaftliche Vertreter dieser Position verbinden die These der Realitätsverzerrung meist direkt mit Thesen der Medienwirkungsforschung – um den Manipulationsverdacht zu erhärten. Oft haben Vertreter dieser Position starke eigene Interessen oder eine ‚Mission‘: Sie fordern dann zum Beispiel, dass die politischen Inhalte ihrer Partei vom Journalismus besser transportiert werden sollen oder dass die Medien noch intensiver über den Hunger in aller Welt, über die Klimakatastrophe oder auch öfter über ‚good news‘ und weniger über ‚bad news‘ berichten sollten.“ (Meier 2007: 173)

degradiert.²⁹ Das Bestehende werde durch diesen Mechanismus bestätigt, ja zementiert; die der Presse zugedachte Aufgabe, eine Gesellschaft durch Integration kritischer Elemente in Bewegung zu halten, nicht erfüllt (vgl. Hannemann 1987: 313). Warum jedoch Nutz – und in Teilen auch seine wissenschaftlichen Erben – der Regenbogenpresse restaurative Tendenzen zuschreibt, und nicht auch der sogenannten Qualitätspresse, lässt Verwunderung zurück. Denn im Rahmen seiner ökonomisch-materialistischen Perspektive gilt die gesamte Presse aufgrund der Besitzverhältnisse als „Herrschaftsmittel“ (Negt 1973: I.), die lediglich die (ökonomischen) Interessen des Verlegers durchzusetzen versucht, der seine private Meinung millionenfach verstärkt als öffentliche Meinung³⁰ deklariert (vgl. Habermas 1962/1990: 276). Vielleicht mag dies daran liegen, dass der Regenbogenpresse neben dem Gestus des politisch Kämpferischen zudem noch der sachliche, vernunftbetonte, abwägende Gestus der (männlichen) bürgerlichen Prestigepresse fehlt? Langenbucher und Mahle haben diesbezüglich einen ungewöhnlichen Schlußschluss bemerkt. In „*Unterhaltung als Beruf?*“ heißt es:

„Es gibt wenig, was die deutsche Kulturkritik so abgewertet hat wie das Phänomen der Illustrierten. Diese Kulturkritik schafft *seltsame Koalitionen*. Jahrelang war sie vor allem religiös und pädagogisch argumentierenden Konservativen vorbehalten. Seit der ‚Entdeckung‘ der ‚totalen Manipulation‘ aber ist vor allem die ‚Neue Linke‘ dazugestoßen. Diese gängige Kritik trifft nicht nur die Presse, sondern im Grunde alle Formen der Unterhaltung, der Massen- und Populärkultur, die sich seit dem 18. Jahrhundert entwickelt haben: den Roman, die Operette, den Schlager, den Film, das Fernsehen. Sie argumentiert selten mit konkreten, belegbaren Fakten – sie ist grundsätzlicher und offenbart gerade in ihrer Grundsätzlichkeit einen

²⁹ An dieser Stelle sei die Dissertation von Mascha Brichta erwähnt. In ihrer Studie „Love it or Loathe it – Audience Responses to Tabloids in the UK and Germany“ (2011) hat sie die Rezeptionsgewohnheiten des Publikums der britischen Boulevardzeitung *Sun* und der deutschen *Bild*-Zeitung untersucht. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass die Leserinnen und Leser durchaus einen sehr kritischen, distanzierten und auch geschulten Umgang mit sogenannten populären journalistischen Formen haben. Sie fasst zusammen: „Tabloid readers are, indeed, experts of the genre, highly knowledgeable about the nature of tabloid reporting and its relationship to other forms of journalism. Refusing to believe everything written in papers and forming their (political or other) opinion accordingly, most of them claimed to turn to alternative sources of news for more in-depth and trustworthy information“ (Brichta 2011: 244 f.). Brichtas Studie bezieht sich auf Boulevardjournalismus und nicht auf *Klatschjournalismus*. Es wäre zweckmäßig, ihren Ansatz auf diese journalistische Form anzuwenden und das allgemein verbreitete Vorurteil, dass das Klatschpublikum vermutete Inhalte vorbehaltlos adaptiere (vgl. Nutz 1971; Negt 1973: I.; Ritter 1974; Meyer 1979; Kodron-Lundgreen/Kodron 1976; Hannemann 1987; Sommer 1994), zu prüfen.

³⁰ Die materialistisch-ökonomische Radikalität dieser Annahme ist m. E. als Replik auf die Konzentration des Zeitungsmarktes in den 1960er-Jahren zu sehen. Ziel dieser Kritik war allen voran der Verlag und die Person Axel Springer, beschränkte sich aber nicht nur auf ihn.

irrationalen Kern ‚links‘ wie ‚rechts‘.“ (Langenbucher/Mahle 1974: 13; Hervorh. d. Verfin.).

Trotzdem galt und gilt Nutz als Basiswerk „zur Annäherung an das Phänomen des mediatisierten Klatsches in der einschlägigen Presse“ (Wengerzink 1997: 209). Besonders der von ihm eingeführte Begriff des „Märchens“ hat in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Klatschjournalismus eine lange Rezeptionsgeschichte vorzuweisen, allerdings eine, die von einem großen Missverständnis geprägt ist. Nutz erklärt seinen „Märchen“-Begriff am Beispiel von Jacqueline Kennedy (vgl. Nutz 1971: 96 ff.). In den Jahren nach dem Attentat auf ihren Mann, den US-amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy, sei sie als eine vom Schicksal gebeutelte Witwe dargestellt worden (Nutz 1971: 97). Das „Newsfaktum“ (Nutz 1971: 98) von der Hochzeit mit dem Reeder Aristoteles Onassis wurde zwar in die jahrelang erzählte Geschichte eingefügt. Da diese Nachricht jedoch, so analysiert Nutz, die „Ruhe im Lande“ (Nutz 1971: 107) der Leser erschüttert hätte, würde nun mithilfe der „Märchen“-Technik der nachvollziehbare Wunsch nach neuem familiärem Glück eingefordert. Dabei würden unabhängig davon, ob „eine solche Fragestellung, eine solche Problemkonfrontation“ (Nutz 1971: 98) in der „realen Welt“ (Nutz 1971: 98) existiere oder nicht, Fragen gestellt, die die Nachricht von der Hochzeit einordnen helfen, z. B. „Und sollte sie nicht ein Anrecht auf ihr Glück haben? Sollte sie nicht einen Mann ihrer eigenen Wahl heiraten dürfen?“ (Nutz 1971: 98). Doch: Nur in diesem Punkt, nämlich dem Präsentieren von moralischen, kommentierenden, einordnenden Fragen, die niemand öffentlich stellt und die niemals öffentlich gestellt wurden, beschreibt Nutz’ „Märchen“-Begriff eine „Unabhängigkeit“ (Nutz 1971: 98) vom Faktischen. (Die Hochzeit zwischen Jaqueline Kennedy und Aristoteles Onassis ist ja ein unleugbares Faktum, sogar ein „Newsfaktum“ (Nutz 1971: 98), wie Nutz sagt, also *neu* und *faktisch*.)

In der Forschung zum Klatschjournalismus, in der Nutz rezipiert wird, hat sich jedoch der Begriff des „Märchens“ von Nutz’ ursprünglicher Definition weit entfernt, ja sogar dahin gehend verselbstständigt, dass vielfach der Begriff „Märchen“ im Alltagssinne gebraucht wird, nämlich im Sinne von etwas erfinden, etwas erdichten, der Fantasie freien Lauf lassen, lügen, kurzum: Fiktion sein. Koszyk und Pruys sprechen von „erfundenen Geschichten“ und „einer modernen Märchenwelt, die dem von Technik und Vermassung bedrohten Individuum in der

industriellen Gesellschaft eine Zuflucht bieten soll“ (1969: 309). Döhn und Klöckner meinen, dass „die erzählten Geschichten auch dann zum großen Teil frei erfunden sind, wenn es sich um wirkliche Personen handelt [...]“ (1979: 190). Burkhardt spricht von „Fiktion“ und „Spekulation“ (2002: 10), Neverla von „fiktionalen Elementen“ (2002b: 48), Sommer von „Scheintatsachen“ (1994: 16), Wunden behauptet, „zwischen Wirklichkeit und Skandalgeschichte“ (1994: 12) sei kaum noch zu unterscheiden, wobei oft deutlich wird, dass die Annahme, dass Klatschjournalismus bzw. Unterhaltungsjournalismus Fiktion sei, von allen Zitierten nicht hinterfragt, ja ungeprüft als Tatsache hingestellt wird, obwohl sich Klatschjournalisten nicht im rechtsfreien Raum bewegen, also ihre Geschichten keineswegs frei erfinden können.³¹

Die Fokussierung der Rezeption auf die „Märchen“-Technik, die Nutz herausgearbeitet hat, sowie die Kritik an seinem gesellschaftspolitischen Ansatz lassen jedoch leicht darüber hinwegsehen, dass er mit den Denkmodellen, die er mittels seiner Analyse der Regenbogenpresse herausarbeitet, Modellen vorgreift, die in der aktuellen Journalismusforschung verhandelt und als geeignet erachtet werden, den Herausforderungen des polymorphen Medienangebots zu begegnen (Klaus/Lünenborg 2000: 189). Nutz – um es in Anlehnung an die oben zitierten Worte Rudi Rengers (2000a: 205) zu sagen – fällt nämlich über eine Gesellschaftskritik hinaus sehr wohl etwas ein: Mit seiner Definition der „Ingroup“, als zirkulär-referenziell und zeitlich-dynamisch miteinander verbundene Gemeinschaft von a.) auf der einen Seite: Leserinnen- und Leserschaft, die über Jahre das „Märchen“ rezipiert, und b.) auf der anderen Seite die Redaktion, die die Erwartung der Leserschaft erspüren und ihr gerecht werden muss, erklärt er nicht nur das Besondere der sogenannten *Unterhaltungsmedien*: „Gerade die Gemeinschaftsbildung, das Schaffen des Ingroup-Gefühls, gehört zu den wichtigsten Aufgaben der ‚Bild-Zeitung‘ und anderer einschlägiger Blätter.“ (Nutz 1971: 95; vgl. auch Kodron/Kodron-Lundgreen 1976: 90, Hannemann 1987: 229) Er nimmt mit dem Konzept der „Ingroup“ auch einen zentralen Gedanken der „Cultural Studies“ vorweg, die Journalismus als eine dynamische „Zirkulation von Bedeutung und Vergnügen“ (Löffelholz 2002: 50) begreifen.

³¹ Inwieweit sogenannte falsche Tatsachenbehauptungen über Prominente überhaupt möglich sind, hat Gerald Neben in seiner Dissertation „*Triviale Personenberichterstattung als Rechtsproblem. Ein Beitrag zur Grenzziehung zwischen Medienfreiheit und Persönlichkeitsschutz*“ (2001) ausführlich beschrieben. Er räumt ein: „In den wenigsten Fällen wird es um die Frage gehen, ob ‚weiß‘ gleich ‚weiß‘ oder ‚schwarz‘ gleich ‚schwarz‘ ist.“

Für meine zentrale Frage nach Qualitätskriterien im Klatschjournalismus schafft er damit eine wichtige Grundlage. Denn da er davon ausgeht, dass „News“ (Nutz 1971: 96), „Nachrichten“ (Nutz 1971: 96) oder ein „Newsfaktum“ (Nutz 1971: 98) in die Geschichte „einer zeitgenössischen Person“ integriert werden, „die aufgrund ihres Status auf Interesse am Publikum stößt“ (Nutz 1971: 98), bereitet er die Frage vor: Was ist in der Regenbogenpresse eine News? Denn auch wenn diese Art von Nachrichten nicht das politische Zeitgeschehen dokumentieren (was Nutz bitterlich beklagt; vgl. Ebender 1971: 7), so findet doch hier eine *journalistische* Aussagenentstehung – keine Auswahl nach unterhaltenden Kriterien – statt: „Die *Information* und die Selektion bestimmen den funktionalen Rahmen der jeweiligen Publikation.“ (Ebender 1971: 17; Hervorh. d. Verfin.)

2.4 Hubert Treiber (1982): Klatschjournalismus enthüllt feine Rangunterschiede

Der Soziologe Hubert Treiber nähert sich in seinem Aufsatz „*Obertanen – ein Zugang zur geschlossenen Gesellschaft der Prestige-Oberschicht*“ (1982) dem Klatschjournalismus mit einer Inhaltsanalyse an. Allerdings beruft er sich nicht – wie Nutz – auf die materialistisch orientierte Gesellschaftskritik der kritischen Theorie, sondern auf den französischen Soziologen Pierre Bourdieu. In seiner Theorie von den „Feinen Unterschieden“ (1979) beschreibt dieser, wie Kenntnisse über bestimmte, in einer Schicht akzeptierte soziokulturelle Gepflogenheiten (z. B. Weintrinken, klassische Musik hören), die nicht über die bürgerlichen Institutionen, sondern über eine lange Zeit und über das soziale Umfeld erworben werden, zum sozialen Kapital werden, das die Stellung im sozialen Raum sichert und diesen gegen Anschluss Tendenzen von anderen, meist unteren Schichten abschottet. Bourdieu beschreibt diesen Sachverhalt so:

„Weil die Aneignung der Kulturgüter Anlagen und Kompetenzen voraussetzt, die ungleich verteilt sind (obwohl scheinbar angeboren), bilden diese Werke den Gegenstand einer exklusiven (materiellen oder symbolischen) Aneignung, und weil ihnen die Funktion von (objektiviertem oder inkorporiertem) kulturellem Kapital zukommt, sichern sie einen *Gewinn an Distinktion* – im Verhältnis zum Seltenheitsgrad der zu ihrer Aneignung notwendigen Instrumente – und einen *Gewinn an Legitimität*, den Gewinn überhaupt, der darin besteht, sich so, wie man ist, *im Recht, im Rahmen der Norm* zu fühlen. Da der Besitz von Kunstwerken nicht nur als Zeugnis für den Reichtum, sondern auch für den Geschmack ihres Besitzers gilt, erscheint er in

gewisser Weise als *verdient* und stellt damit eine Legitimitätsgarantie dar.“ (Bourdieu 1979/1987²¹: 359; Hervorh. i. O.)

Treiber nimmt an, dass auch in den täglichen *Bild*-Zeitungs-Kolumnen des Klatschjournalisten Michael Graeter die Schichtzugehörigkeit der „feinen Leute“ (Treiber 1982: 140) sichtbar wird – nämlich dadurch, dass ihre Lebensgewohnheiten, ihre Lebensart, ihre Gesellschaften auf unterschiedliche Art dargestellt werden. Treiber fragt deshalb, a.) wie die verschiedenen Personen dargestellt werden (vgl. Treiber 1982: 142), zeigt b.) wie durch die Verschiedenartigkeit der Darstellung eine Rangordnung sichtbar wird (vgl. Treiber 1982: 143), und c.) wie sich das Verhältnis des Reporters Graeter in der Verschiedenartigkeit der Darstellung (anbiedernd oder devot) und dessen eigener Status innerhalb der Rangordnung zeigt (vgl. Treiber 1982: 153). Er fasst zusammen:

„Sie [die Analyse] soll zeigen, dass der Gesellschaftsreporter, obgleich kein Gesellschaftsanalytiker, ein feines Gespür für gesellschaftliche Rangunterschiede besitzt, was sich – bei entsprechender Lesart – auch durch die Gesellschaftskolumnen mitteilt.“ (Treiber 1982: 143; Erg. d. Verfin.)

Zur Beantwortung der ersten Frage untersucht er die „Namensparaden“ (Treiber 1982: 142), also die Namenslisten, denen Berichte über große soziale Ereignisse (z. B. Wiener Opernball) angehängt werden, und arbeitet eine Rangordnung heraus³², die er in einer „Pyramide“ (Treiber 1982: 142) veranschaulicht: An der Spitze stünden die großen Familien der Macht- und Wirtschaftselite (Thurn und Taxis, Wittelsbacher, Hohenzollern, Siemens etc.), darunter große Familien mit aktuellem Nachrichtenwert (Flick, Rodenstock, Sachs etc.) sowie die Kulturprominenz (Karajan) (vgl. Treiber 1982: 142 f.). Die breite Basis besteht aus den „Stars des Sports“ und „Stars der Unterhaltungsindustrie“. Die Flanken sind offen, was den Einstieg von Starlets und lokalen Größen in die Basis der Prestigepyramide ermöglicht. Die Spitze der Pyramide, „die das ausmacht, was man die ‚feine Gesellschaft‘ nennt“ (Treiber 1982: 142), wird umringt von einem

³² Treiber sagt: „Die Namensparaden lassen sich – über längere Zeit verfolgt – so arrangieren, dass sie eine Rangordnung widerspiegeln [...]“ (1982: 141). Leider lässt er offen, ob er nur numerisch vorgegangen ist und die einzelnen Nennungen addiert hat, oder welche andere Methode des Ermitteln er verwendet hat. Er spricht zwar von der strukturalistischen Methode des „Zergliederns“ und „Arrangierens“ (vgl. Treiber 1982), es wird aber an dieser Stelle seiner Analyse nicht sichtbar, *wie* er dieses Verfahren angewandt hat und wie er aus dem alleinigen Verfolgen der Namensparaden eine Pyramide der Rangordnung erstellen kann. Meines Erachtens kann er diese Pyramide erst durch die anschließende Analyse ermittelt haben. Auch weist Treiber den Zeitraum nicht aus, in dem er seine Beobachtungen angestellt hat.

Hof aus Dienstleistern wie Friseuren, Eventmanagern etc., der dieser „Prestigeelite“ (Treiber 1982: 142) zuarbeitet.

Um die zweite Frage seines Forschungsinteresses zu beantworten, untersucht Treiber, in welchem Zusammenhang die Namen der Prominenz mit der Beschreibung von soziokulturellen Aktivitäten (wie Essen, Feste feiern, Sportarten) und Zurschaustellung von Besitztümern (Orte der Veranstaltungen, Dekoration, Kleidung, Fortbewegungsmittel) stehen. Tatsächlich gelingt es Treiber darzustellen, dass durch die Gewichtung der Darbietung eine Rangordnung der „Prestigeelite“ (Treiber 1982: 142) sichtbar wird und diese darüber hinaus seine durch die Analyse der „Namensparaden“ (Treiber 1982: 141), wie er die fett gedruckten Namen in der Graeter-Kolumne nennt, gewonnene Prestigepyramide bestätigen. In Treibers Worten:

„Die Rangabstufungen lassen sich jeweils beschreiben als eine Stufenfolge zwischen solchen sozialen Gruppierungen, die exklusive Kulturpraktiken (Eß-, Trink- und Bekleidungskultur etc.) vorgeben, und solchen Gruppierungen, die diese Kulturpraktiken nachahmen, nicht selten dabei unfreiwillig parodieren.“ (Treiber 1982: 150)

Aber nicht nur bei den einzelnen Gruppen lasse sich ein Unterschied bei der exklusiven Ausübung von Kulturpraktiken ausfindig machen. Auch Michael Graeter selbst mache einen Unterschied bei der Beschreibung der dargestellten Aktivitäten, je nachdem, wo der Beschriebene sich innerhalb der Herrschaftspyramide befinde (Treiber 1982: 151): Denn während Graeter etwa bei der Beschreibung der Prestigeoberschicht die Anzeichen des guten und gehobenen Geschmacks – wie Treiber diagnostiziert, „formelhaft“ (Treiber 1982: 155) und mit „auffälliger Liebe zum Detail“ (Treiber 1982: 155) – herausstelle, erlaube sich Graeter bei der Beschreibung der „Basis“ (Treiber 1982: 142) sowie des „Hofes von Dienstleistern“ (Treiber 1982: 142) durchaus Anspielungen und Süffisantes, die zwar durch Wortspiele getarnt, aber, wenn offengelegt, durchaus Herabsetzendes offenbare (vgl. Treiber 1982: 149). Das zeige sich in Formulierungen wie u. a. „[...] die spontane Sabine von Maydell mit ihrem sinnlichen Mund (hat in Paris jetzt Französisch gelernt) [...]“ (Treiber 1982: 149). Je detailreicher die Schilderungen von kulturellen Akten (wie z. B. die ausführliche Darstellung der Kostspieligkeit der Statussymbole, wie z. B. „exotische Tiere“, 26-gängige „Traummenüs“, „luxuriöse Ballgarderobe“), desto höher rangieren die Beschriebenen in der Prestigepyramide, je intimer die

offerierten Details aus dem Privatleben, desto weiter unten befinden sie sich in der Rangordnung. Eine Thurn und Taxis, so Treiber, müsste niemals lesen, dass sie einen sinnlichen Mund und gerade in Paris Französisch gelernt habe. Da reiche die Schilderung ihrer ausgefallenen Frisur (vgl. Treiber 1982: 149).

Mit dieser Beobachtung sieht Treiber nicht nur seine Hypothese bestätigt, dass ein „Gesellschaftsreporter [...] ein Gespür für gesellschaftliche Rangunterschiede besitzt“ (Treiber 1982: 143), er bekräftigt darüber hinaus auch, dass ein so detailgetreues Abbild der gesellschaftlichen Rangordnungen durch den geschickten Austausch von kulturellem Kapital (jemanden in der Kolumne erwähnen gegen Insiderinformationen über die Prestigeelite) und der Fähigkeit bestehe, sich so „ein funktionierendes Informationssystem aufzubauen und zu erhalten“ (Treiber 1982: 155). Wie ein gut funktionierendes Informantennetz strukturiert ist, zeigt das Beispiel Louella Parsons, der Kolumnistin der Hearst-Presse:

„Louella bereitete sich auf den Kampf [mit Hedda] vor. Sie hatte einen Nachrichtendienst, zu dem Angestellte der Telegrafämter, Telefonistinnen, Mädchen aus den Schönheitssalons, Hotelpagen und Sprechstundenhilfen bei Ärzten und Zahnärzten gehörten. Ihr bester Spion war ihr Mann, Dr. Harry Watson Martin. Sie nannte ihn Docky, [...]. Durch Dockys freundliche Mithilfe unterhielt Louella gute Beziehungen zu pharmazeutischen Laboratorien, besonders zu denen, die sich auf Schwangerschafts-Tests spezialisiert hatten. Dieser geheime Blick verschaffte ihr die Neuigkeit, dass ein Star guter Hoffnungen war, noch ehe die Betroffene selbst es wusste.“ (Hopper 1966: 73; Erg. d. Verfin.)

Treibers Analyse erweitert die Suche nach Qualitätskriterien im Klatschjournalismus um einen entscheidenden Aspekt. Denn wenn er davon ausgeht, dass Gesellschaftsreporter und -reporterinnen ihr Informationssystem – gleich den Polizeireportern und -reporterinnen (Treiber 1982: 153 f.) – pflegen und erhalten, um an Nachrichten über die Society heranzukommen, dann geht er davon aus, dass Gesellschaftsreporter ihre Arbeit nicht nach *unterhaltenden* Maßstäben, sondern nach *journalistischen* Maßstäben ausüben. Denn unabhängig davon, dass allein die Beschaffung dieser Informationen (was ich später ausführlich darstellen werde) kulturell sanktioniert ist und dem beruflichen Tun des Klatschreporters, der diese Sanktion missachten muss, deshalb per se der Ruf anhaftet, ein „schlechter Journalist“ zu sein (vgl. Sommer 1994: 95), führt Treibers Analyse zu Fragen, die die Qualität der klatschjournalistischen Leistung

messen können: Wie exklusiv ist die Information, die präsentiert wird? Wie nah kommt der Gesellschaftsreporter an die „Prestigeelite“ heran, erhält er Interviews mit ihren Protagonisten, hat er direkten Kontakt zu ihr? Oder simuliert er diese Nähe nur durch „Liebe zum Detail“ (Treiber 1982: 155) und durch Fotos, die die angebliche Nähe zu den Prominenten belegen sollen? Wie häufig wird über die „Prestigeelite“ (Treiber 1982: 142) berichtet, wie häufig lediglich über den „Hof der Dienstleister“ und der „Starletts“ (Treiber 1982: 142)? Wird über die Prestigeelite auch kritisch berichtet? Oder findet über die oberen Zehntausend nur „Hofberichterstattung“ statt? Mithilfe von Treibers Analyse wird deutlich, dass Klatschjournalisten recherchieren, sich Informationen verschaffen, sie prüfen und diese (in Abhängigkeit von den systemischen Abhängigkeiten innerhalb der Redaktion und in Bezug auf den Status der prominenten Person) nach Relevanz ordnen und präsentieren. Nach welchen Parametern und Kriterien dies genau geschehen mag, sollte in einer Kommunikatorstudie näher betrachtet werden, die die Aussagenentstehung, Redaktionsroutinen und Selektionsmechanismen innerhalb der Redaktion im Fokus hat.

2.5 Arno Makowsky (1988): Klatschjournalisten als Unterhalter?

Arno Makowsky beruft sich mit seiner Studie *„Die ‚Prominenten‘ des Unterhaltungsjournalismus. Eine explorative Studie über Klatschkolumnisten bei Boulevardzeitungen“*³³ (1988) direkt auf die Kommunikatorstudie *„Unterhaltung als Beruf?“* (1974) von Wolfgang R. Langenbucher und Walter A. Mahle und schließt dann mit einer Stichprobenbefragung zur Arbeitsweise von Klatschjournalisten an. Makowskys Arbeit ist demnach in zwei Teile gegliedert – einen theoretischen sowie einen empirischen –, wobei er sich im zweiten Teil (ein erster Kritikpunkt) von seiner theoretischen Basis entfernt, ja auf diese keinen erkennbaren Bezug nimmt. Die Schwächen seiner Argumentation sind für jeden Teil gesondert zu betrachten.

³³ Mit Dank an Arno Makowsky für die schnelle Zusendung seiner Arbeit, die nicht veröffentlicht wurde und somit über keine Bibliothek ausleihbar ist. Als Chefredakteur der Münchner Abendzeitung ist er für Klatschjournalismus verantwortlich. Als er mir die Arbeit im Jahr 2006 zugeschickt hat, war er Leiter des Münchner Lokalteils der *Süddeutschen Zeitung*.

Theoretische Grundlage

Arno Makowsky versucht, seine explorative Studie auf der Basis der Langenbucher/Mahle-Studie zu gestalten, weist aber dennoch auf deren Mängel hin. Er kritisiert zum einen die Heterogenität der Langenbucher/Mahle-Stichprobe, weil diese keinerlei allgemeine Aussagen über „Unterhaltungsjournalisten“ erlaube, da der „Deutschland-Ressortchef einer Programmzeitschrift genauso wie de[r] Volontär einer Medizin-Zeitschrift“³⁴ (Makowsky 1988: 8) ohne Rücksicht auf die jeweilige Stellung in der Redaktion einbezogen würde. Zum anderen bemängelt er den Unterhaltungsbegriff Langenbuchers und Mahles. Makowsky moniert, dass sich „die gelegentlich immer noch vorgenommene Trennung von Unterhaltung und Information theoretisch kaum aufrechterhalten [lässt] – und in der Medienpraxis schon gar nicht“ (Makowsky 1988: 19). Denn: „Was unterhaltend ist und was nicht, entscheidet letztlich der Rezipient – auch wenn es vom Kommunikator ganz anders beabsichtigt war.“ (Makowsky 1988: 19)

Dieser von Makowsky angeschnittene Kritikpunkt aber wirkt noch viel tiefergreifender, als von ihm erkannt, und sich folglich auch auf dessen Fragestellung nach den „Prominenten des Unterhaltungsjournalismus“ (vgl. Makowsky 1988: 1) aus. Doch welche Argumentationsschwächen übernimmt Makowsky von der Langenbucher/Mahle-Studie, auf die er sich bezieht? Dazu ist es wiederum vonnöten, die Theoriebasis, die das Forscherduo nutzt, näher zu betrachten: Langenbucher und Mahle folgen den Argumentationsmotiven der „Legitimisten der Mainzer Schule“, die mit den Namen Elisabeth Noelle-Neumann³⁵, Hans Mathias Kepplinger, Renate Köcher und Wolfgang Donsbach verbunden sind (vgl. Löffelholz 2002: 42). Die Grundgedanken dieser „Schule“ werden von Donsbach folgendermaßen skizziert:

„1. Die Weiterentwicklung empirischer Wirkungsforschung hat gezeigt, daß – entgegen früherer Annahmen – die Massenmedien einen

³⁴ Es fällt auf, dass Makowsky in seinem Beispiel keine Journalistinnen anführt.

³⁵ Noelle-Neumann hat das Ineinandergreifen von individueller Meinung und Wirkung der Medien anhand von Beobachtungen formuliert, die sie in den Wahlkämpfen zu den Bundestagswahlen 1965 und 1972 gemacht hat und zuerst in ihrer Antrittsvorlesung schließlich in „Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut“ (1980) formuliert. In einer ihrer zahlreichen darin aufgeführten und ineinandergreifenden Hypothesen – Donsbach bezeichnet es als „Hypothesen-Geflecht“ (2002: 338) – beschreibt sie, wie die Angst vor Isolation, die Bereitschaft, die eigene Meinung zu äußern, abnimmt, sobald man sich mit seiner Meinung in der Minderheit glaubt. Noelle-Neumanns Hypothese geht von einer starken Wirkmacht der Medien, besonders des Fernsehens, aus (vgl. Donsbach 2002: 339, Noelle-Neumann 1980: 228 ff.).

erheblichen Einfluss auf das Denken und Handeln der Menschen haben und damit einen eminent politischen Faktor, nicht nur in demokratietheoretischer Hinsicht darstellen.

2. Diese Erkenntnis fordert die Frage heraus, ob diejenigen, die den größten Einfluss auf die Inhalte der Massenkommunikation ausüben, mit dieser Macht so umgehen, daß der Gemeinschaft daraus kein Schaden erwächst.³⁶ (Donsbach 1982: 10)

Hintergedanke dieses Modells ist die Frage, ob Journalisten ihren gesetzlich verankerten Privilegien (Art. 5 GG) auch die Pflicht zur Aufklärung entgegensetzen (sie also ihr Tun legitimieren) oder diese Privilegien ausnutzen. Man nimmt an, dass die „Einstellungen“ der Journalisten über die von ihnen produzierten Medien auf das Publikum einwirken. Löffelholz meint, dass so gesehen die Kommunikatorforschung als ein Teil der Medienwirkungsforschung angesehen werden kann (vgl. 2002: 42), quasi als Wirkungskette, die bei den Gedanken/Einstellungen der Journalisten beginnt und letztlich auf die Gedanken der Leserschaft Einfluss nimmt. Diese Annahme lässt folgewidrige Schlüsse „von Befragungsdaten auf (vermutete) Inhalte und von Inhaltsanalyse auf (vermutete) Einstellungen“ (Löffelholz 2002: 42) zu.

Dazu ein Beispiel: Im Zusammenhang mit der Annahme, dass vor einem legitimistisch empirischen Kontext die Einstellungen der Journalistinnen und Journalisten als handlungsrelevant gelten, fällt auf, dass Langenbucher und Mahle empört wirken, wenn die befragten Journalisten oder Journalistinnen über ihre Leserschaft äußern, sie sei „einfach“, „verträumt“ und deren „Leserbriefe voller Rechtschreibfehler“ (Langenbucher/Mahle 1974: 66 f.). Langenbucher und Mahle unterstellen ihrer Stichprobe aufgrund solcher Äußerungen eine „egozentrische Grundhaltung“ (1974: 67). Bemerkenswert erscheinen diese Bewertungen insofern, weil hier m. E. eine Verschiebung stattfindet: Lange galt das Publikum der sogenannten Unterhaltungspresse als eines, das von niederen, regressiven, antifortschrittlichen Wünschen (vgl. u. a. Langenbucher 1969: 68; Dovifat 1976:

³⁶ Beachtlich ist, dass die Kombination von Merkmalermittlung und Wirkungsforschung bis in die Wortwahl hinein bereits von Max Weber formuliert wurde, der 1910 für den 1. Deutschen Soziologentag unter dem Titel „Enquete über das Zeitungswesen“ eine Kommunikatorstudie vorgelegt hat, die in ihren Grundstrukturen bis heute Gültigkeit besitzt. „Ist die moderne Zeitung einerseits ein Abbild der Gegenwartskultur und andererseits eine der stärksten Formen, diese zu beeinflussen, so ist es für die Gesamtheit, für Staat und Gesellschaft nicht nur, sondern für das Leben und Wirken jedes Einzelnen von sehr erheblichem Interesse zu wissen, wie beschaffen und wie wirtschaftlich und sozial gestellt die Gruppe von Menschen ist, durch deren Hirn hindurch der vielarmige Strom der Zeit in den Zeitungen und von da in die Köpfe der Abermillionen von Lesern fließt.“ (zitiert nach Kutsch 1988: 14)

79; Nutz 1971: 107; Sommer 1994: 66; Hannemann 1990: 195) bestimmt war. Diese Betrachtung scheint – um es mit Ulrike Dulinski zu sagen – nicht mehr „scientifically correct“ (Dulinski 2003: 11) zu sein. Im Gegenteil: Nun werden „die vitalen Entspannungs- und Unterhaltungsbedürfnisse der in den Arbeitsprozess eingegliederten Menschen (...)“ (Glotz/Langenbucher 1969: 12) herausgehoben, und den Journalisten, die für dieses Publikum schreiben, wird eine Verachtung ihres Publikums unterstellt. Dazu sei angemerkt, dass viele der sogenannten Unterhaltungstitel von einer Klientel gelesen wird, die keinen höheren Schulabschluss vorweisen kann: Zum Beispiel haben 49 Prozent der *Bild*-Leser/-innen lediglich einen Hauptschulabschluss, 32 Prozent Mittlere Reife, vier Prozent Abitur, 19 Prozent gaben nichts an.³⁷ Für die sogenannten unterhaltenden Frauentitel (genauer: *Die Aktuelle*, *Frau aktuell*, *Frau im Spiegel*, *Frau mit Herz*, *Das Goldene Blatt*, *Heim und Welt*, *Das Neue Blatt*, *Neue Post*, *Neue Welt*, *7 Tage*) hat Hannemann aufgezeigt: „Die Rezipienten aller aufgeführten Titel verfügen über einen relativ niedrigen Bildungsstand. Meist bleibt es beim Volksschulbesuch.“ (1990: 212) Meyer hat 1979 folgende Daten zusammengetragen: 32 Prozent des *Bunte*-Publikums haben einen Volksschulabschluss ohne Lehre, 32 Prozent einen Volksschulabschluss mit Lehre, dagegen nur zehn Prozent Abitur (1979: 10). Bei der *Neuen Post* haben 44 Prozent Volksschulabschluss ohne Lehre, 33 Prozent Volksschulabschluss mit Lehre, dagegen vier Prozent Abitur (Meyer 1979: 14). Bei *7 Tage* haben ebenfalls 44 Prozent Volksschulabschluss ohne Lehre und 33 Prozent Volksschulabschluss mit Lehre, dagegen nur drei Prozent Abitur (Meyer 1979: 14). Man kann also vom Publikum der Regenbogenpresse und auch der Boulevardpresse durchaus sagen, dass es bildungsfern ist. Allein: Darf vor diesem Hintergrund von einer Klatsch-Chefredakteurin, die diese Tatsache, dass ihre Leser z. B. ungebildet seien, lediglich benennt, gesagt werden, dass sie sich ihren Lesern gegenüber „überlegen“ fühlt oder „arrogant“ sei? Oder werden da – wie Löffelholz sagt – Einstellungen nur vermutet? Nicht jeder ist *Spiegel*-Leser. Und es steckt auch nicht hinter jeder Zeitung ein kluger Kopf, wie die Werbebotschaft der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* behauptet. Und die Tatsache allein, dass die Stichprobe von Langenbucher/Mahle das niedrige Bildungsniveau ihres

³⁷ Die Pressestelle des Axel-Springer-Verlages hat diese internen Daten auf Anfrage zur Verfügung gestellt.

Publikums beschreibt, heißt nicht, dass diese sich ihrem Publikum überlegen fühlt.

Langenbucher und Mahle haben nun, ungeachtet der Schwächen dieses demokratiethoretischen Modells der Mainzer Schule, dieses erstmals auf die Kommunikatoren der „Unterhaltungspresse“ (Langenbucher/Mahle 1974: 12) übertragen. Ihr Leitgedanke war, die Wirkung von „journalistischen Produkte[n], die von Millionen gelesen werden“ (Langenbucher/Mahle 1974:12) zu erklären, wobei auf der Basis des legitimistischen Modells vermutet wurde, dass diese immense Wirkung der Presse, die „nicht zufällig in der Umgangssprache den Namen ‚Unterhaltungspresse‘ erhalten hat“ (Langenbucher/Mahle 1974: 12), durch *Unterhaltung* bewirkt wird und folglich die Journalisten dieser Publikationen *unterhalten* (statt aufklären und informieren) wollen. Daher erklärt sich auch der Titel der Langenbucher/Mahle-Studie: „*Unterhaltung* als Beruf?“ (Hervorh. d. Verfin.).

Das Ergebnis der Studie lautet in diesem Punkt jedoch:

„Obwohl die meisten Befragten primär Unterhaltungsjournalismus produzieren, *betrachten nur wenige die Unterhaltung als eine wesentliche Aufgabe*. An der Spitze steht die objektive und wahrheitsgetreue Berichterstattung.“ (Langenbucher/Mahle 1974: 79; Hervorh. i. O.)

Diese Aussagen hätten das Forscherduo entweder darauf aufmerksam machen müssen, dass sich a.) ihre Hypothese durch die Ergebnisse nicht halten lässt oder b.) die Grundannahmen des Modells, das sie adaptiert haben, nicht stimmen. Aber Langenbucher und Mahle lösen diese Fehlannahmen nicht auf. Im Gegenteil: Formulierungen wie „Nur der geringste Teil *gibt zu*, dass er in seiner Tätigkeit ausschließlich die Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse sieht“ (Langenbucher/Mahle 1974: 79; Hervorh. d. Verfin.) zeigen, dass Langenbucher und Mahle die Angaben zum journalistischen Selbstverständnis („Objektivität, Genauigkeit, Wissensvermittlung, Zuverlässigkeit der Information“ etc.) der 516 Befragten (Langenbucher/Mahle 1974: 19) nicht als wahrhaftig anerkennen und diese sogar umdeuten (Langenbucher/Mahle 1974: 78, 79). Denn *zugeben* muss nur jemand etwas, der lügt. Tatsächlich aber haben sie mit ihrer Studie die Annahme, dass sogenannte Unterhaltungsjournalisten unterhalten, nicht beweisen können. Nur ein kleines Detail zeigt ein Eingeständnis von Langenbucher und

Mahle angesichts dieses mangelnden Befundes – das Fragezeichen im Titel „Unterhaltung als Beruf?“

Makowskys Adaption der Studie von Langenbucher/Mahle

Makowsky jedoch, dessen Arbeit als „teilweise Replikation“ (Böckelmann 1993: 257) der Langenbucher/Mahle-Studie angesehen wird, übernimmt in seiner Studie nicht nur die Fehlschlüsse der Vorbildstudie, er nimmt auch an, dass die Frage, die Langenbucher und Mahle mit ihrer Studie gestellt haben („Unterhaltung als Beruf?“) mit dieser Studie als beantwortet gilt. Auch wenn ich nochmals ausdrücklich darauf hinweisen möchte, dass das Ergebnis, dass Journalisten der Unterhaltungspresse unterhalten wollen, weder durch die Studie bestätigt noch als Schlussfolgerung von Wirkung („unterhalten sein“) auf Einstellung und Intention der Journalisten und Journalistinnen („unterhalten wollen“) gültig ist. Es stellt sich also die Frage, welches Erkenntnisinteresse Makowsky verfolgt, wenn er Daten über soziale Herkunft, Ausbildung, Berufsweg, Arbeitsbedingungen, Arbeitszufriedenheit sowie Rezipienteneinschätzung (Makowsky 1988: 8) von 14 Personen, die bei *Bild*, *Express/Köln*, *Express/Düsseldorf*, *B.Z.*, *Abendzeitung*, *tz*, *Abendpost/Nachtausgabe* – als „hauptberufliche Klatschreporter“ (Makowsky 1988: 7) arbeiten, ermittelt. Will er – analog zu Langenbucher/Mahle – wissen, ob „Klatschen ein Beruf?“ ist? Wenn ja, warum ist es dann für Makowsky von Interesse zu wissen, ob die *Klatschreporter* mit ihrer Arbeit zufrieden sind³⁸, und aus welchem Elternhaus die *Klatschreporter* stammen? Makowsky formuliert dazu kein Forschungsziel.

Wobei gerade im Hinblick auf die sozialen Daten zu Herkunft, Elternhaus etc. unter Rückgriff auf Bourdieu die Frage hätte erörtert werden können, ob für eine professionelle Annäherung an die „Prestigeelite“ (Treiber 1982: 142) ein über das Elternhaus angeeignetes kulturelles Kapital (vgl. Bourdieu 1979/1987²¹: 359) nötig ist. Denn laut Makowskys Daten entstammen alle Befragten einer „typischen Mittelschichtfamilie“ (1988: 50): die Eltern sind Selbstständige, Beamte, Unternehmer, ein Befragter gab an „Univ. Professor“ (Makowsky 1988: 50), d. h. ein Zugang zu Geld- und Bildungschancen ist familiär gegeben.

³⁸ Übrigens: Ja, sie sind zufrieden mit ihrem Beruf, die Klatschjournalisten. Fünf der 14 Befragten bekannten sogar: „sehr zufrieden“ (Makowsky 1988: 75).

Makowskys Studie erscheint lediglich als Fassade, in der zwar die Erhebungsparameter der Langenbucher/Mahle-Studie kopiert, die empirisch legitimistischen Leitgedanken, die Langenbucher und Mahle zum Ausgangspunkt ihrer Studie gemacht haben, aber weder zur Kenntnis genommen noch reflektiert werden.

Empirische Studie

Präziser wird Makowsky erst, wenn er von der Langenbucher/Mahle-Studie Abstand nimmt und eigene Erkenntnisziele formuliert, wobei ihn über die von Langenbucher und Mahle vorgegebenen Parameter hinaus besonders interessiert, wie die befragten Klatschreporter und Klatschreporterinnen sich ihre Informationen beschaffen (vgl. Makowsky 1988: 28), was angesichts des Forschungsdefizits im Bereich des Klatschjournalismus eine Frage ist, mit der Neuland betreten wird. Denn da Makowsky im Gegensatz zu Langenbucher und Mahle keine über Ressorts und Hierarchien hinweg offene, sondern eine geschlossene, heterogene Stichprobe befragt, nämlich 14 Klatschkolumnisten bei Boulevardzeitungen mit eigener Kolumne, kann man hier auf weiterführende Erhebungen hoffen.

Doch schon die Formulierung seiner Hypothese untergräbt sein Vorhaben – was m. E. nicht nur a.) seiner mangelnden Kenntnis über die verschiedenen Arbeitsweisen und Positionen von Journalisten und Journalistinnen innerhalb einer Redaktion geschuldet ist, sondern b.) auch der Tatsache, dass über die Arbeitsweise von Klatschjournalisten so wenig empirische Studien vorliegen, dass hier Raum für Spekulationen, Vorurteile und Vermutungen bleibt:

a.) Makowsky nimmt an, dass die „Mechanismen ihrer [gemeint sind die Klatschreporter] Informationsbeschaffung und ihrer Arbeitsweisen [...] nicht den gängigen journalistischen Prinzipien (Recherche, Absicherung), sondern eigenen Gesetzen des Klatschjournalismus (Informanten-Netz, Vertrauen)“ (Makowsky 1988: 29; Erg. d. Verfin.) folgen. Doch die Pflege von Informantennetzen und der Aufbau gegenseitigen Vertrauens sind keine „eigenen Gesetze des Klatschjournalismus“ (Makowsky 1988: 29), sondern „gängige journalistische Prinzipien“, die die Arbeitsweise von Reportern gleich welchen Ressorts auszeichnen: Rohr etwa beschreibt in seiner Studie über *Lokalreporter*, wie

wichtig die „Kontaktpflege“ (Rohr 1979: 79) und der daraus entstehende Integrationseffekt sei, der es erst möglich macht, sich Insiderwissen als Grundlage für exklusive Geschichten zu verschaffen (vgl. Rohr 1979: 79 ff.). Chibnall, der die Arbeitsweise von *Polizeireportern* betrachtet hat, zitiert einen Reporter, den er für seine Studie befragte:

„We don't expect them to tell us everything, there's no reason why they should (...). It's not a question of buying drinks in curry favour, it's a question of having drinks with them to be sociable.“; „I'm having lunch with a contact today. I'm not expecting any information, but we'll have lunch and chat at the end of that I shall know him a bit better and he will be more likely to tell me things in the future. The time will have been well spent.“ (Chibnall 1975: 55)

Siegfried Weischenberg sagt über *Sportreporter*:

„Anders als in der Politik, wo die einzelnen Personen und die Parteien aus eigenem Interesse den Kontakt zu den Massenmedien suchen, sitzt der Journalist beim Sport am kürzeren Hebel. Der Sportler weiß im Allgemeinen, dass der Sportjournalist auf ihn angewiesen ist, solange er selbst die erwartete Leistung bringt – aber auch nur so lange. [...] [Das] besondere Innenverhältnis zwischen Sportjournalist und Sport-Star [ist] eine logische Konsequenz der Struktur. Und von dieser Art von Beziehung profitieren beide Seiten. Der erfolgreiche Sportler hat eine ‚gute Presse‘ [...]. Die Sportjournalisten wiederum erhalten Einblick in die Privatsphäre und können so die von ihnen verlangten Unterhaltungsstoffe liefern. *Von einer Kumpanei [...] zu sprechen, geht wohl an den Realitäten vorbei.* Wenn eine der beiden Seiten die Verhaltenserwartungen einmal kurzzeitig nicht erfüllt, also etwa heftige Kritik übt oder Informationen vorenthält, wird der Streit im Interesse der gemeinsamen Sache schnell beigelegt. Die Sportler selbst sprechen von einem ‚*Vertrauensverhältnis*‘.“ (Weischenberg 1976: 278; Hervorh. d. Verfin.)

b.) Makowskys Formulierung verrät, dass auch er sich dem Forschungsgegenstand Klatschjournalismus nicht unbefangen nähert: Bezeichnend ist die Wendung „eigenen Gesetzen des Klatschjournalismus (Informanten-Netz, Vertrauen)“ (1988: 29). Denn sie hebt nicht nur die (vermutete) Sonderstellung der Klatschjournalisten hervor, sie wirkt auch – zumal ihr (wie zu sehen war: unberechtigterweise) die Formulierung „gängige journalistische Prinzipien“ gegenübergestellt wird – in der vergleichenden Analyse defizitär: Aber Klatschreporter bauen sich – wie in a.) zu sehen war – genauso ein Informantennetz und Vertrauen zu ihren Informanten (vgl.

Makowsky 1988: 29) auf, wie z. B. Lokalreporter (vgl. Rohr 1979: 79), Polizeireporter (vgl. Chibnall 1979: 79 ff.) und Sportreporter (vgl. Weischenberg 1976: 278) das tun. Diese Praxis ist also kein Alleinstellungsmerkmal des Klatschreporters. Makowsky aber scheint (möglicherweise aus einer Unkenntnis heraus, die von einem Mangel an Literatur herrühren mag) gegenüber der Recherchepraxis von Klatschreportern skeptisch eingestellt. Das zeigt auch eine andere Formulierung innerhalb seiner Beweisführung:

„Obwohl die Befragten zunächst betonten, eine gründliche und überprüfbare Recherche sei unablässig für ihren Beruf wichtig, deuten die Ergebnisse in eine andere Richtung: Viele Klatschreporter verlassen sich auf ihr *Gespür* bei der Einschätzung einer Nachricht, sind der Meinung, vieles sei gar nicht nachprüfbar. Gearbeitet wird vorwiegend mit Hilfe ‚persönlicher Kontakte‘ zu den Objektpersonen. Sehr viele Informationen kommen über die ständige Zusammenarbeit der Kolumnisten mit Informanten zustande, die einen wirtschaftlichen Vorteil aus dieser Zusammenarbeit ziehen (z. B. Gastronomen).“ (Makowsky 1988: 84; Hervorh. d. Verfin.)

Indem Makowsky einmal behauptet, für seine Stichprobe sei vieles nicht nachprüfbar, dann aber sagt, dass sie ihre Nachrichten vorwiegend mithilfe persönlicher Kontakte zu den Objektpersonen oder über Informanten erhalten, zeigt sich ein Widerspruch: Denn es ist – auch wenn man über „Hochzeiten, Eheglück und Familienglück, Erfolg“ (Sommer 1994: 92), aber auch über negativ besetzte Themen wie „Trennungen, Scheidungen, Skandal, Tod“ (Sommer 1994: 92) berichtet – „eine gängige journalistische Praxis“ (Makowsky 1988: 29), die zu verifizierende Information im direkten Kontakt, also durch Nachfrage bei den „Objektpersonen“ (Makowsky 1988: 84) zu überprüfen, ebenso wie der Polizeireporter die Objektpersonen eines Unfalls befragt, die Gerichtsreporterin die Objektpersonen eines Prozesses, die Sportreporterin die Objektpersonen eines Spiels.

Was Makowsky jedoch weder thematisiert, vielleicht auch gar nicht bemerkt hat, ist, dass er mit seinen Fragen ein Tabu berührt und möglicherweise deswegen Fehlinformationen aufgesessen und die Antwort, die er bekommt, widersprüchlich ist: Denn wenn schon die Praxis des Klatschens, also lediglich das Interesse und Reden über die Privatangelegenheiten Abwesender, hoch tabuisiert ist (vgl. Bergmann 1987: 29 ff.), ist es das (möglicherweise) aktive Eindringen in die Privatsphäre eines anderen, die noch dazu gesetzlich geschützt ist (vgl. Neben 2001; Rössler 2001: 193 ff.), umso mehr. Es ist aus dieser Perspektive durchaus

erkennbar, warum Makowsky verschiedentlich die Aussage erhalten hat, dass man nicht alles nachprüfen könne (vgl. Makowsky 1988: 60 f.): Wer mag schon zugeben, wie weit er für „wirklich exklusive Schlagzeilen-Storys“ (Makowsky 1988: 37) oder „eine Schlagzeile“ (Makowsky 1988: 81) zu gehen bereit ist, und inwieweit er jene „detektivischen Methoden der Recherche, die in seriösen Blättern als ‚investigativ‘ hohe Wertschätzung genießen, auf Personen und Ereignisse [überträgt], die von diesen seriösen Blättern mit Verachtung übersehen werden: auf die Lüste und Laster des Showbusiness“ (Jenny 2000: 115). Diese Eventualität, dass sich die Befragten den Tabubruch der Grenzübertretungen nicht eingestehen mögen³⁹, hätte Makowsky in seine Überlegung einbeziehen müssen. Besonders weil auffällt, dass im selben Atemzug mit der Leugnung detailliert geschildert wird, wie sich die Informationskanäle (Wirte, Kellner, Hoteliers, konkurrierende Schauspieler) und die Gegenrecherche (Bekannte der Objektperson, die Objektperson selbst) vollziehen (vgl. Makowsky 1988: 60 f.), die Befragten also ihre Aussage, dass sie nicht recherchieren, gleich widerlegen.

Doch zeigt gerade, dass Makowsky diesen Widerspruch nicht auflöst, sondern ihn übergeht und die ermittelten Ergebnisse in die Richtung, die seine Hypothese vorgibt, interpretiert, dass er eine latente Vorstellung von der Arbeitsweise der Klatschjournalisten hat, die in seiner Arbeit manifest geworden ist: nämlich die Annahme, dass Klatschjournalisten „irgendwie“ doch anders arbeiten als andere Reporter.

Die Worte Hannes Obermaiers, der nach einem Besuch in den USA als erster Journalist die Kolumnen der Klatschreporter Luella Parsons, Hedda Hopper, Walter Winchell und C. Knickerbocker für den deutschen Zeitungsmarkt adaptierte und unter dem Pseudonym „Hunter“ erst bei der *Münchener AZ*, später bei *Bild* eine tägliche Klatschkolumne zu füllen hatte, sind als Kommentar dazu anzusehen: „Ich war nie Schriftsteller, sondern immer Reporter.“ (Obermaier 1975: 18)

³⁹ Makowskys Ergebnisse können auch unter dem Blickwinkel der von Elisabeth Noelle-Neumann definierten *sozialen Haut* (vgl. Noelle-Neumann 1980) gesehen werden: Die Aussagen sind möglicherweise Schutzbehauptungen.

2.6 Steffen Burkhardt (2002, 2003): Klatschjournalismus als Subsystem

Der Hamburger Medienwissenschaftler Steffen Burkhardt hat sich in mehreren Aufsätzen und Arbeiten (2002, 2003, 2005a, 2005b, 2006) mit dem Thema Klatschjournalismus auseinandergesetzt. Sein diesbezüglich wichtigstes Werk ist seine Magisterarbeit „*Klatsch im Journalismus*“ (2003), in der er auf eine Debatte Bezug nimmt, die in Adaption, Modifikation, Kritik und Auseinandersetzung mit Erklärmodellen systemtheoretischer Ausrichtung entstanden ist. Von der Systemtheorie kann man nicht sprechen, auch wenn diese Modellbildung eng verbunden ist mit dem Werk Niklas Luhmanns. Burkhardt versucht, die Frage zu beantworten, ob Klatschjournalismus ein eigenständiges Subsystem bzw. Leistungssystem ist (vgl. Burkhardt 2003: 133). Seine Herangehensweise jedoch beschränkt sich nicht allein auf eine Analyse von Klatschjournalismus vor dem Hintergrund eines systemtheoretischen Modells (genau gesagt: Burkhardt bezieht sich auf Armin Scholls und Siegfried Weischenbergs Integration des luhmannschen Systemgedankens in eine empirische Sozialtheorie), sondern er übernimmt auch die kultur-, sprach- und wissenssoziologischen (vgl. Bergmann 1987: I) Gedankenmodelle, die der Soziologe Jörg R. Bergmann für die mündliche Sozialform Klatsch herausgearbeitet hat, sowie Argumentationsmuster der *Cultural Studies* und erarbeitet darüber hinaus einen presse- und medienhistorischen sowie historisch vergleichenden Rückblick auf die Geschichte des Klatschjournalismus.

Die breit angelegte Theoriebasis seiner Arbeit hat nicht nur zur Folge, dass seine Ergebnisse nicht in einem abschließenden Modell zusammengefasst werden können, sondern eher einer Sammlung von Annäherungen gleichen, die aus verschiedenen Perspektiven auf seinen Forschungsgegenstand zielend entstanden sind. Ebenso fällt auf, dass seine Begriffswahl indifferent ist, was besonders bei seinem zentralen Begriff „Klatsch“ deutlich wird: Burkhardt unterscheidet (wie Emil Dovifat) beispielsweise nicht zwischen Klatsch und Klatschjournalismus, was gerade bei der Adaption der bergmannschen Theorie über Alltagsklatsch auf Klatschjournalismus notwendig gewesen wäre – und so bleibt, wie zu sehen sein wird, offen, welchem Klatsch (dem im Journalismus oder dem Alltagsklatsch?) er welche Funktion zuschreibt. Er verwendet darüber hinaus die beiden Begriffe auch in Zusammenhängen, die irritieren: So spricht er etwa vom

„Klatschjournalismus, der sich auf das Private konzentriert“ (Burkhardt 2003: 135), und wirft damit die Fragen auf: Gibt es denn einen Klatschjournalismus, der sich *nicht* auf das Private konzentriert? Denn es ist ja genau die Problematik des Klatschjournalismus, dass er die „detektivischen Methoden der Recherche, die in seriösen Blättern als ‚investigativ‘ hohe Wertschätzung genießen, auf Personen und Ereignisse [überträgt], die von diesen seriösen Blättern mit Verachtung übersehen werden: auf die Lüste und Laster des Showbusiness“ (Jenny 2000: 115). Anders gesagt: Es ist das Spezifische von Klatschjournalismus, dass er seine Inhalte aus dem Privatleben bezieht und seine Recherche auf das Private richtet. Burkhardts Definition des Sonderfalls Klatsch, der sich nicht aufs Private bezieht, verwundert umso mehr, da er an einer anderen Stelle ausdrücklich sagt, Klatsch gleiche einem „spezifischen Kommunikationsprozess, der Informationen aus dem Bereich der Privatheit in den Bereich der Öffentlichkeit transportiert [...]“ (Burkhardt 2003: 134).

Doch trotz dieser offenkundigen theoretischen wie definitorischen Mängel hat Burkhardt einige bemerkenswerte Gedanken zum Klatschjournalismus herausarbeiten können. Um jedoch die Stärken und Schwächen seiner Argumentation nachvollziehen zu können, ist ein Exkurs zur Systemtheorie nötig, der die Entwicklung von (ersten) organisationstheoretischen Modellen bis hin zur autopoietischen Supertheoriebildung knapp nachzeichnet, und die Kritikpunkte, die auf diese modelltheoretischen Entwürfe gerichtet sind, skizziert. Dabei sei vorbemerkt zu sagen, dass es Ansätze gibt, die lediglich behaupten, „systemtheoretisch“ zu argumentieren, bei näherer Betrachtung aber so weit von der orthodoxen Ausrichtung Luhmanns abweichen, dass man - wenn überhaupt! - nur von eigenständigen Versionen der Systemtheorie sprechen kann (vgl. Weber, S. 2003: 202). Um Burkhardts Ansatz sowie die Brüche in seiner Argumentation nachvollziehen zu können, seien im Anschluss die Entwicklungs- und Rezeptionsgeschichte der Systemtheorie kurz umfasst:

Exkurs Systemtheorie

Mit der Einführung des Begriffs „System“ in die deutsche⁴⁰ Journalistikforschung geht ein Perspektivwechsel vom einzelnen,

⁴⁰ In den USA gilt Talcott Parsons als Vordenker der Systemtheorie, weil er das AGIL-Schema, das Handlungseinflüsse unter den Parametern *Adaption* (Anpassung), *Goal* (Zielsetzung),

agierenden Journalisten (und seiner Einstellung) zu den Steuerungen und Regelungen eines überindividuellen Ablaufs einher: In den ersten (organisationstheoretischen) Entwürfen sind Systeme als „Redaktion“ denkbar, in späteren theoriebildenden Entwürfen gelten sie als geschlossene soziale Einheiten, die in Abgrenzung zu ihrer Umwelt agieren und in denen nur noch *Kommunikationen* angenommen werden. Als einer der ersten systemtheoretischen Vordenker hierzulande gilt Manfred Rühl; in seiner Schrift „Die Zeitungsredaktion als organisiertes System“ (1969) sagt er programmatisch:

„Redaktionelles Handeln als Herstellen von Zeitungen in einem industriell hochentwickelten Gesellschaftssystem erfolgt nicht nur durch einige Nachrichten sammelnde, redigierende und schreibende Redakteure, sondern vollzieht sich vielmehr als durchrationalisierter Produktionsprozeß in einer nicht minder rationalisierten und differenzierten Organisation.“ (1969: 13) Und später: „Die Person als Paradigma ist ein viel zu komplexer und viel zu unelastischer Begriff, um als Bezugseinheit für Journalismus dienen zu können.“ (Rühl 1980: 436)

Aus einem vergleichbaren, noch organisationstheoretisch motivierten Ansatz (Luhmann war Verwaltungsangestellter!) entwickelt Niklas Luhmann in den 1980er-Jahren seine Version der Systemtheorie, in der *Systeme* nicht mehr konkret definiert werden, sondern als operativ geschlossene, aber energetisch offene, selbstreferenzielle Einheiten, die in Differenz zu ihrer Umwelt stehen, zu begreifen sind. Nicht selten wird Luhmanns sehr theoretischer Systembegriff durch Kreise veranschaulicht, wobei das Kreisinnere das System, das Kreisäußere die Umwelt darstellt und die Kreislinie die Grenze ist. In den frühen Konzeptionen sind die Grenzen zur Umwelt noch durchlässig, Eingaben werden so möglich.

Mit der sogenannten autopoietischen Wende leitet Luhmann, wie er selbst sagt, 1984 einen Paradigmawechsel ein (vgl. Luhmann 1984: 15). Systeme definiert er als sich selbst reproduzierende (= autopoietisch; im Gegensatz

Integration (Eingliederung) und *Latency* (Aufrechterhaltung) zu erklären versucht, von einem strukturellen Funktionsmodell der Handlungstheorie in ein Erklärmodell für ein soziales System transformiert hat. Luhmann sagt: „Die Anhaltspunkte für eine Analyse des Systems werden aus einer Analyse des Begriffs des Handelns gewonnen.“ (1980: 5)

zu allopoietisch: etwas anderes produzieren) Einheiten, die grundsätzlich nur von systemeigenen Teilen reproduziert werden können.⁴¹

Luhmanns Kernsatz lautet: Es gibt Systeme⁴² (vgl. Reese-Schäfer 1999⁵: 37). Seine moderne Systemtheorie beruht auf Anleihen aus der Kybernetik und den Überlegungen des Biologen Humberto B. Maturana, der die Funktionsweisen von Zellen analysiert hat. Luhmann versucht, dieses Modell der Zelle auf soziologische Prozesse zu übertragen. Wie Zellen sich gegen ihre Umwelt durch Zellwände abgrenzen müssen, so geht Luhmann davon aus, grenzen sich auch soziale Systeme zur Umwelt ab. Diese Grenzen sind nötig, um einerseits die Komplexität der Umwelt zu reduzieren und andererseits von den zahlreichen Möglichkeiten nur diese zu gewähren, die innerhalb des Systems Sinn ergeben. Sinn erhält das System durch eine binäre Differenz, die die systemspezifischen Regelläufe der Kommunikation definiert, wobei mit Kommunikation nicht der individuelle Austausch von Mensch zu Mensch gemeint ist, sondern das Abstraktum einer dreistelligen Sequenz von *Information*, *Mitteilung* und *Verstehen* (vgl. Luhmann 1996/2004: 172; Weber, S. 2003: 210). Durch die Kommunikation zieht das System Grenzen. Kommunikation wird in der Systemtheorie verstanden als die Aktualisierung von Sinn, was bedeutet: Alles, was sich nicht mittels dieses binären Codes erfassen lässt, wird aus dem Bereich des Systems verbannt, innerhalb des Systems ist es sinnvoll. Es hat – um es in der systemtheoretischen Terminologie zu sagen – keine Erreichbarkeit oder Anschlussfähigkeit (vgl. Filk 1999). Kurz: Innerhalb des Systems wird verstanden, außerhalb des Systems nicht. Systeme schließen sich per definitionem gegenseitig aus⁴³: Eine

⁴¹ Die Abkehr von dem für die Theoriebildung der Frankfurter Schule grundlegenden materialistisch-ökonomischen Aspekt der gesellschaftlichen Ordnung und die Hinwendung zu einer Sichtweise, die die Steuerung und Regelung der soziale Systeme fokussiert, wird als Paradigmenwechsel in der Theoriegeschichte der Soziologie bezeichnet. Luhmanns Ansatz nimmt zu der von den Vertretern der Frankfurter Schule als „Verdummungskultur“ verunglimpften Populärkultur keine Stellung und gilt deswegen als postideologisch (vgl. Weber, S. 2003: 216). Der Paradigmenwechsel wurde von einem heftigen ideologischen Streit zwischen Frankfurt und Bielefeld begleitet. Er ist zusammengefasst in: Habermas/Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung? (1971).

⁴² Die Grundzüge der Systemtheorie wurden im Wesentlichen zusammengefasst nach: Reese-Schäfer 1999⁵; Weber, S. 2003: 202 ff.; Filk 1999; Meier, K. 2007: 25 ff.

⁴³ Luhmann behandelt theoretisch nur den Idealfall. Der Fall, z. B. der Einflussnahme der Wirtschaft auf die Politik, etwa durch die Zahlung von Parteispenden, bleibt aus oder wird in einem komplizierten theoretischen Konstrukt als „Penetration“, „Interpenetration“, „Inklusion“,

Schnittmenge gibt es nicht. Systeme bilden die Umwelt für andere Systeme, haben aber für diese eine wichtige Funktion. Der binäre Code bzw. die Form der Kommunikation, die für das jeweilige System gültig ist, stellt sicher, dass sich das System – analog zur Zelle – selbst reproduzieren kann. Dieser Mechanismus wird als „Autopoiesis“ bezeichnet: Der binäre Code *Regierung/Opposition* stellt z. B. sicher, dass das System *Politik* sich selbst aufrechterhalten kann. Das ist wichtig für die Umwelt, denn für die Umwelt hat das System eine wichtige Funktion: Die Politik stellt kollektiv bindende Entscheidungen her, indem es über den Code *Regierung/Opposition* immer wieder aufs Neue dazu gezwungen ist, um öffentliche Ämter zu konkurrieren und sich dadurch selbst zu reproduzieren.

Niklas Luhmanns Ansatz ist für die Theoriebildung in der Journalistik und der Kommunikationswissenschaft vielfach adaptiert, erweitert, revidiert worden. Bernd Blöbaum etwa erklärt *Journalismus* zum eigenständigen sozialen System, das die gesellschaftliche „Funktion der Vermittlung von Information zur öffentlichen Kommunikation“ erfüllt und sich *in* Leistungsrollen (Journalisten) und Publikumsrollen (Rezipienten) unterteilt (vgl. Blöbaum 1994: 20 f.). Görke und Kohring vereinen – in Anlehnung an Luhmanns System *Massenmedien* – Journalismus, Werbung und Public Relations als Leistungssystem *Öffentlichkeit* (vgl. Scholl/Weischenberg 1998: 63 ff.)⁴⁴. Der Funktion des jeweiligen Systems (Journalismus, Öffentlichkeit, Publizistik) wird die gesamtgesellschaftliche Funktion der Selbstbeobachtung bzw. Synchronisation oder die Bereitstellung von relevanten Themen der Gesellschaft zugeschrieben. Meier:

„Damit löst der Journalismus ein für die Gesellschaft zentrales Problem: Die dynamisch auseinanderdriftenden Systeme werden über das Journalismussystem zeitlich und sozial aneinander geknüpft. Sie wären überfordert, wenn sie jeweils selbst die Synchronisation und Beobachtung der anderen Systeme und der Gesellschaft übernehmen müssten.“ (Meier 2007: 28)

„Exklusion“, aber auch „Irritation“, „Perturbation“ und „Resonanz“ bezeichnet (vgl. Weber, S. 2003: 211).

⁴⁴ Die bedeutendsten Systemmodellierungen sind in Scholl und Weischenberg tabellarisch (1998: 76) und im Überblick (Scholl/Weischenberg 1998: 63 ff.) dargestellt.

Vor dem Hintergrund seiner synchronisierenden Funktion bleibt bei allen (oben genannten) Systemdefinitionen nicht nur die Frage offen, ob das jeweilige System (Journalismus, Öffentlichkeit) tatsächlich als eigenständiges System gesehen werden kann, oder nicht vielmehr Umwelt aller sozialen Systeme ist, sondern auch die Frage, welche Bereiche genau das synchronisierende System tatsächlich umfasst: Gerade im Hinblick auf die (angenommene)⁴⁵ Zunahme des Unterhaltungsfaktors, einer „Kommerzorientierung“ (Mettler-von Meibom 1996: 253) und „Fiktionalisierung“ (Mettler-von Meibom 1996: 254) der Medien, die Beobachter seit der Einführung des dualen Fernsehens in der Mitte der 1980er-Jahre mit Skepsis wahrzunehmen glauben, ist die Frage nach dem Einschluss oder Ausschluss bestimmter Einheiten – wie PR, Werbung, Unterhaltung – auf theoretischer Ebene, zur Streitfrage geronnen.

Luhmann selbst ist erst 1996 mit seinem Buch „Die Realität der Massenmedien“ zu dieser Debatte dazugestoßen. Er hat sich dafür entschieden, nicht *Journalismus*, sondern die *Massenmedien* als System zu modellieren. Ein zentraler Begriff in seinen Ausführungen ist der Begriff „Realität“, auf den er immer wieder – etwa in seiner Arbeit „Die Gesellschaft der Gesellschaft“ – zurückkommt:

„Das, was als Resultat der Dauerwirksamkeit von Massenmedien entsteht, die ‚öffentliche Meinung‘, genügt sich selbst. Es hat deshalb wenig Sinn, zu fragen, ob und wie die Massenmedien eine vorhandene Realität verzerrt wiedergeben; sie erzeugen eine Beschreibung der Realität, eine Weltkonstruktion, und das ist eine Realität, an der die Gesellschaft sich orientiert.“ (Luhmann 1997: 1102)

Mit dieser Definition wendet sich Luhmann grundsätzlich von der Frage ab, ob und inwieweit Medieninhalte „objektiv“ und inwieweit Medien fähig sind, „aufklärende Informationen über politische oder wirtschaftliche Ursachen und Mechanismen“ (Prokop 2004: 426), also das, was gemeinhin unter „Realität“ verstanden wird, bereitzustellen. Mehr noch:

⁴⁵ Sowohl Klaus/Lünenborg (2000: 188 f.; 2002: 100 ff.) als auch Neverla (2002b: 48) gehen davon aus, dass es immer schon eine Vermischung von Unterhaltung, Kommerz und Nachrichten im Journalismus gab. Ich möchte mich dieser Meinung mit einer Beobachtung anschließen: Gerade die sogenannten Qualitätszeitungen und Nachrichtenmagazine zeichnen sich durch ihren reichen Wortschatz und eine anspielungsreiche Sprache aus, die auch unterhaltsam wirkt – und das nicht nur in den Kommentaren, sondern auch in Überschriften, wenn z. B. ein kritischer Artikel im Wirtschaftsressort unter der Dachzeile „Außen hui, innen Tui“ über die Krise eines Touristikunternehmens berichtet (vgl. Petersdorf, Wienand von: Außen hui, innen Tui. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 22. Oktober 2006, S. 49).

Mit seiner radikal konstruktivistischen Konzeption setzt er per definitionem fest, dass Massenmedien aufgrund ihrer systemimmanenten Eigenschaften ohnehin nur einen Ausschnitt der Welt zeigen können. Massenmedien hätten zwar eine eigene materielle Realität: „Es wird gedruckt und gefunkt. Es wird gelesen. Sendungen werden empfangen.“ (Luhmann 1996: 12) Aber sie haben und generieren eine zweite Realität, nämlich das, „was *für sie* oder *durch sie für andere* als Realität *erscheint*“ (Luhmann 1996: 14; Hervorh. i. O.), und das sei die Realitätsebene, an der die Umwelt sich orientiert. Kurzum: Alles ist eine Konstruktion von Realität.

Die Funktion, die Luhmann dem System Massenmedien zuschreibt, ist die „Selbstbeobachtung“ und „Synchronisation der Gesellschaft“ (1994: 174). Als binären Code, der das System Massenmedien von seiner Umwelt schließt und innerhalb des Systems Sinn aktualisiert, definiert Luhmann den Code *Information/Nichtinformation*, wobei er seinen Informationsbegriff in Anlehnung an Gregory Bateson als „irgendein[en] Unterschied, der bei einem späteren Ereignis einen Unterschied macht“ (Luhmann 1994: 39) rein strukturell definiert. Denn: „Eine Nachricht, die ein zweites Mal gebracht wird, behält zwar ihren Sinn, verliert aber ihren Informationswert“⁴⁶ (Luhmann 1994: 41). Dieser binäre Code Information/Nichtinformation läuft laut Luhmann gleichwertig über die drei Programme: *Nachrichten/Berichte* (das, was gemeinhin als Journalismus angesehen wird), *Werbung* sowie *Unterhaltung*. Luhmann sagt:

„Jeder dieser Bereiche benutzt den Code Information/Nichtinformation, wenngleich in sehr verschiedenen Ausführungen; aber sie unterscheiden sich auf Grund der Kriterien, die der Auswahl von Informationen zugrundegelegt werden“; „Trotzdem wird es nicht leicht fallen, die These der Einheit eines Systems der Massenmedien zu akzeptieren, das auf drei so verschiedenen Säulen beruht, wie es Nachrichten/Berichte, Werbung und Unterhaltung sind. Zunächst fällt die Verschiedenartigkeit dieser Kommunikationsweisen ins Auge. Zwar

⁴⁶ Mit diesem Konstrukt kann er den Mechanismus des „Spin-offs“, „Weiterstrickens“, „Weiterspinnens“ einer journalistischen Geschichte erklären. Ein Beispiel: Gilt an einem Tag als Information, dass der Ehepartner von Uschi Glas fremdgeht, dann ist diese Information am nächsten Tag zwar eine Nichtinformation, gleichzeitig aber die Ausgangslage für die Information, dass sie sich scheiden lassen möchte. Es geht also um den Unterschied, der einen Unterschied macht, bzw. um eine Neuigkeit. Das bereitgestellte Thema „Uschi Glas“ ist weiterhin sinnvoll im System.

kann man sich empirisch leicht davon überzeugen, dass alle drei Bereiche dieselbe Verbreitungstechnologie benutzen und regelmäßig in derselben Zeitung oder innerhalb einer einzigen Sendung des Hörfunks oder Fernsehen zu finden sind. Aber gerade wenn man von der Codierung Information/Nichtinformation ausgeht, beeindruckt die Verschiedenartigkeit der Realisation, der Erzeugung von Irritation und Information in den einzelnen Medienbereichen.“ (Luhmann 1994: 51, 119)

Mittels dieser Definition kann er nicht nur die ökonomischen Einflüsse (Werbung) rein strukturell nachzeichnen, er sagt auch: Da es *Werbung* gibt, gibt es an selber Stelle keine *Nachrichten/Berichte*, oder es gibt *Nachrichten/Berichte*, die von *Werbung* unterwandert sein können, z. B. durch Public Relations. Scholl und Weischenberg beklagen in diesem Zusammenhang, dass „Luhmann zwar an Werbung denkt, aber kein Wort über Public Relations verliert“ (1998: 70), und fragen „Ist Öffentlichkeitsarbeit ein bloßer Annex anderer Funktionssysteme, Werbung aber nicht? Oder aber gehört Öffentlichkeitsarbeit zum Journalismus oder zur Werbung?“ (Scholl/Weischenberg 1998: 70). Allein die Fragestellung offenbart, dass Scholl und Weischenberg offenbar von einer parallel-unvermischten Kommunikation über die drei Programme *Nachrichten/Berichte*, *Unterhaltung*, *Werbung* ausgehen, nicht von einer synchron-hybriden. Davon aber geht Luhmann aus. Es ist zu vermuten, dass Scholl und Weischenberg Luhmanns Gedanken nicht folgen wollen, weil das hieße, eine Hybridisierung der drei Programme schon konzeptuell zu akzeptieren.

Die Gleichzeitigkeit der von Luhmann definierten Programme gilt auch für das Programm *Unterhaltung*. Wo es *Unterhaltung* gibt, gibt es, laut Luhmanns Definition, keine *Nachrichten/Berichte*, bzw. sie gibt es nicht mehr in ihrer reinen, sondern nur als hybridisierte Form, als „Soap-Journalismus mit Doku-Klatsch“ (Neverla 2002b: 50). Oder so:

„Nachrichten sollen unterhaltsam verfasst werden, Sensationsberichterstattung wird nach ihrem Unterhaltungswert ausgewählt, Werbung verarbeitet Berichte über Bekanntes sowie unterhaltende Elemente, journalistische und wissenschaftliche Sachinformation werden zur Einkleidung von Werbebotschaften verwendet etc.“ (Renger 2002a: 242)

Die Kritik an Luhmanns Modell eines Systems Massenmedien konzentriert sich auf drei wesentliche Punkte: seinen Realitätsbegriff, seinen Informationsbegriff und die Tatsache, dass er die Regelläufe der Massenmedien lediglich beschreibt, aber zu den Punkten, die in der Kommunikationswissenschaft unter den Stichpunkten „Kommerzialisierung“⁴⁷ (die Vermischung von Werbung und Journalismus) und „Hybridisierung“ (die Vermischung von *Unterhaltung* und *Information*) eine Debatte entfacht haben, keine Position bezieht. Tatsächlich hat Luhmann lediglich die Existenz von Unterhaltung und Werbung bekundet, sich aber nie dafür oder dagegen ausgesprochen. Besonders von den Anhängern der ökonomisch-materialistischen Denkmuster, die Habermas und seine Frankfurter Schule etabliert haben, wurde Luhmanns Theorie aufgrund dieser Positionslosigkeit nicht nur infrage gestellt, sondern auch mit Polemiken überzogen. Dieter Prokops Kritik kann als beispielhaft gelten. Er nennt die Systemtheorie „sozialdarwinistisch, [eine] konservativ[e] Gesellschafts-Verwaltungstheorie, (...) reaktionär, autoritär“ (2004: 423 f.) und beschreibt sie als Theorie, die in „Freund-Feind-Kategorien“ (Prokop 2004: 424) denkt. Es sei eingeräumt, dass Jürgen Habermas von seiner stark materialistischen und konträr zu Luhmann geführten Argumentationslinie abgerückt ist und in seinen Theorien die Realität des neuen Medienangebots einbezogen hat. Er sagt im Vorwort der Neuauflage seiner Habilitationsschrift „Strukturwandel der Öffentlichkeit“:

„Die Resistenzfähigkeit und vor allem das kritische Potential eines in seinen kulturellen Gewohnheiten aus Klassenschranken hervortretenden, pluralistischen, nach innen weit differenzierten

⁴⁷ Als ein zentraler Aufsatz, der die Problematik der Überökonomisierung erörtert, kann Siegfried Weischenbergs „Journalismus unter neuen Geschäftsbedingungen“ (1999) genannt werden. Dort beklagt er die „totale Unterwerfung der Medieninstitutionen unter die Marktgesetze“ (1999: 41), die daraus resultierende „schleichende Deprofessionalisierung“ (Weischenberg 1999: 41) der Akteure und die „Banalisierung“ (Weischenberg 1999: 41) der Inhalte. Weischenberg pointiert: „Welcher Typ von Medienakteur, so ist nun zu fragen, passt zu den neuen Geschäftsbedingungen: der distanzierte, fachlich kompetente Vermittler, Orientierer und Aufklärer oder der dynamische, der Unterhaltung wie den PR gegenüber gleichermaßen aufgeschlossene Infotainer – also der ‚flexible Mensch‘, den Richard Sennett (1998) als Archetyp des Berufslebens im globalen Kapitalismus beschrieben hat.“ (Weischenberg 1999: 41) Auch wenn man geneigt ist, Weischenberg recht zu geben, fällt die Absolutheit seiner dichotomen Argumentationsweise auf. Einige Gegenfragen scheinen deshalb angemessen: Ist es ausgeschlossen, dass ein dynamischer Mensch gleichzeitig auch fachlich kompetent ist?

Massenpublikums hab ich seinerseits zu pessimistisch beurteilt. Mit dem ambivalenten Durchlässigwerden der Grenzen zwischen Trivial- und Hochkultur und einer neuen Intimität zwischen Kultur und Politik, die ebenso zweideutig ist und Informationen an Unterhaltung nicht nur assimiliert, haben sich die Maßstäbe der Beurteilung selber verändert.“ (Habermas 1962/1990: 30)

Die Kritik an Luhmanns Realitätsbegriff bezog sich primär auf die Vereinfachungsmechanismen des Systems, das allein anhand eines binären Codes entscheidet, was sinnvoll ist und was nicht. Die vom Journalismus (und auch von einem wie auch immer gearteten *Massenmedium*-System) geforderte Funktion der Selbst- und Fremdbeobachtung sahen Kritiker nicht gegeben, da diese ein möglichst getreues Abbild einer politisch-ökonomischen Komplexität darstellt, die sich in der Meinungsvielfalt ausdrückt (vgl. Prokop 2004: 426 f.; Scholl/Weischenberg 1998: 47 f.; Rühl 1992: 127 f.)

Diese Einwände gegen Luhmanns Realitätsbegriff scheinen jedoch dem hohen Abstraktionsgrad seiner Theorie geschuldet zu sein, und Missverständnissen, die deshalb entstehen: Denn wenn Luhmann die Komplexität der Umwelt innerhalb des Systems *Massenmedien* durch den binären Code *Information/Nichtinformation* vereinfacht, dann gilt das für das *gesamte* System Massenmedien und nicht nur für die, die man, in dem (verzweifelten) Versuch, sich seine Theorie zu verbildlichen, wegen ihres Millionenpublikums (z. B. *Bild-Zeitung*, *RTL* etc.) mit Luhmanns Begriff „Massenmedien“ gleichsetzt, sondern auch für z. B. die *taz*, den *Nordkurier*, den *Offenen Kanal*, die alle ebenfalls nach Luhmanns Definition Massenmedien und allesamt im System Massenmedien vereint sind. Mit dieser internen Vielfalt des Systems Massenmedien ist Meinungsvielfalt gegeben, da all diese konkreten Massenmedien die Programmierung *Nachrichten/Berichte*, *Unterhaltung*, *Werbung* anders gewichten. Luhmanns System Massenmedien ermöglicht also durchaus einen differenzierten und keinen vereinfachten Blick auf die Gesellschaft.

Da die systemtheoretischen Ansätze jedoch zwischen abstrakter Modellierung und konkreter, auf der Basis von Beobachtungen formalisierter Schemata changieren, wird nicht immer deutlich, welche Konzeption welcher Kritik unterliegt. So ist die Kritik an Luhmanns

vermeintlich vereinfachender Realitätskonzeption, wie zu sehen war, nicht unbedingt berechtigt, an der Systemkonzeption von Rühl, der das fest umrissene Terrain der Redaktion zum System erklärt, hingegen schon. Es ist vor diesem Hintergrund angreifbar, wenn er sagt:

„Der Journalismus als strukturierendes System der Weltgesellschaft reduziert die Komplexität und Veränderlichkeit der Weltereignisse durch thematisierte Mitteilungen auf Ausmaße, die eine sinnvoll informierende Kommunikation erlauben, wobei dem Verstehensniveau und der Kapazität der Informationsverarbeitung der Öffentlichkeit Rechnung getragen wird. Alle Strukturen des Journalismus sind Vereinfachungsmechanismen, die zur Kommunikationserleichterung dienen.“ (Rühl 1992: 128)

Kritik erhielt Luhmann aber nicht nur wegen seines Realitätsbegriffs, sondern auch wegen seines strukturell definierten binären Codes *Information/Nichtinformation*. Stefan Weber sagt:

„Luhmann bestimmt in der Folge Information/Nicht-Information als Code des Systems der Massenmedien – und dies, obwohl in seiner allgemeinen Bestimmung von Kommunikation auch die Selektion Information/Nicht-Information enthalten ist, die bekanntlich für *alle* sozialen Systeme elementar ist.“ (Weber 2003: 214)

Er irrt hier allerdings, denn Kommunikation ist bei Luhmann nicht als Information/Nichtinformation definiert, sondern als Sequenz von *Information, Mitteilen, Verstehen* (vgl. Luhmann 1996/2004: 13 f.; Weber, S. 2003: 210). Görke bemängelt die Wahl dieses Leitcodes, weil „jedes Funktionssystem zur Beobachtung zweiter Ordnung befähigt ist“ (1999: 70), wobei er aber offenlässt, warum dieser Punkt einen Kritikpunkt an Luhmanns Definition des Leitcodes *Information/Nichtinformation* darstellen soll (1997: 259). Scholl und Weischenberg sagen, dass die „Modellierung des Systems Massenmedien“ auf der Basis dieses Informationsbegriffs für die Kommunikationswissenschaft und insbesondere die empirische Journalismusforschung allein schon aus terminologischen Gründen nicht unbedingt anschlussfähig sei (1998: 51; vgl. auch Kohring/Hug 1997: 27 ff.), da Luhmann diesen binären Code *Information/Nichtinformation* nicht nur für *Nachrichten/Berichte*, sondern auch für die Programme *Unterhaltung* und *Werbung* beansprucht, „denn diese bilden weder eigene Systeme noch sind sie bloße Annexe anderer Funktionssysteme, etwa der Wirtschaft“ (Scholl/Weischenberg 1998: 70).

Dabei erschließt sich nicht, warum die Programme *Unterhaltung* und *Werbung* einen eigenen Systemcharakter haben müssen, um über den Code *Information/Nichtinformation* zu operieren. Denn es ist evident, dass z. B. Werbung über neue Produkte informiert (vgl. Luhmann 1995/2004: 85 ff.).

Zurück zu: Steffen Burkhardt

Trotz der Kritik an Ansätzen der Systemtheorie ist sie empirisch nutzbar gemacht worden: Besonders die Auslegung von Scholl und Weischenberg muss hier erwähnt werden, da sich Steffen Burkhardt auf diese Arbeit ausdrücklich bezieht. Scholl und Weischenberg versuchen in ihrer Studie „Journalismus in der Gesellschaft“ (1998), die Kategorien Subjekt und Handeln, die in der Systemtheorie (im Gegensatz zu ihren Widerparts System und Struktur) bewusst ausgeklammert werden, wieder in eine Systematik zu integrieren, die sie „Zwiebel-Modell“ nennen. Dieses Ordnungsmodell soll die Einflüsse aus den vier Sphären Normenkontext, Strukturkontext, Funktionskontext und Rollenkontext auf den Journalismus ermitteln (Scholl/Weischenberg 1998: 21) und wird von den Autoren als Modell bezeichnet, das „zur systematischen Erfassung von Faktoren, welche ein Journalismus-System konstituieren“ (Scholl/Weischenberg 1998: 21 f.), eingesetzt wird. Die theoretischen Brüche, die dieser Ansatz birgt, sind vielfach aufgezeigt worden. Löffelholz etwa kritisiert: „Dass ein Modell, welches auf einfluss-theoretischen Prämissen basiert, kompatibel zu einem Ansatz sein soll, der von der operationalen Geschlossenheit sozialer Systeme ausgeht, erschließt sich nicht unmittelbar.“ (2002: 49) Neverla beklagt, dass der auf diese Weise theoretisch zum Ideal erkorene „Nachrichtenjournalismus die Aufmerksamkeit auf die politischen Machtzentren und etablierten Institutionen lenkt und Peripherien vernachlässigt (vgl. Neverla 2002b: 49; vgl. Klaus/Lünenborg 2000: 190).

Als diskutierbar erweist sich auch Scholl und Weischenbergs Definition des zentralen Begriffs *Information*. Das Autorenteam selbst kritisiert an Luhmanns Systemmodellierung, dass dessen struktureller Informationsbegriff „schon aus terminologischen Gründen nicht unbedingt anschlussfähig sei“ (1998: 51), übersieht aber dabei, dass dieser Begriff eben nicht Peripherien vernachlässigt, sondern diese mit einschließt. In Luhmanns System Massenmedien hat alles, was

„gedruckt und gefunkt“ (Luhmann 1996: 12) wird, seinen Platz. Dies beruht auf seinem strukturellen Informationsbegriff. Bei Scholl/Weischenberg ist dies nicht der Fall. Ihr Informationsbegriff ist inhaltlich definiert. Er lehnt sich an das an, was man als „den (neutralen) Informationsjournalismus bezeichnet“ (Scholl/Weischenberg 1998: 163; vgl. Weischenberg/Kriener 1992: 112 ff.) und dessen Kennzeichen die „Abbildung von Realität, schnelle und wahrheitsgeprüfte Faktenwiedergabe“ (Scholl/Weischenberg 1998: 164) ist. Neverla sagt es so: „Eine pointierte Position zu Gunsten eines möglichst puren Informationsjournalismus wird von Forschern wie Siegfried Weischenberg und Armin Scholl vertreten.“ (2002b: 48)

Die Problematik jedoch, die diese inhaltliche Definition des Informationsbegriffs nach sich zieht, zeigt sich in der Möglichkeit, wieder normative Positionen einzunehmen, die Motive einer ontologischen-idealtypischen Journalistik aufweisen, wie sie z. B. Dovifat vertreten hat, obwohl diese normativen Positionen durch Luhmanns rein strukturelle Definition des *Informationsbegriffs* überwunden werden können. Denn eine inhaltliche Definition des Begriffs „Information“ gestattet es, bestimmte Formen von Journalismus auszuschließen, die dieser Definition nicht entsprechen, und sie ebnet einer Systematik den Weg, die auf einer Differenzierung in Subsysteme beruht. So definiert Weischenberg etwa den „Lokaljournalismus, Politikjournalismus, Wirtschaftsjournalismus, Kulturjournalismus und Sportjournalismus sowie solch spezifische Bereiche wie Wissenschaftsjournalismus, Reisejournalismus oder Motorjournalismus und neuerdings Medienjournalismus“ (Weischenberg 2005: 133) als Subsystem, nicht jedoch z. B. den Modejournalismus, den Medizinjournalismus und den Klatschjournalismus – und es bleibt unbegründet, warum die einen journalistischen Formen in den Rang eines Subsystems erhoben werden und die anderen nicht. Des Weiteren sticht hervor, dass jene journalistischen Formen, die bei einer weiblichen Zielgruppe hohe Akzeptanz genießen, die Statuserhöhung zum Subsystem nicht erlangen. Denn was hat z. B. der von einer männlichen Zielgruppe favorisierte Motorjournalismus dem Modejournalismus, der von einem weiblichen Publikum bevorzugt wird, voraus?

Eben diese latenten und doch offenkundigen Wertmaßstäbe beklagen Klaus und Lünenborg, wenn sie in der Journalistikforschung von einer Renaissance der für „die Aufklärung konstitutiven Dualismen von öffentlich und privat, politisch und

persönlich, rational und emotional, geistig und körperlich“ (Klaus/Lünenborg 2000: 190) und an anderer Stelle von einer Unterscheidung in *Unterhaltung* und *Information* (Klaus/Lünenborg 2002: 101) sprechen. Man möchte dieser Aufzählung die Genderparameter *männlich* und *weiblich* hinzufügen (vgl. Mettler-von Meibom 1996: 234).

Dagegen reiht sich Steffen Burkhardt mit seiner Magisterarbeit „Klatsch im Journalismus“ (2003) in diese Debatte ein. Sein Forschungsinteresse besteht darin, die Frage zu klären, ob Klatschjournalismus auch ein sogenanntes *Subsystem* bzw. Leistungssystem sei. Ausgangspunkt seiner Fragestellung ist eine Aussage Siegfried Weischenbergs:

„Man kann [...] einzelne Bereiche des Journalismus, die sich im Laufe seiner Entwicklung ausdifferenziert haben, als Systeme betrachten und in Hinblick auf ihre Zuständigkeiten und Leistungen für verschiedene Umwelten untersuchen.“ (Weischenberg 1995: 124)

Burkhardt kommt (nach einer Analyse, in der er die von Bergmann ermittelten Merkmale der Sozialform Klatsch auf Klatschjournalismus überträgt) zu dem Ergebnis, dass Klatschjournalismus nur bedingt einem Subsystem entspricht. Er sagt: „Die Antwort lautet vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit *Klatsch im Journalismus* aus verschiedenen theoretischen Perspektiven: Jein.“ (Burkhardt 2003: 133; Hervorh. i. O.) Einerseits sei Klatschjournalismus kein sogenanntes Subsystem, da er nicht auf ein Ressort begrenzt sei (Burkhardt 2003: 133), andererseits zeige er dennoch Merkmale eines sogenannten Subsystems, da die Fremdbeobachtung durch seine „Kernaufgabe [...] das Privatleben Prominenter zu beobachten“ gegeben und er darüber hinaus „Journalismus pur“ (Burkhardt 2003: 133) sei, wenn „man unter diesem Schlagwort das Konzept der objektiven Berichterstattung [zusammenfasst], an dem er sich in seiner Inszenierung von Objektivität orientiert“ (Burkhardt 2003: 133). Denn:

„Die KlatschjournalistInnen bemühen sich durch die Präsentation gegensätzlicher Meinungen über ihre prominenten Klatschberichterstattungsobjekte, die Argumentation mit stützenden Aussagen, diverse Authentisierungsstrategien wie dem gezielten Einsatz von Anführungszeichen, die Informationsstrukturierung und eine relative Trennung von Nachricht und Kommentar um den Anschein journalistischer Objektivität.“ (Burkhardt 2003: 138)

Die seltsame Argumentationsführung, die sich u. a. in dem Wort „Jein“ (Burkhardt 2003: 133) ausdrückt, beruht auf der Adaption von Weischenbergs

konkretistischer Begriffswahl und dessen inhaltlich definierten Systembegriffs, (der wiederum auf einem inhaltlich definierten Informationsbegriff beruht). Denn wenn Weischenberg „Bereiche des Journalismus“ (1995: 124) als System, System aber als inhaltlich definierte Bereiche (vgl. Weischenberg 2005: 133) betrachtet, dann zielt er am metatheoretischen Gedanken Luhmanns, einen allumfassenden Systembegriff bereitzustellen, vorbei. Statt Systeme könnte Weischenberg auch Ressorts sagen, statt „verschiedene Umwelten“ (1995: 124) Zielgruppen. Mit Luhmanns Definition eines Systems hat Weischenbergs konkreter, inhaltlich definierter Systembegriff nichts mehr gemein: Das zeigt allein schon die Definition eines sogenannten Subsystems, das in Luhmanns Systemtheorie gar nicht denkbar ist. Denn dort schließt das System allein durch den einzigen binären Code (im System Massenmedium durch *Information/Nichtinformation*), bei Scholl und Weischenberg werden mühsam inhaltliche Kriterien wie „Neuigkeitswert“, „Faktizität“, „Relevanz“ (vgl. 1998: 78) angeführt.

Da sich Burkhardt jedoch ausdrücklich auf Weischenberg (und nicht auf Luhmanns) Systembegriff beruft, erklärt sich auch seine eigentümliche Argumentationsführung: Er hat sie quasi mit den Systemkriterien Weischenbergs adaptiert, und da diese offenbar synonym mit dem sind, was man „Ressort“ nennt, kann Burkhardt zu keinem anderen Ergebnis als seinem kommen. Hätte er sich jedoch auf Luhmanns Systembegriff berufen, hätte die Frage, ob *Klatschjournalismus* ein Subsystem sei, gar nicht erst gestellt werden müssen: Denn Luhmanns System Massenmedien kennt keine Subsysteme.

Auch Burkhardts Versuch, Analogien zwischen, wie er sagt, „Face-to-face-Klatsch“ (2003: 123), dessen Strukturmerkmale der Soziologe Jörg R. Bergmann in seiner Habilitationsschrift „Klatsch – Zur Sozialform der diskreten Indiskretion“ (1989) herausgearbeitet hat, und „Klatsch im Journalismus“ (Burkhard 2003: 1), also medial aufbereitetem Klatsch, aufzuzeigen bzw. Unterschiede festzumachen, besticht nur oberflächlich durch eine logische Argumentation. Burkhardt kommt zwar zu dem nachvollziehbaren Schluss: „Die Personenkonstellation der in den Kommunikationsprozess Involvierten lässt sich auf eine Triade aus Klatschproduzenten (aktiv produzierend), Klatschrezipienten (aktiv rezipierend) und Klatschobjekt (passiv/aktiv) reduzieren“ (Burkhardt: 2003: 123), indem er Bergmanns triadisches Modell (*Klatschproduzent* A und *Klatschrezipient* B klatschen über *Klatschobjekt* C, das nicht in die

Gesprächssituation involviert, aber Gegenstand des Gesprächs ist) für eine Analyse des medialen Klatsches fruchtbar zu machen versucht; er übersieht dabei jedoch, dass die triadische Struktur kein eigenes Charakteristikum eines Klatschgesprächs ist, sondern dass die meisten Formen der Kommunikation eine triadische Struktur haben, und dass es darüber hinaus auch das Wesen jeder Kommunikation ist, über Abwesende zu reden. Serres sagt zum Dialog:

„Eine Kommunikation dieser Art ähnelt einem Spiel, das zwei als Verbündete verstandene Gesprächspartner gemeinsam gegen die Phänomene der Störung und Konfusion, ja eigentlich sogar gegen Personen spielen, die ein Interesse daran haben, die Kommunikation zu stören. Die beiden Gesprächspartner sind durchaus keine Opponenten, wie es der traditionellen Auffassung des dialektischen Spiels entspräche; vielmehr stehen beide auf derselben Seite und haben dieselben Interessen; gemeinsam kämpfen sie gegen das Rauschen. [...] *Einen Dialog führen heißt, einen Dritten setzen und ihn auszuschließen versuchen. Gelungene Kommunikation ist der erfolgreiche Ausschluss dieses Dritten.*“ (Serres 1968/1991: 50; Hervorh. i. O.)

Auch der Versuch, die kommunikationsanalytischen Erzählmuster, die Bergmann für den Alltagsklatsch definiert hat (Authentisierung, Extrapolation, Typisierung, Moralisation, Skandalisierung und Fiktionalisierung (vgl. Bergmann 1987; Bergmann 1994), in den Erzählmustern klatschjournalistischer Texte ausfindig zu machen, kann nicht überzeugen. Burkhardt behauptet zwar: „Zur Authentisierung werden vor allem Zitate und nebensächliche Details eingesetzt, die zu unterhaltsamen Geschichten extrapoliert werden. Signifikant ist dabei [...], dass die Prominenten nicht nur typisiert werden, sondern zu Exemplaren einer spezifischen sozialen Gruppierung über-typisiert werden. [...] (z. B. „Bill Clinton als lüsterner Machtmensch“) [...] Über sie wird im Klatschjournalismus moralisch geurteilt; tendenziell ist darin eine Skandalisierung impliziert.“⁴⁸ (Burkhardt 2003: 138) Er führt jedoch keine Beweise für diese Behauptung an. Das gewählte Beispiel bestätigt seine Hypothese, aber seine Beweisführung ist nicht induktiv. Zwar mag sein Forschungsergebnis auf den Lewinsky-Skandal zutreffen, der zu den medialen Hypes des ausgehenden 20. Jahrhunderts zählt und in vielerlei Hinsicht als ein Wendepunkt im Zusammenwirken der öffentlichen und der privaten Sphäre betrachtet werden kann, aber wie die, wie Burkhardt in

⁴⁸ In dem Aufsatz „Klatsch – ein medialer Sündenfall“ (2002), der Burkhardts Magisterarbeit vorausgegangen ist, behauptet er sogar: „Deswegen extrapolieren die Autoren die Fakten, indem sie die intimen Details in Erzählungen einbetten und ihrer Lust am Spekulieren, an der Fiktion freien Lauf lassen – juristisch entschärft durch die journalistischen Zauberworte ‚wahrscheinlich‘, ‚vermutlich‘ und ‚womöglich‘.“ (2002: 19)

seinem Forschungsvorhaben formuliert, von Bergmann kommunikationsanalytisch ermittelten Erzählmuster für „Hochzeiten, Eheglück und Familienglück, Erfolg“ (Sommer 1994: 92) sowie „Trennungen, Scheidungen, Skandal, Tod“ (Sommer 1994: 92) geltend gemacht werden können, die in der Regel den Inhalt der Klatschberichterstattung ausmachen, bleibt unklar. Anders gesagt: Worin besteht beispielsweise die Skandalisierung beim Abdruck prominenter Babyfotos? Wer moralisiert, wenn über den Tod eines Prominenten berichtet wird? Worin liegt die Typisierung bei einer Berichterstattung über eine Prominentenhochzeit? Es ist nicht abzustreiten, dass es Klatschberichte gibt, auf die Burkhardts Kriterien zutreffen mögen, aber seine Befunde sind nicht generalisierbar.

Burkhardts Argumentation lässt darauf schließen, dass er einen bestimmten Typus Klatschjournalismus impliziert. Das zeigt beispielsweise sein Begriff von „sozialer Kontrolle“. Er sagt: „Klatsch [fungiert] als Instrument der sozialen Kontrolle, indem von der Norm des sozialen Systems abweichende Verhaltensweisen kritisiert werden. Infolge dieser Kritik erfolgen in der Regel Sanktionen gegen das Klatschobjekt durch andere Systemmitglieder. Die daraus resultierende Angst vor erneuter Kritik an der nicht normkonformen Verhaltensweise begünstigt, dass sie unterlassen wird.“ (2003: 135) Problematisch an dieser Behauptung ist, dass Burkhardt systemtheoretisch argumentiert, gleichzeitig aber von individueller Gestaltungsmöglichkeit und eben auch Sanktionsmöglichkeit von Akteuren spricht. Und weiter, dass er „soziale Kontrolle“ mit offener Kritik gleichsetzt. Außerdem spart Burkhardt den Aspekt aus, dass soziale Kontrolle mitfühlende Facetten beinhaltet, die sich in Sympathie für das *Klatschopfer* ausdrücken und dem Wunsch, es vor den Konsequenzen seines eigenen Fehlverhaltens zu bewahren (vgl. Bergmann 1987: 195). Bei Burkhardt aber ist „soziale Kontrolle“ synonym für „sozialen Druck“ und für „Sanktion“.

Wegen seines eingeschränkten Funktionsbegriffs übersieht Burkhardt allerdings, dass Klatschjournalismus noch ganz andere Funktionen bereitstellt, die über seine Vorstellung von „sozialer Kontrolle“ (= „Kritik“) weit hinausgehen und möglicherweise auch die hohe Akzeptanz dieser journalistischen Form erklärt: nämlich in Integrationsvorgängen, im Anstoß von Diskussionsvorgängen und Abgleich von Lebenseinstellungen, Verhaltensmustern und Werthaltungen (vgl.

BVerfG in NJW 2000: 1021, 1024). Anders gesagt: Die Hauptfunktion könne eben nicht, wie Burkhardt sagt, auf „sozialer Kontrolle“ beruhen, sondern auf Integration und Identifikation. Holger Rust etwa spricht über „die beglückende Einsicht in die Gleichheit aller Menschen“ (1980: 97), die über Promiklatsch transportiert werde; Keto von Waberer formuliert es so: „Irgendwann stellt sich heraus, dass es [auch] bei Alpha-Wölfen eben meist privat hapert.“ (von Waberer 2001: 108) Diese Prozesse zu erklären, hat Burkhardt verpasst.

2.7 Irene Neverla (2002):

Klatschjournalismus unter metatheoretischem Blickwinkel

Irene Neverla beschäftigt sich in ihrem sehr kurzen Aufsatz „Journalismen“ nicht konkret mit Klatschjournalismus, sondern versucht, ihn auf der Basis von theorievorbereitenden Überlegungen metatheoretisch einzuordnen. Ihr Artikel ist für diese Arbeit dennoch von Bedeutung, weil er erstens zeigt, wie festgefahren die Positionen innerhalb der aktuellen Debatte in der Journalistik sind, die um den sogenannten *Unterhaltungsjournalismus* kreist, und zweitens wird an diesem Aufsatz deutlich, von welchen latenten Vorstellungen und Zuschreibungen ausgegangen wird, wenn von Klatschjournalismus die Rede ist.

Die zentralen Fragen, die Neverla stellt, lauten: „Muss sich Journalismus auf hard news beschränken? Oder darf er auch über Klatsch berichten? Gibt es nur einen richtigen Journalismus oder mehrere Journalismen nebeneinander?“ (Neverla 2002b: 48). Schon allein, dass sie diese Fragen stellt, zeigt, dass es in der Journalistik kein einheitliches Modell gibt, das jede Form von Journalismus erfassen kann, sondern dass Klatschjournalismus offenbar als Sonderform gilt, eine Form, bei der man fragen muss, ob sie eine Berechtigung hat: eben weil sie sich nicht auf die Beobachtung der öffentlichen-politischen Sphäre bezieht, sondern, wie Neverla es beschreibt, sich „aus der Privatsphäre nährt“ (Neverla 2002b: 50). Ich möchte an dieser Stelle zu bedenken geben, dass Neverlas Fragen, vielleicht auch Einwände, nicht unberechtigt sind, aber auch, dass Klatschjournalismus nur in freien Gesellschaftsformen möglich ist, und damit der Überlegung Raum geben, ob Demokratisierung und politische Meinungsbildung möglicherweise nicht ganz so linear verlaufen, wie gemeinhin angenommen wird.

In der Folge wägt Neverla die Vor- und Nachteile a.) der konstruktivistischen Systemtheorie, wie sie von Armin Scholl und Siegfried Weischenberg vertreten werden, und b.) der *Cultural Studies* im Hinblick auf deren Erfassungspotenzial hinsichtlich eines Medienangebots gegeneinander ab, das „die Grenzen zwischen Information und Unterhaltung, Nachricht, Klatsch, Soap und Werbung kaum dezidiert zu ziehen“ (Neverla 2002b: 48 f.) vermag. Während sie die binären Ausschlussprinzipien bei der Modifikation der Systemtheorie, wie sie von Scholl und Weischenberg vertreten wird, als zu starr empfindet, um das Medienangebot mit seinen verschiedensten Äußerungen beschreiben zu können, sieht sie den Vorteil der *Cultural Studies* in deren Blickwinkel: Denn ihr Ansatz: „texts are made by their readers“ (Neverla 2002b: 48 f.) könne nicht nur die Pluralität des Medienangebots angemessen beschreiben, sondern auch ein wissenschaftliches Erklärungsdefizit füllen, das darin bestünde, „dass der Nachrichtenjournalismus die Aufmerksamkeit auf die politischen Machtzentren und etablierten Institutionen lenkt und Peripherien vernachlässigt“ (Neverla 2002b: 49). Neverla ordnet – ganz im Sinne der *Cultural Studies* - Klatsch (neben allen Varianten von Talkshows) als Form der medialen Sozialtherapie ein, aus der politische Einsichten gewonnen werden – genauso wie umgekehrt politische Nachrichten völlig apolitisch rezipiert werden könnten (vgl. Neverla 2002b: 49).

Kritisch hingegen sieht sie die Systemtheorie. Denn: „Vor allem die Systemtheorie als Differenztheorie arbeitet mit binären Codes, die *klare Grenzziehungen* fordert. So wird dichotom zwischen öffentlich und privat unterschieden, aktuell und nicht aktuell, sozial relevant und nicht relevant.“ (Neverla 2002b: 48; Hervorh. d. Verf.) Mit dieser Kritik an der Systemtheorie jedoch hat Neverla (wie bereits Burkhardt) Annahmen über die Systemtheorie verinnerlicht, die – wie zu sehen war – gar nicht haltbar sind: Denn diese Kritik kann sich lediglich auf die von Scholl und Weischenberg modifizierte Variante der Systemtheorie beziehen, die sich jedoch so weit von Luhmanns Grundgedanken entfernt hat, dass schwer nachzuvollziehen ist, warum sie in der Rezeption als Vertreter der Systemtheorie gilt. Das, was Scholl und Weischenberg als Systemtheorie deklarieren, hat mit der Modellierung eines Systems, wie es Luhmann verstanden hat, nicht viel mehr gemein als das Vokabular: Sein Systemgedanke gerinnt zur empirischen Sozialtheorie, die in ihrer Umsetzung an das Design von Max Weber (vgl. Fußnote 36) erinnert. Auch Löffelholz mokiert

sich über Widersprüche in der Argumentation des Forscherteams: „Dass ein Modell, welches auf einfluss-theoretischen Prämissen basiert, kompatibel zu einem Ansatz sein soll, der von der operationalen Geschlossenheit sozialer Systeme ausgeht, erschließt sich nicht unmittelbar.“ (2002: 49) Wie in Kapitel 2.6 zu sehen war, führen Scholl/Weischenberg inhaltlich definierte Kategorien ein, statt – wie Luhmann – strukturell zu argumentieren. Luhmanns strukturelle Definition für *Information*, die sich über die drei Programme *Unterhaltung*, *Nachrichten/Berichte*, *Werbung* erstreckt, zieht aber nicht, wie das Konstrukt von Scholl und Weischenberg, *Grenzen*, sondern wirkt – im Gegenteil – gerade durch die unhierarchische Anordnung aller drei Programme integrierend und kann deshalb jene parallele, gleichzeitige und auch vermischte Programmrealisierung erklären, die unter dem Schlagwort „Hybridisierung“ diskutiert wird. Wenn Neverla also von einer Differenztheorie spricht, die klare Grenzziehungen fordert (vgl. Neverla 2002b), kann sie nicht Luhmanns Modellierung gemeint haben.

Allein: Luhmann hat diese als Hybridisierung empfundene Realisierung niemals verurteilt, sondern lediglich beschrieben, und ich vermute, dass genau aufgrund dieser Weigerung Luhmanns, zu werten, seine Modellierung eines *Systems Massenmedien* von dem stark normativen Modell Scholls und Weischenbergs, das ausschließlich den Nachrichtenjournalismus beschreibt (vgl. Lünenborg 2006: 41), verdrängt wurde. Denn obwohl ihr binärer, ausschließender, einem – angesichts des vielfältigen Medienangebots – überholt erscheinenden Aufklärungsanspruch geschuldeter Ansatz vielfach kritisiert wurde, weil er Normen setzt und die „Definitionsmacht über die Forschungsagenda“ (Gray 2001: 74) reklamiert, zeigt sich, dass ihre Kritiker latent die gleichen Wertvorstellungen teilen.

Eben für diesen unbewussten (und gewiss nicht gewollten) Schulterschluss ist Neverlas Aufsatz ein gutes Beispiel. Zwar begründet sie, warum ihr das Modell der Cultural Studies angemessener erscheint (und lässt auch eine gewisse Sympathie für diesen Ansatz erkennen), dennoch scheint auch sie ein Bedürfnis nach Regulierung und Normierung zu verspüren: Denn sie sagt nicht nur, dass Flexibilisierung der journalistischen Formen nicht zu einer „Beliebigkeit des *anything goes* im Journalismus“ (2002b: 50; Hervorh. i. O.) führen dürfe, sondern spricht auch ganz bestimmt von: „Der Forderung der Journalistik, der Journalismus möge sich an professionelle Routinen und Regeln halten, um seiner

eigenen Aufgabe gerecht zu werden und dadurch glaubwürdig zu bleiben [...]“ (Neverla 2002b: 50). Ebenso beklagt sie, dass diese Forderung durch die Politik und den Journalismus untergraben würde (Neverla 2002b: 50).

Aber nicht nur in dem latenten Wunsch, einer scheinbaren Wahllosigkeit im Journalismus entgegenzutreten, zeigt sich die Deckungsgleichheit zwischen Neverlas Argumentation und den Normen, die Scholl und Weischenberg in ihrer Theorie offenbaren, auch in der Kategorisierung von Klatschjournalismus sind vergleichbare Ansichten erkennbar. So geht sie in ihrer Beweisführung ganz selbstverständlich (und ohne auf empirische Befunde und Arbeitsbiografien von Klatschjournalisten Bezug zu nehmen) davon aus, dass Klatsch zwischen Fakten und Fiktion operiere (Neverla 2002b: 48) und mit fiktionalen (Neverla 2002b: 48) oder narrativen Elementen (Neverla 2002b: 50) arbeite. Das sind Annahmen, die jedoch für alle Textsorten geltend gemacht werden können. Denn auch der sogenannte Informationsjournalismus kann nur einen Ausschnitt der Realität abbilden und operiert deshalb ebenso wie der Klatschjournalismus auf dem „imaginären Spielfeld“ (Neverla 2002b: 48) zwischen Fakten und Fiktion, und wie er das tut, ist ja eine der zentralen Forschungsfragen der Journalistik überhaupt – zumal vor konsequent konstruktivistischer Sichtweise, wie sie sowohl von der Systemtheorie als auch von den Cultural Studies vertreten wird, wo der Text ohnehin erst durch die Rezeption entsteht: „Texts are made by their readers.“ (Neverla 2002b: 49)

Ebenso wenig wie von Klatschjournalismus gesagt werden kann, dass es typisch für ihn sei, an der Grenze zwischen Fakten und Fiktion zu operieren, zeichnet ihn in einem besonderen Maße die Eigenschaft aus, dass er mit „narrativen Elementen“ (Neverla 2002b: 50) arbeitet. Denn: Gibt es überhaupt eine Textsorte, die *nicht* mit narrativen Elementen arbeitet?

Es bleibt also auch bei der Lektüre von Neverlas Text der Eindruck, dass sich in ihrer Argumentation Wertvorstellungen offenbaren, die weniger mit empirischen Belegen, als vielmehr mit Alltagsvorstellungen von Klatsch zu tun haben, nämlich der offenbar weitverbreiteten Annahme, dass Klatschjournalisten ihre Geschichten erfinden. Nichts zeigt dies deutlicher als die Wahl des Beispiels „Tom Kummer“, dessen gefälschte Promi-Interviews zu einem Medienskandal geführt haben, der

den Abgang der verantwortlichen Chefredakteure nach sich zog (vgl. Neverla 2002b: 50).

Zwar ist es richtig, dass es Interviews mit Prominenten aus der Showbranche waren, die Tom Kummer gefälscht hat, es also Interviews waren, die dem Klatschjournalismus zuzuordnen sind. Es ist aber falsch, sie als allgemeingültiges Beispiel für die Fiktionalität von Klatsch herbeizuziehen. Denn dass diese Interviews einen Medienskandal heraufbeschworen haben, bei dem die Chefredakteure des *SZ-Magazins* ihrer Posten enthoben wurden, hängt doch gerade damit zusammen, dass die Forderung nach faktisch richtigen Interviews nicht aufgegeben wurde – auch nicht bei Interviews mit Prominenten oder Klatschinterviews. Anders gesagt: Auch beim Klatschjournalismus – und das zeigt dieses Beispiel nur zu gut – gibt es journalistische Regeln und Standards, die unbedingt eingehalten werden müssen. Und das darf hier auch bemerkt werden: Das *SZ-Magazin* zählt nicht zu den sogenannten Regenbogenblättern, sondern gilt als sogenannter seriöser Premiumjournalismus. Die Fiktionalisierung fand also nicht auf dem Terrain des Klatschjournalismus, sondern auf dem des sogenannten Qualitätsjournalismus statt.

2.8 Christian Pundt (2002): Klatschjournalismus als Katalysator gesellschaftlicher Entwicklung

Christian Pundt wählt in seinem lediglich zwei Seiten kurzen, aber bemerkenswerten Aufsatz „Theorien des Privaten“ einen kulturwissenschaftlichen Ansatz, um zu durchdenken, welche Funktion Klatsch und Klatschjournalismus haben. Seine Erörterungen beruhen auf soziologischen Modellen, die die Grenzen und die Wechselwirkung zwischen den Sphären des Privaten und des Öffentlichen beschreiben. Seinen Grundgedanken entwickelt er in Kritik an Richard Sennetts Arbeit „Tyrannei der Intimität“ (1974), die er mit folgenden Worten zusammenfasst: „Im Lauf der vergangenen 150 Jahre wurde die Grenze zwischen den Bereichen des Öffentlichen und des Privaten immer wieder aufgeweicht. Und die Menschen lernten Öffentliches von Privatem zu trennen.“ (Pundt 2002: 47) Während Sennett diesen Prozess als Verlust von Freiheit und mit ihr auch als Verlust von demokratischen Werten interpretiert und beklagt, hält Pundt dagegen. Zwar gibt Pundt Sennett recht, der sagt, dass die Trennung von Privatem und

Öffentlichem konstitutiv für moderne demokratische Staaten und eng an die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft Ende des 18. Jahrhunderts geknüpft sei (vgl. Sennett 1974/1986¹³), weil die Privatheit die Freiheit des Denkens und Handelns erst ermögliche und damit auch politische Autonomie.⁴⁹ Pundt sagt aber darüber hinaus: „Die mediale Inszenierung [von Privatheit] führt nicht zur Auflösung oder Vermischung beider Sphären, da sie außerhalb unserer gelebten Realität stattfindet.“ (Pundt 2002: 47) Denn, so seine Hypothese: Klatsch, der über die Medien konsumiert wird, setzt ein *Wissen über dessen Inszenierung* voraus (vgl. Brichta 2011: 244 f.). Die Grenzen dessen, was unter den Schutz des Privaten gestellt wird, würden immer wieder neu ausgehandelt werden, da sie abhängig von gesellschaftlichen Konventionen seien. Die Grenzen seien nicht statisch, sondern ambivalent. Wie in der Literatur, genauer im Roman, Inszenierungen des Privaten ein Instrument zur Durchsetzung und Bekräftigung bestehender Normen darstellen können, kann dies auch medial inszenierter Klatsch sein – entscheidend sei allein die „Art und Weise, wie mit ihr in der Öffentlichkeit“ (Pundt 2002: 47) umgegangen wird.

Pundt vertritt die Meinung, dass vor diesem Gesichtspunkt Klatschjournalismus nicht nur Mittel zur sozialen Kontrolle sei, sondern über ihn auch die Grundlagen des Zusammenlebens neu ausgehandelt werden können. In diesem Sinne sei das Private politisch und leiste einen wichtigen Beitrag zur „Entwicklung bürgerlicher Gesellschaften“ (Pundt 2002: 46).

Bemerkenswert an Pundts Ansatz erscheint mir, dass er ganz im Sinne der Vertreter der Kritischen Theorie von einer gesellschaftlichen Fortschrittsbewegung ausgeht und wie diese die Medien und ihre Inhalte als *Wegbereiter der Meinungsbildung* definiert; das gilt seiner Meinung nach auch für den Klatschjournalismus.

Das ist neu und daher bedeutend genug, hinterfragt zu werden. Denn: Kann Klatschjournalismus diese Indikator- und auch Katalysatorfunktion tatsächlich erfüllen? Klatschjournalismus ist bei Pundt einmal definiert als „Mittel der sozialen Kontrolle“ (Pundt 2002: 46), wobei er offenbar – wie Burkhardt – von

⁴⁹ Diesen Gedanken hat Beate Rössler in ihrer Schrift „Der Wert des Privaten“ (2001) intensiv verfolgt. Sie sagt, in der Konzentration der Wissenschaft auf die Funktion des Öffentlichen, in der Klage über einen (vermeintlichen) Rückzug ins Private und einer zunehmenden (vermeintlichen) Privatisierung sei der Nutzen des Privaten lange übersehen worden. Denn nur das Private ermögliche die Freiheit der Gedanken (vgl. Rössler 2001: 78 ff.).

einer (unterstellten) Funktion des Alltagsklatsches ausgeht, weil er diesen mit Kritik und Sanktion gleichsetzt. Dieses ist aber bei Alltagsklatsch, wie Bergmann gezeigt hat, nicht nachzuweisen, denn in dem Moment, wo offene Kritik geübt und ein soziales Verhalten sanktioniert wird, stimmen die Strukturen dieser Sozialform nicht mehr mit den Strukturen von Klatsch überein. So zählt zu den Idiosynkrasien von Klatsch, dass er heimlich und hinter dem Rücken der kritisierten Person stattfindet. Bergmann:

„Diese Funktionszuschreibung [nämlich: die Änderungen von moralischen Normen und Werten] krankt freilich daran, dass sie sich primär gar nicht mehr auf Klatsch selbst, sondern auf die durch Klatsch ausgelösten Reaktionen gegenüber dem Klatschobjekt bezieht. Da das Klatschobjekt aus der Klatschkommunikation ausgeschlossen ist, kann ihm ja lange Zeit verborgen bleiben, dass das Gerede der anderen sich mit seinem Verhalten und seiner Person beschäftigt.“ (Bergmann 1987: 195; Erg. d. Verfin.)

Wenn Pundt also die (vermeintliche) Funktion der sozialen Kontrolle, die er dem Alltagsklatsch zuschreibt, auf den, wie er es nennt, „medialen Klatsch“ (Pundt 2002: 47), also auf Klatschjournalismus überträgt, kann dieses Konstrukt nicht funktionieren – denn: Wer soll da sozial kontrolliert, in Pundts Sinne sogar sozial sanktioniert werden? Die Prominenten? Nicht nur, dass dann von Klatsch gar nicht mehr die Rede sein kann, sondern von Kritik, Sanktion, Missbilligung, gar Ächtung eines sozialen Verhaltens, so kann diese Funktion nur eine bestimmte Sorte von Klatschjournalismus bewirken: nämlich eine, die bewusst skandalisiert. Burkhardt hat dies am Beispiel der Berichterstattung über Bill Clinton während der Lewinsky-Affäre darzustellen versucht. Da mag Pundts (und auch Burkhardts) Konstrukt zutreffen. Aber worin steckt der Fortschrittsgedanke, den Pundt aus dem feministischen Credo „Das Private ist das Politische“ (Pundt 2002: 47) ableitet, bei den ewig gleichen Klatschgeschichten, die „Hochzeiten, Eheglück und Familienglück, Erfolg“ (Sommer 1994: 92) sowie „Trennungen, Scheidungen, Skandal, Tod“ (Sommer 1994: 92) zum Inhalt haben? Gerade weil es diese immer gleichen Themen sind, die der Klatschjournalismus bearbeitet, ist ein soziales Entwicklungspotenzial hier nicht erkennbar.

2.9 Zusammenfassung

Die kritische Lektüre der wenigen kommunikationswissenschaftlichen Arbeiten, die sich explizit mit Klatschjournalismus (und nicht auf einer generalisierenden theoretischen Ebene mit Unterhaltungs- bzw. „populärem Journalismus“, um eine Wendung von Rudi Renger zu bemühen) beschäftigen, hat gezeigt, dass Klatschjournalismus immer als defizitärer Sonderfall, gar als „Sündenfall“ (Burkhardt 2002: 8), gesehen wird – und zwar sowohl auf der Seite der Kommunikatoren als auch bei den medial veräußerten Texten sowie beim Publikum:

Klatschjournalismus gilt als niederer Journalismus (vgl. Kapitel 2.1; Kapitel 2.3). Er sei unpolitisch (Kapitel 2.3). Klatschnachrichten sieht man als „soft news“ an, im Gegensatz zu „hard news“ (vgl. Kapitel 2.7). Klatsch sei Teil einer Verdummungskultur (vgl. Kapitel 2.3). Klatschjournalismus bediene das Gefühl (vgl. Sommer 1994, Renger 2000a: 196, Weischenberg 1997) - nicht den Verstand. Klatschjournalismus diene allein dem ökonomischen Nutzen des Verlegers (vgl. Kapitel 2.3) und habe keine Relevanz für die Bildung einer politischen Meinung (vgl. Kapitel 2.3). Er kläre nicht über politische Verhältnisse auf, weil er strukturelle Probleme personalisiere (vgl. Kapitel 2.3, aber auch 2.5). Klatschtexte gelten als seicht (Sommer 1994: 96), fiktiv (vgl. Kapitel 2.3; Kapitel 2.5; Kapitel 2.6; Kapitel 2.7; Sommer 1994: 16; Koszyk/Pruys 1969: 309; Döhn/Klößner 1979: 190; Wunden 1994: 12; Renger: 2000a: 196) und werden dem Unterhaltungsjournalismus zugeordnet (vgl. Kapitel 2.5, 2.6, 2.7). Sie haben keine politische Relevanz (vgl. Kapitel 2.1, 2.3, 2.4, 2.6, 2.7), weil sie lediglich das „Gesellschaftliche“ (vgl. Kapitel 2.1, 2.4) berühren. Das Publikum der Klatschpresse gilt als politisch desinteressiert (vgl. Kapitel 2.1, 2.3), es lasse sich lediglich von „niederen Instinkten“ (Langenbucher 1969: 70) leiten. Klatschjournalisten folgten lediglich ihrem „Gespür“ (vgl. Kapitel 2.5) und gingen keiner journalistisch fundierten Recherche nach. Die Beschaffung von Informationen über das Privatleben Prominenter entspreche nicht den gängigen journalistischen Standards (vgl. Kapitel 2.5) und verletze ethische sowie moralische Grenzen (vgl. Sommer 1994: 95). Vernunft, Verantwortung und Augenmaß (vgl. Kapitel 2.1) würden von Klatschjournalisten vernachlässigt. Die (unterstellte) Verletzung der Privatsphäre Prominenter bei der klatschjournalistischen Recherche sei nicht legitimiert (vgl. Sommer 1994: 95),

weil die Informationen, die durch sie gewonnen würden, gesellschaftlich nicht relevant seien.

Nur wenige sprechen dem Klatschjournalismus positive Eigenschaften zu (und das auch nur unter Vorbehalt⁵⁰): Langenbacher meint, Klatschjournalismus kläre – zumindest auf lokaler Ebene – informell über jene politischen, aber protektiven Strukturen auf, die auch mit den Vokabeln „Filz“, „Vettern-“ und „Günstlingswirtschaft“ bezeichnet werden (vgl. Kapitel 2.2). Treiber sieht in Klatschkolumnen (namentlich den Klatschkolumnen von Michael Graeter für die *Bild*-Zeitung) eine Gesellschaftsanalyse, die über die Strukturen der Prestigeelite aufklärt (vgl. Kapitel 2.4). Pundt versucht nachzuweisen, dass Klatschjournalismus einen wichtigen Beitrag für die Weiterentwicklung bürgerlicher Gesellschaften leistet, weil die dargestellten privaten Konstellationen (ähnlich wie bei der Literatur) diskursiv in der Öffentlichkeit ausgehandelt werden (vgl. Kapitel 2.8). Burkhardt spricht gar von einem eigenen Leistungssystem Klatsch, das Informationen für den Weg zur jeweiligen Systemelite bereitstelle (vgl. Kapitel 2.9).

Doch ganz gleich, wie Klatschjournalismus bewertet wird, die kritische Analyse der Texte über Klatschjournalismus hat gezeigt, dass es verschiedenartigste Schwierigkeiten gibt, sich ihm theoretisch anzunähern:

a.) Dem Klatschjournalismus werden Eigenschaften zugeschrieben, die vor dem Hintergrund des jeweiligen Modells auch für andere Formen des Journalismus gelten. Analogien sind auszumachen z. B. bei den Vertretern der Frankfurter Schule. Sie argumentieren, dass Klatschjournalismus lediglich den wirtschaftlichen Interessen der Verleger diene, das aber gilt nach ihrem Argumentationsschema für *jede* Publikation eines Privatmannes (vgl. Kapitel 2.3). Oder: Aus der Sichtweise der (auch z. T. fälschlicherweise so bezeichneten) systemtheoretischen Theorien wird Klatschjournalismus (bzw. Unterhaltungsjournalismus) mit *Fiktion* gleichgesetzt. Dieses Charakteristikum aber kann bei der konstruktivistischen Sichtweise, die dem Ansatz zugrunde liegt, ebenfalls für jede Form von Journalismus geltend gemacht werden (vgl. Kapitel 2.6, 2.7).

⁵⁰ Es fällt auf, dass Langenbacher die Überschrift seines Aufsatzes „Klatsch in der Lokalzeitung?“ mit einem Fragezeichen beendet. Ein Stilmittel, das er auch mit seinem Koautor Mahle bei der Studie „Unterhaltung als Beruf?“ anwendet. Meines Erachtens benutzt er dieses Satzzeichen, um sich im Zweifelsfall von den z. T. provokanten Thesen, die er aufstellt, distanzieren zu können.

b.) Dem Klatschjournalismus werden Eigenschaften zugeschrieben, die er nicht (immer) hat, weil von Einzelfällen ausgegangen wird, deren Eigenschaften generalisiert werden. Langenbucher und Burkhardt etwa sprechen Klatschjournalismus die Möglichkeit der politischen Sprengkraft zu (vgl. Kapitel 2.2, 2.6). Dies ist jedoch nur möglich, wenn es sich um Klatschjournalismus handelt, der Privates aus dem Leben von Politikern zum Inhalt hat (wie das von Burkhardt bemühte Beispiel der Lewinsky-Affäre um den US-Präsidenten Bill Clinton gut zeigt), nicht jedoch bei den Themen, die Klatschjournalismus immer und immer wieder behandelt, wie „Hochzeiten, Eheglück und Familienglück, Erfolg“ (Sommer 1994: 92) sowie „Trennungen, Scheidungen, Skandal, Tod“ (Sommer 1994: 92). Pundt glaubt, dass Klatschjournalismus die Kraft habe, über einen öffentlichen Diskurs über moralische Angelegenheiten einen entscheidenden Beitrag für den Fortschritt der bürgerlichen Gesellschaft zu leisten; stützt diese Argumentation jedoch nicht auf Beispiele, sondern auf allgemeine Annahmen, die implizieren, dass er von skandalisierenden Klatschberichten ausgeht, denn er vergleicht diese mit dem Literaturskandal des Romans *Madame Bovary* (vgl. Pundt 2002: 47). Die standardisierten Berichte jedoch, die von Geburt über Hochzeit bis zum Tod reichen, klammert er – wie bereits Burkhardt – aus seiner Argumentation aus (vgl. Kapitel 2.9).

c.) Dem Klatschjournalismus werden falsche Eigenschaften zugeschrieben – und dass ohne oder z. T. durch falsche Belege. Besonders in den Argumentationsfiguren, die sich an die Denkweise der (im politischen Spektrum links angesiedelten) Frankfurter Schule anlehnen, ist die Vorstellung manifest geworden, dass Klatschjournalismus grundsätzlich unpolitisch sei (vgl. Kapitel 2.3). Eine Sichtweise, die „politisch sein“ offenbar mit einer bestimmten politischen Richtung assoziiert. Denn die Werte, die in den Artikeln der „bunten Blätter“ transportiert werden, mögen zwar ein konservatives Bild zeigen oder, wie Hannemann sagt, den Wahlkampfblättern der CDU/CSU entstammen (vgl. 1987: 315 f.). Allein: Warum eine Nähe zum Programm einer demokratischen Volkspartei wie der CDU/CSU mit einer Abkehr von der Demokratie gleichgesetzt wird, vermag sich nicht zu erschließen.

d.) Klatschjournalismus wird in der Regel ohne stützende Beweise mit Fiktion, Lüge und erfundenen Geschichten gleichgesetzt (vgl. Kapitel 2.3; Kapitel 2.5; Kapitel 2.6; Kapitel 2.7; Sommer 1994: 16; Koszyk/Pruys 1969: 309;

Döhn/Klößner 1979: 190; Neverla 2002b: 48; Wunden 1994: 12; Renger: 2000a: 196).⁵¹

Für die zentrale Frage der hier vorliegenden Abhandlung nach Qualitätskriterien im Klatschjournalismus gab es in allen zitierten und kritisch betrachteten Arbeiten kaum Hinweise und schon gar kein allgemeines Erklärmodell bzw. eine übergreifende Theorie, die Klatschjournalismus angemessen erfasst: Aus Treibers Aufsatz ließ sich das Kriterium extrahieren, ob ein Zugang zu der „Prestigeelite“ (1982: 142) vorhanden ist oder nur vorgeschützt wird und ob dieser Zugang direkt oder über Informanten verläuft (vgl. Kapitel 2.4). Nutz' Analyse erlaubt es nach dem „Newsfaktum“ (1971: 98) eines Klatschartikels zu fragen, also: Sind die dargebotenen „Nachrichten aus der Promiszene“ (Johst 2002: 26) wirklich neu, oder wird Neuigkeit nur suggeriert, etwa durch eine Fragestellung, wie sie die von Nutz beobachtete „Märchen“-Technik (vgl. Kapitel 2.3) ermöglicht? Und in Abkehr der Annahmen von Burkhardt und Neverla, die Klatschjournalismus mit Fiktion gleichsetzen (vgl. Kapitel 2.5, 2.6, 2.7), wäre es – nicht zuletzt – möglich, danach zu fragen, wie faktisch richtig bzw. gut recherchiert die jeweilige Klatschgeschichte ist?

Doch bevor ich an der Erstellung eines Katalogs für Qualitätskriterien im Klatschjournalismus arbeite, möchte ich einer weiteren Frage nachgehen: *Was ist Klatsch?* Denn es bleibt zu fragen, inwieweit die Fest- und (teilweise auf falschen Prämissen beruhenden) Zuschreibungen, denen der Klatschjournalismus unterliegt, wirklich nur damit zusammenhängen, dass dieser vor dem Hintergrund demokratietheoretischer Erklärmodelle sowie vor einem idealisierten Bild dessen, was die Presse zu leisten und wie sie es zu leisten hat, vermeintliche Defizite (vgl. Burkhardt 2003: 134) aufweist. Und es bleibt weiter zu fragen, ob diese Fest- und Zuschreibungen nicht vielmehr daher rühren, dass Klatschjournalismus (bewusst oder unbewusst) Eigenschaften zugewiesen werden, die eng mit dem Alltagswissen über Alltagsklatsch zusammenhängen. Anders gesagt: Eigenschaften, die man dem Alltagsklatsch zuschreibt, werden auf den

⁵¹ Hier ist hinzuzufügen, dass auffällt, dass *Klatschjournalismus* nur dann als „fiktiv“ und „erfunden“ gilt, wenn er allgemein unter einem großen wissenschaftlichen Paradigma betrachtet und unter bestimmten Dachkriterien subsumiert wird: Hervorzuheben ist hier einmal die realistisch-ökonomische Sichtweise der von Jürgen Habermas angeführten Frankfurter Schule sowie die konstruktivistische Perspektive derjenigen, die systemtheoretisch argumentieren. Wird *Klatschjournalismus* jedoch konkret (vgl. Dovifat 1964) oder gar empirisch (vgl. Nutz 1971; Treiber 1982; Makowsky 1988) betrachtet, ist von Fiktion keine Rede: Man spricht von „Newsfakten“ (Nutz 1971: 98) oder von „exklusiven Schlagzeilen-Storys“ (Makowsky 1988: 37).

Klatschjournalismus übertragen, obwohl dieser in einem hoch organisierten, sozialen, gesetzlich gesicherten und professionellen Rahmen entsteht – und nicht im Treppenhaus, der Teeküche oder im Café an der Ecke. Gerade jedoch die Tatsache, dass in den Arbeiten, die in Kapitel 2 dargestellt wurden, Klatschjournalismus oft ohne Belege, aber eben auch mit einem gewissen allgemeinem Einverständnis als z. B. „fiktiv“ betrachtet wird, scheint weniger mit Klatschjournalismus zu tun zu haben, als vielmehr mit einer fest verankerten Vorstellung von Alltagsklatsch. Das Gleiche gilt für die als Gemeingut akzeptierte Zuschreibung, dass Klatschjournalismus (wie zu sehen war: unberechtigt) als unpolitisch gilt (vgl. Kapitel 2.3) oder als „nieder“ (Dovifat 1964: 180) bzw. „kindlich“ (Dovifat 1976: 79). Und auch auf einer Metaebene können Parallelen gezogen werden: So wie man über Alltagsklatsch sagt: „Das mache ich nicht“, um es doch und heimlich zu tun, gilt dies auch für den Klatschjournalismus: Keiner gesteht ein, dass er ihn (vielleicht sogar gerne) liest, oft wird ein Arzt- oder Friseurbesuch als Alibi vorgeschoben, dennoch verraten die Auflagenzahlen der klatschjournalistischen Publikationen, dass es sich in Wirklichkeit ganz anders verhält.

3 Was ist Klatsch?

Was ist Klatsch? Die Problematik, die der Beantwortung dieser Frage zugrunde liegt, ist die Selbstverständlichkeit, mit der der Begriff „Klatsch“ im Alltag und in der Umgangssprache benutzt wird. Es gibt ein apriorisches Wissen über Klatsch, von dem sich niemand freisprechen kann. Jede wissenschaftliche Auseinandersetzung, die das Phänomen Klatsch (und eben auch seine mediale Form: Klatschjournalismus) untersucht, wird dadurch erschwert werden. Bei Klatsch handelt es sich um eine so allgegenwärtige soziale Erscheinung, dass jeder dazu etwas sagen kann oder eine Meinung dazu hat: Jedermann weiß, was gemeint ist, wenn man über eine Person sagt: „Der ist eine richtige Klatschtante!“ Und selbst Menschen, die keinen Umgang mit klatschhaften Menschen pflegen und selbst jegliche Praxis diesbezüglich leugnen, haben dennoch schon Erfahrung auf diesem Gebiet sammeln können, die es ihnen möglich macht, einzuordnen, worum es bei Klatsch geht (vgl. Bergmann 1987). Auch für Klatschjournalismus kann dies geltend gemacht werden: Denn selbst der, der noch nie ein sogenanntes Klatschblatt gelesen hat, weiß, was davon zu halten ist – und das ist meist nichts Positives.

Genau diese latenten Vorurteile gegenüber der Kommunikationsform Klatsch mögen auch bewirken, dass sie den Normen der akademischen Welt nicht entspricht und dem Bemühen der Akademiker um eine „Stilisierung als strikt rational agierender Mensch“ (Fiehler 1990: 22) entgegentläuft. Der Sprachforscher Hirzel etwa schließt Klatsch definitiv aus seinem Kanon aus: „Oder fällt es etwa Jemand ein, jedes Gespräch oder die Gesprächsketten, die sich anmuthsvoll um Kaffee- und Biertisch schlingen, als Dialoge zu bezeichnen?“ (1895: 2), und beschränkt sich in seiner Arbeit „Der Dialog“ allein auf die Untersuchung von Gesprächsformen, die mit Erkenntnis und „Erörterung“ (Hirzel 1895: 4) verbunden sind.

Klaus Thiele-Dormann behauptet, Klatsch sei die „universellste Form der Kommunikation“ (1995: 7). Alfred Schütz sagt, es sei eine Kommunikationsform, die so allgegenwärtig ist, dass sie sich „als nicht weiter auflösungsbedürftig darstellt“ (1960: 78). Bergmann meint, dass „ein Phänomen wie Klatsch eine sozial vorkonstruierte Selbstverständlichkeit“ (1987: 4) habe. Für das Wort „Klatsch“ scheint es so wenig Bedarf an Erklärung zu haben, dass der Begriff in

der Brockhaus-Ausgabe von 2001 (2001: 360) gänzlich fehlt. Und der Ethnologe Bronislaw Malinowski setzte ganz offensichtlich voraus, dass Klatsch von so elementarer Art ist, dass er sich nicht nur nicht verpflichtet fühlt, ihn genau zu definieren, sondern nahm darüber hinaus an, dass Klatsch auch über unterschiedlichste kulturelle Grenzen hinweg funktioniert. In den Aufzeichnungen seiner dreieinhalbjährigen Feldstudie auf den Trobiand-Inseln „Argonauten des westlichen Pazifik“ notiert er:

„Bald schon, nachdem ich mich in Omarakana (Trobiand-Inseln) niedergelassen hatte, nahm ich auf bestimmte Weise am Dorfleben teil, indem ich erwartungsvoll den wichtigen oder festlichen Ereignissen entgegenschau, am *Klatsch* und an der Entwicklung der kleinen Dorfbegebenheiten persönlich Anteil nahm und jeden Morgen zu einem Tag erwachte, der sich mir mehr oder weniger so darstellte wie den Eingeborenen.“⁵² (Malinowski 1922/1979: 29; Hervorh. d. Verfin.).

Was Klatsch ist, ist also bekannt – oder nicht? Auffällig ist, dass es offenbar verschiedenste Vorstellungen davon gibt, was Klatsch ist bzw. sein könnte: Und das nicht nur im Alltag, wenn die einen mit Klatsch auf eine Sozialform referieren, mit der – genauer gesagt – ein harmloser Small Talk bezeichnet werden könnte, und andere etwas meinen, was eher mit Lästern vergleichbar ist, sondern auch – und das hat das vorherige Kapitel gezeigt – in der Wissenschaft. Langenbucher etwa sagt: „Klatsch – oder etwas allgemeiner gesagt – [das] Gespräch“ (1969: 67) und setzt damit eine normale Unterhaltung mit Klatsch gleich; Neverla spricht vom Treffen am „Dorfbrunnen“ (2002b: 48), bei dem in einer vormodernen Gesellschaft wichtige Informationen ausgetauscht und soziale Kontakte gepflegt werden. Burkhardt und Pundt rücken Klatsch in die Nähe des Skandals (vgl. Burkhardt 2002, 2003; vgl. Pundt 2002). Dovifat macht keinen Unterschied zwischen Klatsch und Gerücht. Makowsky assoziiert mit Klatsch

⁵² In Malinowskis Worten klingt die hegemoniale Attitüde vieler Ethnologen gegenüber den sogenannten unzivilisierten Völkern durch. Da Klatsch jedoch eine Form der mündlichen Kommunikation ist und sogenannte primitive Völker dadurch definiert werden, dass sie über keine Schriftkultur verfügen, ist es nur folgerichtig, dass in diesen Gemeinschaften mehr gesprochen wird. Ihnen steht per definitionem keine andere Form der Weitergabe von Informationen zur Verfügung. Aber kann man denn daraus schließen, dass in diesen Kulturen mangels Alternativen bei kommunikativen Medien auch mehr geklatscht wird? Dazu Robin Dunbar, der in seiner biologistischen Studie zur Sprachgenese „Grooming, Gossip and the Evolution of Language“ die Ansicht vertritt, dass sich das soziale Verhalten von Primaten und Menschen in groben Zügen ähnelt und sich Sprache aus dem Wunsch nach Nähe, Körperkontakt und Zuneigung, aber auch aus dem Wunsch nach Schutz und Überleben entwickelt hat. Ist der Mensch – ob primitiv oder zivilisiert – dem Primaten also gar nicht so fern? Dunbar beruhigt: „Wie alle Primaten und viele andere Säugetiere sind auch die Menschen durch ein wandelbares Verhalten gekennzeichnet.“ (1998: 263)

etwas rational Unbestimmbares, wenn er den Begriff „Gespür“ (1988: 84) wählt. Auch über die Gleichsetzung von Klatsch bzw. Klatschjournalismus und *Unterhaltung* scheint man sich einig zu sein – und das irritiert umso mehr, weil gerade in der Soziologie Klatsch als Quelle für Informationen informeller Art geschätzt wird: Niklas Luhmann etwa plädiert in seinem Aufsatz „Der neue Chef“ für mehr soziale Integration durch das Medium Klatsch⁵³:

„Eine andere Frage ist, ob es nicht zu wirksamer Leitung großer Systeme erforderlich ist, dass der Chef gewisse Funktionen in der *informellen Arbeitsordnung* seiner Untergebenen übernimmt, dass er die Probleme erkennt, die den Alltag faktisch beherrschen, dass er sich in den Intrigen, Ansprüchen und Tauschgeschäften zurechtfindet [...] und dass er dieses System zu beeinflussen versucht. Ein Vorgesetzter kann wegen seines formalen Status nicht vermeiden eine Schlüsselfigur dieses Systems zu sein. Die Frage ist nur, ob er ohne Wissen und Willen benutzt wird, oder ob er das System beherrscht.“ (Luhmann 1962: 24; Hervorh. d. Verfin.)⁵⁴

Wie gesagt, es fällt auf, dass alle etwas anderes meinen, wenn sie von Klatsch bzw. Klatschjournalismus sprechen – und doch glauben sie, sich einig zu sein. Aber genau in dieser Vieldeutigkeit des Begriffs „Klatsch“ zeigt sich die Problematik, der man ausgesetzt ist, wenn man mit diesem Begriff wissenschaftlich operiert. Denn wenn der Untersuchungsgegenstand, von dem die Rede ist, nicht genau umrissen wird, und wenn man ein theoretisches Gebäude auf einem unsicheren begrifflichen Fundament baut, kommt auch die Argumentation, die sich darauf stützt, unweigerlich ins Wanken. Und auch in der Rezeption tauchen unweigerlich Fehlschlüsse und dadurch auch Verfälschungen auf. Vor dieser Schwierigkeit hat schon Max Weber gewarnt, als er sagte, „dass gerade das ‚Selbstverständliche‘ (weil anschaulich Eingelebte) am wenigsten ‚gedacht‘ zu werden pflegt“ (1922/2005: 32). Denn durch eine mangelnde Definition des sattsam Bekannten kann es zu weitreichenden Missverständnissen kommen. Dafür können die beiden bekannten und viel zitierten Klatschstudien von Melville J.

⁵³ Althans spricht sich gegen die von der Organisationstheorie befürwortete systemische Integration von Klatsch aus. Denn Klatsch sei nur schwer kalkulierbar und richte sich z. B. bei Sekretärinnen flexibel nach den Anforderungen ihres Berufs, in dem sie mal als Schreibkraft, mal als Vertraute des Chefs gefordert sind (vgl. Althans 2000: 12).

⁵⁴ Mehr zum informellen Informationsfluss in der Arbeitswelt, vulgo: „Flurfunk“ oder „Latrinensprache“, und der daraus entstehenden Problematik ist nachzulesen bei: Sutton/Porter: „A study of the grapevine in a governmental organization“ (1968); Leibenstein: „Economic Theory and Organizational Analysis“ (1960). Eine feministische Perspektive bietet die Arbeit von Althans (2000): „Der Klatsch, die Frauen und das Sprechen bei der Arbeit“.

Herskovits „Trinidad Village“ (1947) und Max Gluckman „Gossip and Scandal“ (1963) als Musterbeispiele angeführt werden:

- Herskovits hat in seiner Studie „Trinidad Village“ (1947) u. a. die Begleiterscheinungen eines Prozesses gegen eine antiklerikale Sekte studiert, der es gelungen war, viele Gemeindemitglieder für sich zu gewinnen. In den Klatschgesprächen, die, während die Anklage lief, das Stadtgespräch bestimmten, wurde insbesondere ein Laienprediger angegriffen, dem man unterstellte, dass er angeblich die Polizei in eines der Gemeindetreffen der Sekte eingeschleust habe; einem Gemeindepfarrer wurde nachgesagt, dass er sich insgeheim darüber empöre, dass die Sekte seine Gemeindemitglieder abziehe, im Original: „drawn away“ (Herskovits 1947: 185). Herskovits glaubt, dass es um einen Machtkampf ging, genauer „a dangerous rival in the quest of souls.“ (Herskovits 1947: 186), und die Mitglieder der Sekte Klatsch gezielt und bewusst gefördert hätten, um sich gegen die Angriffe der Staatsmacht, aber auch ihrer religiösen Mitstreiter zu wehren. In der Rezeption wurde diese Studie interpretiert als Beweis dafür, dass Klatsch es einer Außenseitergruppe⁵⁵ ermögliche, eine Gegenmacht und Gegenöffentlichkeit zu bilden, um damit die herrschenden Paradigmen anzugreifen und zu untergraben.⁵⁶ Ebenso wurde ihm ein

⁵⁵ Das Soziologenteam Norbert Elias und John L. Scotson kommt in seiner Studie „The established and the outsiders“ (1965) zu anderen Ergebnissen. Es glaubt an eine Verkehrung von Ursache (Außenseitertum) und Folge (Solidareffekt durch Klatsch): „Thus the idea that gossip has an integrating function requires some qualification. It imputes to gossip the characteristics of a thing or of a person capable of acting on its own as a causal agent almost independently of the groups of people who gossip. [...] To ascribe to gossip an integrating function may easily suggest that gossip is the cause of which integration is the effect. One would probably be nearer the mark if one would say that the better integrated group is likely to gossip more freely than the less well-integrated group and that in the former case the gossiping of people reinforces the already existing cohesion.“ (Elias/Scotson 1965: 131)

⁵⁶ Der Topos einer Gegenöffentlichkeit hat lange Tradition in der feministischen ethnologischen Soziologie. Die Hauptargumentationslinie verläuft so: Durch den Ausschluss der Frauen vom öffentlichen Leben rückten die Frauen näher zusammen und bildeten Solidargemeinschaften, in denen eifrig geklatscht werde. Mit dem Klatschwissen hätten die Frauen die Möglichkeit, Einfluss auf die Männer auszuüben und sie gegebenenfalls unter Druck zu setzen. Das Machtgefüge sei dank des Klatsches (wenn auch nicht offen, so doch subversiv) ausgeglichen. Deshalb werde der *Klatsch* von Männern entweder verboten oder durch moralische Diffamierung unterdrückt. Denn diese fürchteten Macht- und Autoritätsverlust. Hierzu ist folgende Auswahl an Studien empfehlenswert: Mitchells beschreibt in „The Yao Village. A study in the social structure of a Nyasaland Tribe“ (1956) folgendes Szenario: Die Freundschaft zweier Frauen wurde bearbeitet, weil die Gegenpartei ihr unterstellte, dass sie schlecht über andere reden. Dies ließ die beiden Frauen nur noch enger zusammenrücken; Kluckhohn (1995) zeigt auf, wie aus Abwehr gegen die Kraft des Klatschens Frauenklatsch von Männern in den Bereich der Hexerei und des Dämonischen gerückt werden. Das komplexe Gefüge aus Klatsch als (vorgebliche)

solidaritätsstiftender Effekt zugeschrieben. Gluckmann etwa spricht von dem Machtzuwachs, der Klatsch Personen in einer „niedrigeren sozialen und wirtschaftlichen Position“⁵⁷ (vgl. Gluckmann 1963: 307) gegenüber den Mächtigeren verleihe. Aber gleichen die Dinge, die den rivalisierenden Kirchenmännern nachgesagt werden, nicht eher einer gezielten Intrige, einer Verleumdung, einer üblen Nachrede, als der Sozialform Klatsch, die Merkmale von Harmlosigkeit (vgl. Rysman 1977: 176) trägt und eher mit einem, wie der Duden definiert, „Gespräch über [weniger wichtige] private Dinge“ (Duden 1999³: 2132) verbunden wird? Geht es bei Herskovits nicht eher um Macht als um eine „Plauderei“ (Duden 1999³: 2132)? Besonders auffällig an Herskovits Verwendung des Begriffs „gossip“ ist, dass das für Klatsch konstituierende Merkmal des Ausplauderns von Details aus dem Privatleben Abwesender (vgl. Duden 1999³: 2132; Bergmann 1987: 75 ff.) völlig fehlt. Dennoch gilt Herskovits Studie als Klatschstudie.

- In seinem Papier „Gossip and Scandal“ (1963) arbeitet Max Gluckman die (angebliche) *Kontrollfunktion* von Klatsch heraus. Er sagt: „This analysis of gossip passing into scandal brings out some of the general characteristics of gossip, as a culturally controlled game with important social functions. [...] We learn from it that gossip is not idle: it has social functions and it has rules which are rigidly controlled.“ (Gluckmann 1963: 312) Seine These beruht auf der Analyse von Arbeiten der Ethnologin Elizabeth Colson zu den Makah-Indianern, einer Gruppe amerikanischer Ureinwohner (vgl. Colson 1953/1974), die 1780 noch 2.000, 1942 jedoch nur noch 400 Personen zählte. Der Stamm wurde im Laufe der Jahre mehreren sogenannten Integrationsmaßnahmen der amerikanischen

Kommunikationspraxis von Frauen, Frauenverachtung und Verschwörungsangst zeigt Arthur Rubel anhand einer Beobachtung der Chicano, einer Gruppe mexikanischstämmiger US-Bewohner. Er zitiert: „Some men can't stand women to gossip. My husband can't stand another woman to be in the house when he comes home, when he's tired and disgusted with the day's work and he don't feel like having anybody there. Gossip they don't like – they claim that's what starts a fight with menfolks.“ (Rubel 1960: 795) Louise Lamphere's Studie kann als eine Art Überblick- und Metastudie zu Machtverhältnissen durch Klatsch und zur Stellung der Frau innerhalb patriarchaler, vormoderner Gesellschaften dienen. Sie sagt zusammenfassend: „In contrast, many societies, where domestic and political spheres are separated are also those where the extended family structure is built around hierarchy of males. Women's strategies are centered on ‚political‘ goals, that is, on influencing the men who hold authority. Thus, women have subtle methods of changing the minds of husbands: [...] neighborhood groups of women use gossip to affect the decision of males within the community.“ (Lamphere 1975: 123.; vgl. Wolf 1972).

⁵⁷ Im Original heißt es: „[...] those of lower socioeconomic position“ (Gluckman 1963: 307).

Regierung unterworfen. Colson wollte, als sie 1942 bei den Makah lebte, wissen, inwieweit die Makah amerikanisiert waren, und stellte fest, dass der Stamm durch Ehen ethnisch durchmischt war und es faktisch keine „pure-bloods“ (Colson 1953/1974: 11) mehr gab. Dennoch gab es so etwas wie Stammeswürde und -ehre. Zudem profitierten die Makah von ihrer Stammeszugehörigkeit, sie genossen Steuervorteile (vgl. Colson 1953/1974: 11). Man könnte nun annehmen, dass die Makah sich zusammenschlossen und wie der Stamm des von Herskovits untersuchten „Trinidad Village“ gegen die Dominanz der US-Amerikaner opponierten – dies geschah jedoch nicht. Im Gegenteil: Die Makah strebten offenbar danach, so zu sein wie die Weißen. Colson zitiert einen Befragten: „We Indians are just like Whites. We class up. There are high-class people and middle-class people and then real low-class people. [...] Most people come from the lower class though they don't like it to be said.“ (Colson 1953/1974: 205) Das Auffällige an den Makah war, dass jeder der Befragten von sich behauptete, der sozial oberen Schicht anzugehören, den anderen Stammeszugehörigen aber die gleiche Klassenzugehörigkeit absprach: Sie machten die anderen schlecht, spotteten über deren niedere Herkunft, verunglimpften ihre handwerklichen Fähigkeiten (vgl. Colson 1953/1974: 110). Colson schloss daraus, dass die Makah besondere Fertigkeiten in der Kunst des Klatschens kultiviert hatten und so ihre Zusammengehörigkeit demonstrierten (vgl. Colson 1953/1974: 228). Gluckman stellt in seiner kritischen Analyse die Colson-Studie infrage. Er behauptet, das Kennzeichnende der Makah sei nicht ihre Klatschfertigkeit, sondern deren Wunsch nach einer klassenfreien Gesellschaft.⁵⁸ Das Mittel, das zu diesem Ziel führt, sei der Klatsch. Gluckman: „The weapon of scandal keeps them in practice equal.“ (1963: 312) Klatsch also erzeuge

⁵⁸ Würde man Gluckmans These in Richtung einer gesellschaftlichen Utopie weiterdenken, wäre Klatsch quasi der Wegbereiter einer klassenlosen Gesellschaft. Und in der Tat leben die Makah in einer Art paradiesischem Zustand: Nach Gluckmans und Colsons Beschreibungen führen sie ein ruhiges und von den Kämpfen der Konsumgesellschaft unberührtes Leben. Ihre Aggressionen entluden sich lediglich beim Klatsch, nicht in Gewaltakten, die durch das Strafrecht verfolgt werden könnten. Dieser Gedanke steht den Ideen von Burrhus Frederic Skinner konträr entgegen, der in seiner Romanvision von einer aggressionsfreien Gesellschaft „Futurum zwei. Walden Two“ die Abschaffung von Klatsch fiktiv durchspielt. Der Protagonist Frazier erklärt seinem Gegenüber Castle die Regeln, die in „Futurum zwei“ Gesetz sind, wichtig ist ihm die Erwähnung eines Klatschverbotes. Frazier sagt: „Kein Geschwätz mehr über persönliche Beziehungen unter den Mitgliedern.“ (1972: 148) Frazier gesteht allerdings schon im nächsten Satz ein: „Es war schwer, das durchzusetzen, aber wir haben es geschafft.“ (Skinner 1972: 148)

nicht, wie Herskovits behauptete, nur einen Integrations- und Solidareffekt unter den Klatschenden, er bewirke auch, dass keiner aus der sozialen Rolle, die ihm zugedacht sei, ausbricht und nach Höherem strebe (vgl. Gluckman 1963: 310). Gluckman spricht erstmals von sozialer Kontrolle (vgl. Gluckman 1963: 312) durch Klatsch. Allein: Seine Konklusion fußt auf wackeligen Prämissen. Denn die Kommunikationsform, die Colson in ihrer Studie beschreibt und auf der Gluckman seine Hypothese aufbaut, hat zwar Ähnlichkeiten mit dem, was unter Klatsch verstanden wird, konzentriert sich aber lediglich auf dessen negatives Assoziationsspektrum wie z. B. *Schlechtmachen, Lästern, übel nachreden*. Das positive Bedeutungsspektrum von Klatsch aber wird ausgeklammert. Bergmann sagt: „[...] die Variationsbreite der Realisierung von Klatsch [...] reicht vom gehässig-denunziatorischen bis zum freundlich-wohlwollenden Klatsch“ (Bergmann 1987: 182). Ist also das, was Gluckman beschreibt, tatsächlich Klatsch?

Die angeführten Beispiele zeigen nicht nur, wie unbedacht der Begriff „Klatsch“ selbst dort angewandt wird, wo man eine präzise Definitionen erwarten kann, nämlich in der Wissenschaft; die angeführten Beispiele zeigen auch, dass der Begriff „Klatsch“ offenbar von so großer semantischer Flexibilität und Reichweite ist, dass er sehr viele Merkmale in sich vereint. Denn die Studien von Herskovits, Gluckmann und Colson, die als Exempel für den unbefangenen Umgang mit dem Begriff „Klatsch“ herangeführt wurden, würde wohl niemand als unstimmig bezeichnen. Dennoch verwenden sie alle das Wort „Klatsch“ bzw. „gossip“ auf ganz unterschiedliche Weise.

Was also ist Klatsch?

Schon Moritz Lazarus war es unmöglich, in seiner an die Biologie angelehnte Systematik der Kategorisierung von Gesprächen, die er in seinem 1878 veröffentlichten Werk „Ideale Fragen“ skizzierte, die Kommunikationsform Klatsch einzuordnen. Er fragt:

„Wohin etwa dann jene Gattung fiele, welche die deutsche Sprache im Anfang zwar mit den zwei sehr ehrbaren Lauten K und L (ehrbar, indem sie in allen indogermanischen Sprachen wie auch in den semitischen den Klang bedeuten), aber mit einer feinen Symbolik gegen den Schluß hin, mit einem dumpfen, zischenden Naturlaut (Klatsch) bezeichnet: Das zu entscheiden, wollen wir dem künftigen

Naturgeschichtsschreiber der Gespräche überlassen.“ (Lazarus 1878: 242)

Doch bevor der Auftrag, den Lazarus an seine akademischen Nachfolger weitergereicht hat, erfüllt und die Frage beantwortet werden kann, was *Klatsch* genau ist, ist es ratsam, unbedingt in Umkehr des Diktums von Thiele-Dormann zu verfahren, der sagt „Klatsch [...] Man weiß, was es ist. Man glaubt es jedenfalls zu wissen“ (1995: 7). Das heißt: Man vergisst, man stellt sich dumm und sagt sich und anderen: „Klatsch, was wissen wir schon von Klatsch? Nichts! Absolut gar nichts!“

3.1 Versuch einer Einordnung über die Etymologie

Was ist „Klatsch“ im genauen Wortsinne? Wie ist dieses Wort entstanden? Aus welchen Begriffen ist es hervorgegangen? Wie immer, wenn sich eine Frage stellt, kann ein Blick ins Lexikon dienlich sein. Im Falle des Begriffs „Klatsch“ gestaltet sich auch diese triviale Handlung nicht so einfach. Es scheint bezeichnend für den Charakter des Untersuchungsobjekts zu sein, dass es entweicht, sich nicht fassen lässt und an anderer Stelle modifiziert wieder auftaucht (vgl. Bergmann 1987: 3). In Paraschenkows „Lexikon etymologischer Dubletten im Deutschen“ (2004) ist weder das Substantiv „Klatsch“ noch das zugehörige Verb „klatschen“ aufgeführt. Im „Etymologischen Wörterbuch des deutschen Grundwortschatzes“ ist zwar von „*klatschen*“ die Rede, aber lediglich in seiner onomatopoetisch abgeleiteten Bedeutung von „klitschnass“ (2005: 309), „klatschen“ (als wie auch immer geartete Form der Kommunikation) fehlt. In Pfeifers „Etymologisches Wörterbuch des Deutschen“ (1989) heißt es, nach Ausführung der Wortbedeutung „klatschen“ als Synonym von applaudieren, unter „klatschen“: „Ebenfalls schallnachahmend steht *klatschen* im Sinne von ‚schwätzen, über Abwesende reden‘ (18. Jh.), [...] – *Klatsch* m. [...] auch ‚Geschwätz, Gerede über Abwesende, üble Nachrede‘ (18. Jh.); dazu Kaffeeklatsch m. (2. Hälfte 19. Jh.), klatschhaft (17. Jh.), Klatschmaul n. (18. Jh.).“ (1989: 843; Hervorh. i. O.). Im „Herkunftswörterbuch“ der Duden-Redaktion heißt es zunächst unter dem Stichwort „klatschen“: „Das seit dem 17. Jh. bezeugte Verb gehört mit gleichbed. frühhd. *klatzen*, niederd. *klatsen* und niederl. *kletsen* zu der unter klappen dargestellten Gruppe von Schallnachahmungen.“ (2007⁴: 410) Erst nach

Erörterungen über Gebrauchszusammenhänge des Verbs „klatschen“ und seinen onomatopoetischen Ursprung (vgl. Duden 2007⁴: 410) findet man am Ende des Eintrags folgenden Hinweis: „[...] beachte das Substantiv *Klatsch* (18. Jh.), das nicht nur ‚Knall, Schall, Schlag‘, sondern auch ‚Geschwätz, übles Gerede‘ bedeutet. An den letzteren Sinn schließen sich z. B. klatschig, klatschhaft, Klatschbase, Klatschmaul, Klatschsucht und Kaffeklatsch.“ (Duden 2007⁴: 410; Hervorh. i. O.) In Kluges „Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache“ findet man unter „klatsch“⁵⁹ den Eintrag: „(17. Jh.) Für ein schallendes Geräusch gebraucht, ebenso als schwaches Verb *klatschen*, das zuerst als *klätzen* bezeugt ist, entsprechend dem nndl. *klatsen* ‚mit der Peitsche knallen‘ u. a. Spezielle Bedeutungsentwicklung sind ‚applaudieren‘ (*in die Hände klatschen*) und ‚schwätzen, ratschen‘, letzteres wohl abschätzig als ‚Geräuschemachen‘ aufgefasst.“ (2002: 493; Hervorh. i. O.) Wasserziehers „Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache“ verweist auf die „Klatschbase (19. Jhd.)“ (1966: 261). Mackensens Lexikon „Ursprung der Wörter“ verzeichnet unter dem Stichpunkt „Klatsch“: „Ende 18. Jhd. = Geschwätz“ (1985: 211). In Spaldings „An historical Dictionary of German Figurative Usage“ steht: „*der Klatsch* gossip, tale bearing; [...] The verb *klatschen* and the noun must have been considered through most of the 18th c., literary *loci* before the last quarter of the 18th c. are hard to find. [...] From the 2nd half of the 18th c. onwards derivatives and compounds about, e. g. Goethe used *Geklatsch* = ‚gossip(ing)‘.“ (1984: 1477; Hervorh. i. O.)

Auffällig an allen zitierten Lexikoneinträgen ist nicht nur der offenbar onomatopoetische Ursprung der Wörter „klatschen“ und „Klatsch“, der auf einen Zusammenhang mit einem knallenden, peitschenden Geräusch verweist, sowie die abwertende Konnotation der Kommunikationsformen Klatsch und klatschen – wie „Geschwätz“ (Mackensen 1985: 211), „schwätzen, ratschen“ (Kluge 2002²⁴: 493), „schwätzen, über Abwesende reden“ (Pfeifer 1989: 843) und „Geschwätz, Gerede über Abwesende, üble Nachrede“ (Pfeifer 1989: 843). Bemerkenswert ist auch, und das scheint die bedeutendste Erkenntnis aus diesem kurzen Überblick zu sein, dass die beiden Wörter „Klatsch“ und „klatschen“ in den Bedeutungszusammenhang „über Abwesende reden“ und „Geschwätz“, also in dem Bedeutungszusammenhang, in dem wir das Wort heute verwenden und

⁵⁹ Man beachte, dass das Wort klein geschrieben ist und nicht das Substantiv „Klatsch“ bezeichnet. Dies hat sich, laut Kluge, wohl erst aus dem onomatopoetischen Wort „klatsch“ entwickelt.

kennen, im Deutschen erst *seit dem 18. Jahrhundert bekannt* sind, genauer dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts (vgl. Spalding 1984: 1477), das Derivat „Klatschbase“ sogar erst seit dem 19. Jahrhundert (vgl. Kluge 2002²⁴: 261).

Das Wort „Klatsch“ ist demnach ein *Neologismus*, der in der Neuzeit entstanden ist. Ein Wort, das so, wie wir es heute kennen und verwenden, erst seit circa 250 Jahren bekannt ist. Dieser Befund ist umso erstaunlicher, weil es gänzlich der landläufigen und auch in der Wissenschaft verbreiteten Annahme widerspricht, dass Klatsch das „älteste Massenmedium der Welt“ (Kapferer 1996: 1) sei, er „Am Anfang der Menschheitsgeschichte steht ...“ (Mostar 1954: 7) und ausgeübt wird, seit „die Menschheit existiert“ (Sommer 1994: 4).

Dass die kommunikative Handlung, die wir gemeinhin mit „Klatsch“ bezeichnen, ein – gemessen an der Geschichte der Sprache – relativ junges Wort ist, zeigt sich nicht nur im Deutschen: Im Englischen ist das Wort „gossip“, das als Übersetzung des Wortes „Klatsch“ gilt, in der Bedeutung, wie es heute verwendet wird, ebenfalls erst seit ca. 1800 bekannt. Rysman sagt: „The idea of ‚gossip‘ as idle talk is relatively recent. No reference to that meaning of the noun was identified by the *Oxford English Dictionary* (7) prior to the nineteenth century.“ (1977: 176; Hervorh. i. O.) Über das französische Wort „comméragé“, das laut Lexikon mit „Klatsch“ übersetzt werden kann, heißt es im „Etymologischen Wörterbuch der französischen Sprache“: „Commerage ‚Geklatsch‘ 16. Jh. in der Bedeutung ‚Taufe‘, seit dem 17 Jh. die heutige Bedeutung“ (Gamillscheg 1969: 246).

Wie aber kommt es, dass wir ein Wort, das sprachgeschichtlich relativ jung ist, mit Handlungsweisen assoziieren, die so alt sind wie die menschliche Sprache überhaupt (vgl. Thiele-Dormann 1995: 9)? Wie kann es sein, dass ein neues Wort entsteht, wo doch offenbar genügend Wörter für eine Form der Kommunikation bekannt sind, die den Akt des „Geschwätz[es]“ (Bergmann 1987: 1), des „über Abwesende reden“ (Pfeifer 1989: 843) und der „üble[n] Nachrede“ abdecken? Und wie kommt es, dass dieser Neologismus sich nicht nur im Deutschen, sondern auch in anderen Sprachräumen ausgebildet hat, und das zudem in einem vergleichbaren Zeitraum?

3.2 Annäherung über das Wortfeld

Wer mit den Arbeiten des Sprachwissenschaftlers Ferdinand de Saussure und der von ihm begründeten Forschungsrichtung der *strukturalistischen Linguistik* vertraut ist, kann für die Entstehung eines neuen Wortes sowie über Bedeutungsverschiebungen und -verdichtungen eine Erklärung finden: De Saussure und die strukturalistische Linguistik gehen davon aus, dass die Sprache die außersprachliche Wirklichkeit (jeweils sprachspezifisch) formt sowie die Lebenszusammenhänge und das Weltbild einer Sprachgemeinschaft reflektiert. Heidrun Pelz hat das Bild des Netzes entworfen, das quasi über die außersprachliche Wirklichkeit geworfen wird, und diese – jeweils nach Sprache variierend – durch ein unterschiedliches Maschenbild teilt. Pelz erläutert:

„Die Tatsache, dass die Sprachen die außersprachliche Wirklichkeit nicht in der gleichen Weise aufteilen, wird als das Prinzip der sprachlichen Realität bezeichnet. Jede Sprache ist, nach einer hierfür gebrauchten Metapher ein Netz, das über die Wirklichkeit geworfen wird; die Maschen des Netzes sind nicht in allen Sprachgemeinschaften (und auch nicht für Teilbereiche der Wirklichkeit) gleich groß und verlaufen nicht überall gleich, z. B. haben für den Bereich ‚Reis‘ die europäischen Sprachen ein wesentlich grobmaschigeres Netz als das Japanische.“ (Pelz 1996: 35)

Zur Bestimmung der – um im Bild des Netzes zu bleiben – sprachspezifischen Webmuster hat de Saussure eine Sprachtheorie entwickelt, in der er die „(menschliche) Rede“ (1916/1967: 11) von einer vorsprachlichen, abstrakten Ebene psychologischer Konventionen unterscheidet, aus deren Fundus sich erst die konkreten individuellen Äußerungen speisen (de Saussure 1916/1967: 14)⁶⁰. Die „langue“ ist durch *Zeichen* strukturiert, die sich aus der semantischen *Wortvorstellung* (auch „Bezeichnetes“ oder „*Signifikat*“) und dem *Lautbild* (Bezeichnendes oder „*Signifikant*“) (de Saussure 1916/1967: 77) zusammensetzt. *Signifikat* und *Signifikant* stehen im Verhältnis zueinander wie die zwei Seiten einer Medaille, wobei die *Wortvorstellung* die Assoziation einer bezeichneten Sache ist, das *Lautbild* nicht der konkrete Laut, sondern „die Vergegenwärtigung desselben auf Grund unserer Empfindungswahrnehmung“ (de Saussure 1916/1967: 77).

⁶⁰ Diese Konzeption wurde von Wilhelm von Humboldt vorweggenommen. In seiner „Einleitung zum Kawi-Werk“ umreißt er die Grundgedanken einer Lehre, in der er Sprache als individuelle Äußerung von Sprache (bei de Saussure *parole*) und Sprache als geistiges, vorkonkretes Konzept (bei de Saussure *langue*) unterscheidet (vgl. Humboldt 1836/1973: 33).

Ein Zeichen steht, so wird angenommen, nie alleine da, sondern immer in Relation zu anderen Zeichen, und die spezifische Struktur einer Sprache ist eben nicht nur anhand der Kombinierbarkeit ihrer Laute, Silben und Wörter zu erkennen, also der Strukturiertheit ihres „Signifikanten“-Bestandes (genau genommen das, was man gemeinhin als Grammatik bezeichnet), sondern auch daran, wie der „Signifikat“-Bestand, also der Wortschatz, strukturiert ist (vgl. Pelz 1982⁵: 179). Dieser lässt sich über die Analyse seiner *semantischen Felder* oder *Wortfelder*, die einen Teilbereich des gesamten „Signifikat“-Bestandes einer Sprache strukturieren, bestimmen. Metaphern für ein Wortfeld lauten „Flickenteppich“ (Pelz 1982⁵: 180), „Allerleiraus Mantel“ (Pelz 1982⁵: 180) oder „Mosaik aus verschiedenen verlaufenden Konturen [und] abgegrenzten Einzelstücken“ (Pelz 1982⁵: 180), wobei die Mosaiksteine bzw. Pelzstücke nicht direkt aneinander anschließen. Es gibt Lücken und Überlappungen – zu Inhalten anderer Wörter innerhalb eines Wortfeldes (= Synonyme, Hyponyme), aber auch zu Inhalten angrenzender Wortfelder sowie Abgrenzungen zu anderen Wortfeldern, die nicht zum Wortfeld gehören, aber mit diesem assoziativ, und zwar durch das Gegenteil (= Antonyme) verbunden sind, z. B. Freund und Feind (vgl. Vater 2002⁴: 143). Trier beschreibt es so: Die das Wortfeld „mosaikartig zusammensetzenden Einzelworte“ (Trier 1973²: 1) legen Grenzen in den „Signifikat“-Begriffsblock hinein und teilen ihn auf (vgl. Trier 1973²: 1).

Der Mechanismus, mit dem die Bedeutungsreichweite eines Wortes innerhalb des Feldes umrissen wird, sind die „Gleichheiten und Verschiedenheiten“ (de Saussure 1916/1967: 129). In der einschlägigen linguistischen Literatur ist ein Beispiel von Pottier (1967) sehr geläufig (vgl. auch Geckeler 1973: 31). Er geht bei der Klassifizierung des französischen Wortfeldes für Sitzgelegenheiten von den Begriffen „chaise“ „fauteuil“, „tabouret“, „canapé“, „pouf“ aus und unterscheidet sie durch die Merkmale „avec dossier“, „sur pied“, „pour 1 personne“, „pour s’asseoir“, „avec bras“, „avec matériau rigide“ (Geckeler 1973: 31). Seine Merkmalsmatrix zeigt, dass keines der untersuchten Wörter die gleiche Merkmalkombination aufweist: So vereinen etwa die Begriffe „chaise“ und „fauteuil“ in ihrer Bedeutung alle Merkmale, unterscheiden sich jedoch durch das Merkmal „avec bras“. Die Bedeutungskomponenten, die das Wortfeld strukturieren, können variieren. (vgl. de Saussure 1916/1967: 150 f.; Vater 2002⁴:

142; Hundsnurscher 1979: 52). Geckeler etwa führt an, dass der Matrix von Pottiers noch das Merkmal „banc“ hinzugefügt hätte werden müssen (1973: 33).

Da die strukturalistische Semantik, die strukturalistische Linguistik überhaupt, immer von der *Relation eines Zeichens* im Verhältnis zu anderen Zeichen ausgeht, lassen sich mittels des *Feldgedankens* unterschiedliche Fragen nach semantischer Verdichtung und Verschiebung stellen. So lässt sich fragen, welches semantische Merkmal ein Zeichen trägt und durch welche Merkmalskombination sich ein Zeichen vom anderen unterscheidet. Und es lässt sich aufzeigen, wie (soziale, kulturelle, religiöse, ökonomische, ökologische, juristische etc.) Veränderungen innerhalb einer Sprachgemeinschaft auf die Neustrukturierung und Neugestaltung eines semantischen Feldes einwirken und im besten Fall erklären, welche *Sachnotwendigkeit* zur Bildung eines Neologismus geführt haben mag. Denn Bedeutungswandel ist nie isoliert zu sehen, sondern immer auf das gesamte Feld bezogen. Bedeutungswandel ist immer ein *Feldgliederungswandel* (vgl. Pelz 1982⁵: 189 f.).

Auf das Wort „Klatsch“ bezogen, hieße das zu fragen: Durch welche typischen Merkmale zeichnet sich das Wort „Klatsch“ im Unterschied zu den anderen Wörtern seines Wortfeldes, das den semantischen Bereich „schlecht über andere reden“, wie z. B. Wörter wie „lästern“, „schlechtmachen“, „Intrigen spinnen“, „verleumden“, „übel nachreden“ etc., ebenso umfasst wie den semantischen Bereich „soziales Miteinander“, z. B. „Treffen am Dorfbrunnen“, „Tratschen“? Warum sind all diese Wörter nicht absolut synonym mit dem Wort „Klatsch“, werden aber dennoch als Klatschsynonyme verwendet? Welche Definition von „Klatsch“ kann sich aus seiner idiosynkratischen Merkmalskombination ergeben? Und letztlich: Welche Sachnotwendigkeit hat die Bildung des Neologismus „Klatsch“ im ausgehenden 18. Jahrhundert erforderlich gemacht?

3.2.1 Analyse des Wortfeldes

Welche Wörter bestimmen das Wortfeld „Klatsch“? In Textors Nachschlagewerk „Sag es treffender“ findet das Nomen „Klatsch“ keinen Eintrag (vgl. Textor 1968⁸), bei Wahrig heißt es sowohl unter dem Stichwort „Klatsch“ als auch unter dem Stichwort „Klatscherei“: „Gerede“ (Wahrig 2006⁵: 421). In Knaurs Lexikon wird von „Klatsch“ auf „Gerede“ verwiesen und dies beschrieben als „Gerücht,

Stadtgespräch, Gemunkel, Munkerei, Geraune, Tuschelei, Getuschel, Nachrede, Geflüster; ugs. (dummes) Geschwätz, dummes Zeug“ (Radszuweit 1982: 237). Der Duden sagt: „Klatsch“: „(...) „(abwertend) [übles, gehässiges] Gerede [hinter jmds. Rücken]; der Neugier entgegenkommende Neuigkeit aus dem Bereich anderer; (...) b.) Plauderei; Gespräch über [weniger wichtige] private Dinge“ (Duden 1999³: 2132). Weiter unten steht unter dem Eintrag „klatschen“: „4.a.) (ugs. abwertend) in geschwätziger Weise (über nicht Anwesende) reden [...]“ (Duden 1999³: 2132). Bei Textor steht unter dem Verb „klatschen“: „1. tratschen, sich die Mäuler zerreißen; Gerücht verbreiten, raunen, verraten, zutragen, schwatzen, widersagen, weitersagen, weitererzählen, weitertragen, nicht dichthalten, hinterbringen, zuflüstern, tuscheln, munkeln, ausplaudern, ausstreuen, aussprengen, ausposaunen, herumtragen, an die große Glocke hängen, verbreiten; durchhecheln, schlecht machen, anschwärzen, austragen, in aller Munde bringen; sich herumsprechen; herumkommen, in aller Munde sein, sich wie ein Lauffeuer verbreiten; Staub aufwirbeln“ (Textor 1968⁸: 105). Wahrig führt unter dem Verb „klatschen“ Folgendes auf: „reden über, herziehen/herfallen/sich aufhalten über, durchhecheln, lästern, schlechtmachen, etwas nachsagen/nachreden, in Verruf bringen, in ein schlechtes Licht rücken/setzen/stellen, verächtlich machen, mit dem Finger zeigen auf, nichts Gutes sagen über, ins Gerede bringen; ugs: sich den Mund zerreißen über, in den Schmutz ziehen, tratschen“ (Wahrig 2006⁵: 421).

Klatsch ist offenbar eine Form der mündlichen Kommunikation („in aller Munde“). Seine spezifischen Eigenschaften erhält Klatsch durch die Art, wie sich diese Kommunikation vollzieht: Etwas wird aus einer sozialen Einheit hinausgetragen und von mindestens einer Person zu einer anderen weitergegeben. Lexikalisches Indiz dafür ist u. a. die Vorsilbe „weiter“. Die aus dieser sozialen Einheit herausgetragenen Dinge speisen die Inhalte eines Klatschgesprächs: „Neuigkeit aus dem Bereich anderer“ „private Dinge“. Der Verbreitungsmodus von Klatsch ist schnell (nämlich wie ein Lauffeuer oder ein Wirbel – vgl. aufwirbeln), sein Verbreitungsgrad hoch („in aller Munde“) und diffus („herum“). Klatsch vollzieht sich leise („zuflüstern“, „Tuschelei“), heimlich („hinterbringen“) und hat offenbar die Funktion inne, über jemanden zu urteilen („in den Schmutz ziehen“, „Nachrede“). Über die Anzahl der Teilnehmer an diesem Kommunikationsakt kann nur gesagt werden, dass mindestens ein Abwesender

dabei sein muss („hinter jmds. Rücken“, „aus dem Bereich anderer“, „nicht Anwesende“). Die Kommunikationsstruktur ist also triadisch.

Neben diesen Merkmalen fällt weiter auf, dass offenbar zwischen zwei Formen von Klatsch unterschieden werden muss: einmal der *Akt des Klatschens* selbst, „durchhecheln“, „schwätzen“, „raunen“, „plaudern“, „Geschwätz“, „sich die Mäuler zerreißen“, „lästern“, „Plauderei“ und zum anderen der *Inhalt* eines solchen Klatschgesprächs: eine „Neuigkeit aus dem Bereich anderer“ „weniger wichtige private Dinge“, „Gerücht“, „Nachrede“, „(dummes) Geschwätz, dummes Zeug“. Beide Aspekte des Klatsches werden erkennbar stigmatisiert. Sie unterliegen einer sozialen Ächtung, man spricht über sie, wie der Duden sagt: „abwertend“ (Duden 1999³: 2132). Die Wendungen, mit der die Kommunikationsform „Klatsch“ und auch der Gesprächsinhalt Klatsch beschrieben werden (z. B. „schlechtmachen“, „anschwärzen“, „durchhecheln“, „nicht dichthalten“, „sich die Mäuler zerreißen“, „ausposaunen“) sind insgesamt Wendungen, die einem Code des Alltags und der vulgären Umgangssprache entstammen. Ihr derber Anklang steht offenbar in enger Verbindung mit den Implikationen und der moralischen Einordnung von Klatsch in seinen sozialen Handlungsraum.

Durch welche semantischen Merkmale unterscheidet sich nun die Wortvorstellung „Klatsch“ von anderen Begriffen seines Wortfeldes, das sowohl sozial geächtete Kommunikationsformen, wie „*üble Nachrede*“, „*Lästern*“, „*Verleumdung*“, „*Intrige*“, „*Verrat*“, als auch sozial geachtete Kommunikationsformen, wie „*miteinander reden*“, „*Plauderei*“, „*Small Talk*“, „oder etwas allgemeiner gesagt – [das] Gespräch“ (Langenbucher 1969: 67), aber auch sozial neutrale Kommunikationsformen (wie „*Gerücht*“) einschließt? Dies ist Frage der folgenden Untersuchung:

3.2.1.1 Sozial neutrale Kommunikationsform

Die Wortvorstellung „Gerücht“ ist eine der häufigsten Wortvorstellungen, die mit Klatsch assoziiert werden. Doch seine Kulturgeschichte reicht – ganz im Gegensatz zu der des Klatsches, dessen Kulturgeschichte lediglich zweieinhalb

Jahrhunderte zurückreicht – bis in die klassische Antike zurück.⁶¹ Möglicherweise ist die wesentlich längere Existenz des semantischen Konzepts *Gerücht* und seine hohe Merkmalskongruenz mit dem Wort „Klatsch“ ein Grund dafür, dass gemeinhin gesagt wird, es gäbe Klatsch, seit „die Menschheit existiert“ (Sommer 1994: 4). Aber die Ähnlichkeiten beider Sozialformen sind nur oberflächlich; genau besehen handelt es sich um zwei völlig verschiedene Sozialformen, die nicht nur unterschiedliche Kommunikationsstrukturen aufweisen, sondern die auch völlig unterschiedlichen sozialen Bewertungen unterliegen. Klatsch und Gerücht gleichzusetzen und auf diesem Wege zu behaupten, Klatsch gäbe es schon seit der Antike, wäre gleichbedeutend damit, heutige Verhältnisse auf andere soziale, kulturelle und moralische Begebenheiten zu projizieren.

Doch zunächst zu den *Ähnlichkeiten*, die eine Teilsynonymität beider Kommunikationsformen rechtfertigen, wofür es eine Rückschau in die klassische Antike bedarf, in der das Gerücht als Göttin Fama einen festen Platz in der Mythologie einnimmt. Ovid beschreibt sie in seinen „Metamorphosen“ als Hüterin eines Hauses, dessen Türen immer offen stehen:

„Mitten im Erdkreis ist zwischen Land und Meer und des Himmels
Zonen ein Ort, den Teilen der Dreiwelt allen benachbart.
Alles, wo es geschehe, wie weit es entfernt sei, von dort er-
Späht man's; ein jeder Laut dringt hin zum Hohl seiner Ohren.
Fama bewohnt ihn; sie wählte zum Sitz sich die oberste Stelle,
Tausend Zugänge gab sie dem Haus und unzählige Luken,
Keine der Schwellen schloss sie mit Türen; bei Nacht und bei Tage
Steht es offen, ist ganz aus klingendem Erz, und das Ganze
Tönt, gibt wieder die Stimmen und, was es hört, wiederholt es.
Nirgends ist Ruhe darin und nirgends Schweigen im Hause.
Aber es ist kein Geschrei, nur leiser Stimmen Gemurmel,
Wie von den Wogen des Meeres, wenn einer sie hört aus der Ferne,
Oder so wie der Ton, den das letzte Grollen des Donners,
Gibt, wenn Juppiter schwarzes Gewölk hat lassen erdröhnen.
Scharen erfüllen die Halle; da kommen und gehen, ein leichtes
Volk, und schwirren und schweiften, mit Wahrem vermengt, des
Gerüchtes
Tausend Erfindungen und verbreiten ihr wirres Gerede.
Manche von ihnen erfüllen mit Schwatzen müßige Ohren,
Andere tragen dem Nächsten es weiter, das Maß der Erdichtung

⁶¹ Diese Anmerkung widme ich ausdrücklich Prof. Dr. Joan Kristin Bleicher, die mich mit ihrer Anregung, meine Arbeit durch eine Kulturgeschichte des Klatsches zu erweitern, zunächst in Bedrängnis gebracht, dann aber, aufgrund der Unmöglichkeit, dieser Anregung nachzukommen, umso mehr ermutigt hat, meinen Punkt, dass die Wortvorstellung Klatsch erst seit dem 18. Jahrhundert existiert, noch prägnanter herauszustreichen. Ihr ist es zu verdanken, dass es dieses 3. Kapitel in dieser Form, nämlich als Nichtgeschichte des Klatsches, gibt.

Wächst, und etwas fügt ein jeder hinzu dem Gehörten.“ (Ovid 2004⁵: 301)

Vieles von dem, was zum Alltagswissen über Klatsch zählt, findet sich in Ovids Beschreibung der Fama wieder: Etwa die Stimmen, die niemals ruhen, umschreiben die heute allgemein akzeptierte Sichtweise von Klatsch als mündliche Form von Kommunikation. Ovids „Stimmen Gemurmel“ klingt an die in Knaurs Lexikon aufgeführten Begriffe „Gemunkel“, „Geraune“, „Stadtgespräch“ (Radszuweit 1982: 237) an. Die Wendung „aber es ist kein Geschrei, nur leiser Stimmen Gemurmel“ könnte auch die Heimlichkeit beschreiben, mit welcher Klatsch in der Regel ausgeübt wird.

Eine weitere Merkmalsähnlichkeit zwischen *Klatsch* und *Gerücht* findet sich in der Atmosphäre des Textes wieder. Ovids Fama-Text wirkt aufgeladen, emotional, bedrohlich, übertrieben. Die Rhythmik ist mitreißend. Die Wortwahl („Grollen des Donner“, „Jupiter schwarzes Gewölk“) wirkt dramatisch. Auch Klatsch ist mit Gefühlen verbunden, die mit einer Anleihe aus dem Französischen angemessen beschrieben werden können: Das Wort „echauffieren“, das im Deutschen u. a. als Synonym für „sich aufregen“ verwendet wird, entstammt dem Wort „chaud“, zu Deutsch: heiß. Klatsch lässt nicht kalt; im Gegenteil, man „brennt“ nach Neuigkeiten, die sich „wie ein Lauffeuer“ verbreiten.

Diese Dramatik, diese Aufgeregtheit, die Emotionalität, die mit beiden Sozialformen assoziiert werden, bringen sie in den Verdacht, „unverbürgte Nachricht“ (Brockhaus Wahrig 1981: 165) zu verbreiten. Ein solcher Zusammenhang wäre jedoch zu kurz gedacht, denn die Aufgeregtheit und Übertreibung spiegelt nur eine weitere, nämlich emotionale Dimension der weitergetragenen Nachricht wider. Charlotte von Reichenau beschreibt die Übertreibung als Relationsbegriff, der die Festlegung einer Bezugsebene⁶² fordert (1936: 202), und interpretiert sie als ein „soziologisches Phänomen“, deren Bezugsebene nicht die Realität sei, sondern die „Denkvorgänge, Gefühle und Vorstellungen des Übertreibenden selbst“ (1936: 202; Hervorh. d. Verfin.). Ein Beispiel: Hat ein Mädchen Angst vor einer Spinne, die durch ihr Zimmer krabbelt,

⁶² Vgl. Goffman: „Wie gesagt, Täuschungsmanöver bedürfen [...] eines *Urbildes*, das selbst bereits innerhalb primärer Rahmen sinnvoll ist.“ (Goffman 2000: 99; Kürz. u. Hervorh. d. Verfin.) Weiter sagt er: „Man beachte: für die Wissenden bei einem Täuschungsmanöver geht ein Täuschungsmanöver vor sich; für die Getäuschten geht das vor sich, was vorgetäuscht wird.“ (Goffman 2000: 99; vgl. Bergmann 1987: 167)

und möchte den Vater bitten, diese zu entfernen, wird sie die Spinne größer beschreiben, als sie in Wahrheit ist. Die Größe der Spinne, von der berichtet wird, steht also im direkt proportionalen Verhältnis zum Gefühl der Angst.

Klatsch und Gerücht sind demnach keine *sachlich-informativen* Kommunikationsformen, sondern Kommunikationsformen, die *Gefühl und Information* miteinander verbinden, also *emotional-informative* Kommunikationsformen. Diese Emotionalität wird jedoch nicht durch bloßes Vermitteln und Weitertragen der Nachricht erzielt (Bergmann 1987: 167), sondern durch den Einsatz von Mitteln, die Emotionalität hervorrufen – und das sind darstellerische, erzählerische, dramatische, kurz: künstlerische Mittel. Klatsch gilt daher auch als „Kunst“ (Eco 1996: o. A.). Christa Rotzoll:

„Wer scharfe Augen und ein feines Ohr hat, dazu Witz, Geschmack und Darstellungsvermögen, das Talent, Stimmen und Gesten zu kopieren, der kann den immer nachwachsenden Lebensstoff in Kunst verwandeln, in Privatkunst wenigstens, in Klatschkunst.“ (Rotzoll 1982: 21)

Erst diese künstlerischen Mittel des Übertreibens, Kopierens, Karikierens etc. geben beiden Kommunikationsformen den Anschein, als ob sie weniger informativ als vielmehr *unterhaltsam* seien, also der Informationsfaktor dem Unterhaltungsfaktor geopfert wird.⁶³ Dabei ist dieser Unterhaltungsfaktor nur Medium einer Mitteilungsdimension, die dem Gefühl der Nachricht, die übermittelt wird, Rechnung trägt: Der Kern der Nachricht ist jedoch nicht falsch.

Der *Verfälschungsgrad*, der den Kommunikationsformen Klatsch und Gerücht unterstellt wird, hängt aber nicht nur mit der *gleichzeitigen* Übermittlung von Information durch künstlerisch aufbereitete Gefühlskommunikation zusammen, sondern vielmehr mit ihrer Kommunikationsstruktur: Das Gerücht hat, so meine Hypothese, die nachstehend vorgestellt und überprüft wird, vorrangig eine *serielle*, Klatsch hat vorrangig eine *triadische* Grundstruktur. Was damit gemeint

⁶³ Anders verhält es sich natürlich bei machiavellistischen Empfehlungen der Moralphilosophen, die die christliche Tugend der Ehrlichkeit der Durchsetzung von Macht mittels Unterhaltsamkeit durchaus zu opfern bereit sind, ja sogar empfehlen. Der Italiener Baldassare Castiglione (1478–1529), der die Formen des sozialen Miteinanders am Hof des Herzogs Guidobaldi von Urbino (an der eigenen Person) studiert hat, sagt: „Ihr seht also, dass diese Art von Scherzen etwas Elegantes und Gutes an sich hat [...]; in diesem Fall ist es nämlich gestattet, ohne Verfehlung zu erfinden, wie einem gefällt, und beim Erzählen der Wahrheit diese mit mancher Lüge auszuschnücken, indem man je nach Bedarf etwas hinzufügt oder fortlässt.“ (zitiert nach Schmolders 1979: 118). Der französische Denker La Rochefoucauld schreibt in seinen „Maximen und Reflektionen“: „Die Wahrheit stiftet nicht so viel Gutes in der Welt wie ihr Schein Böses.“ (1664/1965: 12)

ist und welchen Einfluss es auf den Verfälschungsgrad von Informationen hat, wird im Folgenden gezeigt:

Der Soziologe Leopold von Wiese hat mit folgender Formel „A ‚verklatscht‘ B bei C“ (1955: 310) erstmals die triadische⁶⁴ Struktur des – wie er es nennt – „sozialen Prozesses“ (von Wiese 1955: 310) Klatsch beschrieben, ist aber auf die komplexen Wechselbeziehungen, die sich zwischen den drei Beteiligten vollziehen, nicht näher eingegangen. Bergmann hingegen hat genau darauf den Schwerpunkt seiner Habilitationsschrift „Klatsch – zur Sozialform der diskreten Indiskretion“ (1987) gelegt, die er mittels einer sozialen Metaanalyse sowie mit einer Konversationsanalyse auf der Mikroebene der Äußerung aufschlüsselt. Als Basis seiner Analyse hat er – in Anlehnung an von Wiese – das Modell der „Klatschtriade“ (1987: 61) entwickelt, mittels dessen er von Wieses Begriff „verklatscht“ als kompliziertes soziales Management beschreibt, das zwischen Information, Verbundenheit und Schuldgefühlen angesiedelt ist (vgl. Bergmann 1987: 74 ff.). Voraussetzung für ein Klatschgespräch seien (mindestens) drei Akteure: Bergmann nennt sie „Klatschobjekt“ (Bergmann 1987: 67), „Klatschproduzent“ (Bergmann 1987: 74), „Klatschrezipient“ (Bergmann 1987: 91): Das *Klatschobjekt* müsse abwesend, den *Klatschakteuren* bekannt sein, darf aber nicht in einem freundschaftlichen oder gar intimen Verhältnis zu einem der beiden Akteure stehen. Denn es gilt, so Bergmann, „[...] dass eine Person als virtuell anwesend gilt [...], wenn einer der Klatschakteure mit ihr zusammen eine intime soziale Einheit bildet“ (Bergmann 1987: 71). Friedrich Nietzsche sah das Verhältnis von Klatschakteur und -opfer pessimistischer:

„Es wird wenige geben, welche, wenn sie um Stoff zur Unterhaltung verlegen sind, nicht die geheimeren Angelegenheiten ihrer Freunde preisgeben.“ (Nietzsche 1968: 182)

Das Klatschobjekt müsse des Weiteren zwingend über eine *Privatsphäre* verfügen. Denn über Menschen, die keine Privatsphäre haben, könne man nicht klatschen, wie z. B. über kleine Kinder, über die oft sehr private, ja intime Dinge

⁶⁴ Die triadische Struktur von Klatsch ist vielfach als typisches Kriterium für den Klatschakt reklamiert worden (vgl. Burkhardt 2002, 2003; Sommer 1994). Diese Struktur ist zwar zwingend, aber das Typische des Kommunikationsakts Klatsch liegt vielmehr in der Formel „verklatscht“ (von Wiese 1955: 310), die von von Wiese nicht weiter aufgeschlüsselt wird. Es gibt viele Sozial- und Kommunikationsformen, die ebenfalls triadisch strukturiert sind, von Wiese nennt sie „gemischte einfache soziale Prozesse“ (von Wiese 1955: 310), etwa „jemanden die Augen über jemanden öffnen“ (von Wiese 1955: 310). Weitere Sozialformen dieses Typs seien das „Vergelten“ oder der sich freuende Dritte, „tertius gaudens“ (von Wiese 1955: 310).

erzählt würden (vgl. Bergmann 1987: 73). Alle, die sich einmal vor der verschlossenen Zimmertür eines oder einer Pubertierenden wiedergefunden haben, mag sich der Kerngedanke dieses Arguments unmittelbar erschließen. Bergmann:

„Im unerlaubten Überschreiten der Grenze zu einer Sphäre, die die Person, über die gesprochen wird, als ihre ‚private‘ reklamieren würde, wüsste sie nur von diesem Gespräch, liegt ein *konstitutives* Element und zugleich ein wesentlicher Reiz des Klatsches.“ (Bergmann 1987: 73; Hervorh. d. Verfin.)

Die Privatsphäre eines Abwesenden ist für ein Klatschgespräch zwingende Voraussetzung. Deshalb ist die Wortvorstellung von „Klatsch“ immer mit einer Sphäre des Verschlossenen, des Geheimnisses, der Abgrenzung verbunden. Bei der *Fama* ist das nicht der Fall. Das zeigt sich in der metaphorischen Beschreibung der Behausung der Fama: Der Ort, an dem sie wohnt, ist für alle zugänglich, er zählt tausend Zugänge und Türen, von ihm aus kann man alles überblicken: Sie wählt sich zum Sitz die oberste Stelle. Die Fama agiert offen, der Klatsch dagegen geschlossen.

Die wichtigste Eigenschaft des Klatschproduzenten sei, dass er *Zugang zum Privatleben* des Klatschopfers habe und eine Neuigkeit aus dem Privatbereich des Klatschopfers an den Klatschrezipienten verrate. Erst damit wird Klatsch zu Klatsch. Vorher sei es ein Geheimnis.⁶⁵ Denn, wie Bergmann sagt, es ist ein konstitutives Merkmal, dass die Grenze zur Privatsphäre verletzt würde (vgl. Bergmann 1987: 73). Mit der Preisgabe dieses Wissens jedoch setze sich der Klatschproduzent einer sozialen Diffamierung aus. Er versuche deshalb, mit dem Klatschrezipienten ein konspiratives Bündnis herzustellen, indem er an dessen Verschwiegenheit appelliere, wälze aber gleichzeitig die Verantwortung für seine

⁶⁵ Simmel hat in seinem berühmten Geheimniskapitel (1908/1968: 256 ff.) versucht, einen Zusammenhang zwischen dem Wunsch, die Privatsphäre zu schützen, und möglichem moralischen Fehlverhalten herzustellen. Er spricht von „offenbarer Welt“ und „zweiter Welt“, und sagt: „Die Absicht des Verbergens nimmt aber eine ganz andere Intensität an, sobald ihr die Entschleierung gegenübersteht. Dann entsteht jenes tendenziöse Verstecken und Maskieren, jene sozusagen aggressive Defensive gegen den Dritten, die man erst eigentlich als Geheimnis bezeichnet.“ (Simmel 1908/1968: 272). Für seine Behauptung spricht, dass der Akt des Entschleierns und Entmystifizierens des (möglicherweise moralisch angreifbaren) Privatlebens, den „Klatschakteuren“ (Bergmann 1987: 61) die Gelegenheit verschließt, über jemanden zu klatschen. Ein Musterbeispiel stammt aus der Ethnologie: Haviland schildert in seiner Studie „Gossip as Competition in Zinacantan“ (1977), wie sich ein Bräutigam, der seine Braut mit einer anderen Frau betrogen hat, durch die Verringerung des Abstands zwischen „offenbarer“ und „zweiter Welt“ (vgl. Simmel 1908/1968) aus der moralischen Klemme zu helfen wusste, indem er alles zugab, was ihm vorgeworfen wurde (vgl. Haviland 1977: 190).

Tat auf den Klatschrezipienten ab. Aber beide Beteiligte wüssten, dass diese Solidarität nur für die Dauer des Gesprächs anhält, und dass sie jederzeit selbst Klatschopfer des anderen werden können. Dieses fragile Gleichgewicht hat Ernst Bloch in folgendem Aphorismus zu fassen versucht:

„Klatsch kriecht die Treppen auf und ab, hält diese Menschen zusammen, indem er sie trennt. Er ist die schiefe Art, unzufrieden zu sein, die falsch adressierte, die Lust, zu kämpfen, ohne sich dem Gegner zu stellen.“ (Bloch 1935/1962: 25 f.)

Der Klatschrezipient sei, so Bergmann, in diesem komplizierten Balanceakt nur scheinbar passiv. Sein Verdienst sei es, am Erzählten Interesse zu bekunden. Der Duden beschreibt seine Rolle mit „der Neugier entgegenkommend“ (1999³: 2132). Er müsse also Neugier signalisieren, damit entbinde er den Klatschproduzenten von der Scham, die mit der Preisgabe seines sozial kontaminierten (weil möglicherweise unlauter erworbenen) Klatschwissens verbunden ist. Beide ziehen sich dadurch ins Vertrauen, dass sie sich zu sozial geächteten Praktiken (Neugier, Verrat von Geheimnissen) bekennen. Deshalb wird Klatsch auch als „sozialer Kitt“ bezeichnet: Von Wiese schreibt dem „sozialen Prozess“ (von Wiese 1955: 310) Klatsch ein ebenso hohes Maß an verbindenden wie trennenden Eigenschaften zu. Er zählt Klatsch zu den einfachen gemischten sozialen Prozessen, bei denen weder Prozesse des Bindens, die er A-Prozesse nennt, noch die des Lösens, die er B-Prozesse nennt, überwiegen, sondern beide Prozesse im ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen (vgl. von Wiese 1955: 309). Der Austausch von sozial geächtem Klatschwissen basiert auf einem „Verhältnis der Mitwisserschaft“ (Bergmann 1987: 93), er egalisiert, verbindet und verbündet. Ein Klatschgespräch zwischen Personen verschiedenen Ranges ist nur in den seltensten Fällen möglich (vgl. Arluke/Levin 1985: 285). Aber: Beim Klatschen halten sich die Prozesse des Annäherns und des Sich-voneinander-Entfernens die Waage (vgl. von Wiese 1955: 310). Denn A und B schmieden nur in dem Maß ein Bündnis, wie sie sich von C entfernen (vgl. von Wiese 1955: 310).

Die Kommunikationsstruktur des *Gerüchtes* ist, im Gegensatz zu der des Klatsches nicht *primär triadisch*, sondern *primär seriell* – ein Abwesender ist nicht zwingend notwendig; auch kann sich ein Gerücht auf Sachinformationen (z. B. im Krieg) beziehen. Die Kommunikationsstruktur des *Gerüchtes* verläuft, um es in Anlehnung an von Wiese zu beschreiben, von A über B zu C und D über

E bis hin zu Z, ein Abwesender mit tabuisierter Privatsphäre ist für diese Kommunikationsstruktur *nicht* zwingend erforderlich. Denn das, was bis zu Z weitergegeben wird, kann auch ein Ereignis, eine Sache oder eine Begebenheit sein. Ein C mit Privatsphäre, der wie beim *Klatsch* ausgeschlossen wird, gibt es hier nicht.

Dieser Unterschied in der Kommunikationsstruktur der beiden Kommunikationsformen Klatsch und Gerücht ist auf komplexe Weise eng gekoppelt an das semantische Merkmal „wahr“ bzw. „falsch“ und das Merkmal der sozialen Ächtung: Die serielle Struktur eines Gerüchtes geht fest einher mit einer potenzierten Verfälschung. Man kennt es als Effekt des Kinderspiels „Stille Post“⁶⁶; Ovid beschreibt es mit den Worten: „Andere tragen dem Nächsten es weiter, das Maß der Erdichtung/ Wächst, und etwas fügt ein jeder hinzu dem Gehörten“ (2004⁵: 301). Die Frage nach dem Wahrheitsgehalt eines Gerüchtes zählt zum festen Topos in seiner Kulturgeschichte. Es ist kein Tabu, nach seinem Wahrheitsgehalt zu fragen. Schon Sir Francis Bacon⁶⁷ fragt in seinem Essay „Über Gerüchte“ (1657): „Was sind falsche, was wahre Gerüchte, und wie sind sie am besten zu unterscheiden? Wie kann man Gerüchte austreuen und in Umlauf setzen? Wie sie verbreiten und vervielfältigen?“ (Bacon 1657/1958: 264). Allport und Gordon entwickeln innerhalb ihrer Gerüchtetheorie eine Utopie, in der sie von Kliniken sprechen, im Original „Auspices“ (1947: 233), die *Gerüchte* auf ihre Richtigkeit hin überprüfen sollen. Dies ist ohne moralische Sanktion möglich, weil es in der Kommunikationsstruktur des Gerüchtes keine ausgeschlossene Partei C gibt, deren Privatsphäre verletzt wird.

⁶⁶ Schon William Leo Stern weist in seinen psycholinguistischen Experimenten und Intelligenztests, die er Anfang des 20. Jahrhunderts mit Schülern durchgeführt hat, darauf hin, dass Realitätskonstruktion immer mit Verfälschung einhergeht: In seinen Experimenten kam er zu dem Ergebnis, dass es schon unter normalen Umständen – also nicht geflüstert – schwer bzw. beinahe unmöglich ist, eine einfache Tatsachenfolge aus dem Leben so wiederzugeben, wie sie geschehen ist (Stern 1904). William Leo Sterns Kollege Erich Stern hat vergleichbare Erfahrungen gemacht. In seinem Standardwerk „Angewandte Psychologie“ stellt er im Kapitel „Die Psychologie der Aussage“ resigniert fest: „Immer wieder zeigt sich in Verhandlungen, dass die Aussagen der einzelnen Zeugen in nicht unerheblichem Grade voneinander abweichen.“ (Stern, E 1921: 53) Dies habe mehrere Gründe, u. a., dass die Aussagen einen „Erlebnisharakter“ wiedergeben, nicht die Realität, und weiter: die Unterschiedlichkeit der Aussage nicht den „Tatsachen entspricht, [...] sondern vielmehr ihre Ursache in gewissen Eigentümlichkeiten des Seelenlebens hat.“ (Stern, E 1921: 53) Vor diesem Hintergrund zeigt sich, dass der Aspekt der Realitätswiedergabe im Journalismus noch unter ganz anderen Facetten als gemeinhin angenommen (z. B. „Gesinnung“, „Handlungsrelevanz“, „Einstellung“) gesehen werden muss.

⁶⁷ Auffällig ist, dass Bacon von Gerüchten spricht, nicht von Klatsch. Er kann auch nicht davon sprechen, weil es das Wort, so wie wir es heute kennen und verwenden, erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts gibt (vgl. Kapitel 3.1). Mehr über Bacons Essay zum Gerücht in: Krohn 2006.

Beim Klatsch verhält es sich anders: Klatsch berührt immer die Privatsphäre eines Abwesenden C und bezieht seinen Reiz daraus, dass er wahr ist. Bergmann sagt:

„[...] Klatschakteure sind keine Fabulierer oder Witzeerzähler. Klatsch beschäftigt sich mit dem Tatsächlichen, wie weit auch immer die Klatschakteure sich letztlich von den Tatsachen entfernen. Wer eine Klatschgeschichte erzählt (und sich *nicht dem Vorwurf der üblen Nachrede oder des Rufmordes* aussetzen möchte), steht damit vor der Aufgabe, für seine – in der Regel ja despektierliche – Behauptungen über das Klatschopfer plausibel zu machen, daß sie nicht frei erfunden sind.“ (Bergmann 1994: 115 f.; Hervorh. d. Verfin.)

Der Klatschinitiator ist also gezwungen, durch komplexe Strategien sicherzustellen, dass der Kern des *Klatsches* wahr ist. Da mit der Preisgabe der Details aus dem Privatleben jedoch die Privatsphäre eines Abwesenden verletzt wird, ist die Kommunikationsform Klatsch sanktioniert. Es ist nicht möglich zu sagen: „Ich habe Klatsch.“ Die Einladung zu einem Klatschgespräch verläuft vielmehr auf diffizile Weise, in der der Klatschinitiator mit seinem Gesprächspartner die Klatschbereitschaft seines Gegenübers aushandelt und prüft, ob dieser mit ihm bereit ist, die moralische Last der Verfehlung zu teilen: Dabei wird mit gespielter Desinteresse und vorgetäuschter Harmlosigkeit die Brisanz der moralischen Verfehlung heruntergespielt (vgl. auch Bergmann 1987: 151).

Eine Variante, um seine moralische Verfehlung zu *tarnen*, gibt die Möglichkeit her, das Klatschgespräch als – moralisch unverfängliches – Gerücht auszuweisen, was aufgrund der semantischen Nähe beider Wörter möglich ist. Konkret wird dabei C in das Gespräch eingeführt, wie z. B. „Ich habe das *Gerücht* gehört, dass C ...“, worauf eine sozial kontaminierte Nachricht aus dem Privatbereich des C folgt. Aus dem moralisch verpönten Akt des *Klatschens* wird damit der moralisch unverfängliche Akt des *Über-Gerüchte-Spekulierens*. Gleichzeitig geht jedoch mit dieser Verschiebung des moralischen Schwerpunktes vom Verfänglichen ins Unverfängliche reziprok dazu eine Verschiebung vom *Wahren* ins *Unwahre* einher. Denn das Gerücht gilt als „umlaufende unverbürgte Nachricht“ (Brockhaus Wahrig 1981: 165), Klatsch als eine „Neuigkeit aus dem Bereich anderer“ (Duden 1999³: 2132).

Diese Verquickung von Klatsch und Gerücht und seine Steigerung ins absurd Falsche hat Siegfried Lenz in „So zärtlich war Suleyken“ anschaulich beschrieben:

„Kaum war das Gerücht entstanden, da tat es auch schon das, was offenbar in seiner Natur liegen muß: es verbreitete sich. Verbreitete sich über ganz Suleyken, sprang über nach Schissomir, rannte den Bahndamm entlang nach Striegelhof und gelangte, dieses Gerücht, nach Überquerung der Kulkaker Wiesen direkt in die Kreisstadt. Hier verlief es sich erst mal, hatte sich geirrt, wie es schien, aber dann fand es doch den Weg: stolzierte eines Tages über den Marktplatz, die Treppen zum Magistrat hinauf, klopfte an eine gewisse Türe und war, wie die Ereignisse zeigen werden, am Ziel. Dies Gerücht: niemand kann sich mehr erinnern, wie es eigentlich entstanden ist, nur was es besagte, das ist noch im Gedächtnis. Und es besagte ungefähr, dass in der Suleyker Familie Plock, in puncto Gesundheit und auch sonst, alles ziemlich brach und darniederlag. Die Angehörigen dieser Familie, so erzählte man, hätten entweder dicke Bäuche oder gar keine, sie äßen lebende Tiere, Schimmel vor allem, weiterhin bevorzugten sie, ihre Speisen von der Erde zu essen und zeigten die sonderbare Neigung, sich mit den Tieren zu unterhalten.“ (Lenz 1955/1993²⁰: 109)

Zusammenfassend bleibt zu konstatieren: Sowohl das Wort „Gerücht“ als auch das Wort „Klatsch“ teilen das semantische Merkmal der Emotionalität, der Übertreibung, des Dramas, der Aufgeregtheit. Sie unterscheiden sich jedoch durch das Merkmal ihrer Kommunikationsstruktur: Das Gerücht ist primär seriell, Klatsch schließt immer einen Dritten aus, ist also triadisch. Das Gerücht kann allgemeiner Art sein, Klatsch bezieht sich immer auf die Privatsphäre eines Abwesenden. Da das Wissen und Weitererzählen von Details aus dieser Privatsphäre eines Abwesenden sozial kontaminiert ist, trägt Klatsch das Merkmal der sozialen Ächtung. Dies ist beim Gerücht nicht der Fall, da es sich nicht auf eine gesetzlich und moralisch geschützte Privatsphäre und die Verletzung dieser bezieht. Das semantische Merkmal „verletzte Privatsphäre“ steht in enger Relation zum minimalen Merkmalspaar (vgl. Vater 2002⁴: 143) „wahr/falsch“. Klatsch muss wahr sein, ein Gerücht kann wahr oder falsch sein. Aber es ist möglich, um seine moralische Verfehlung zu tarnen, Klatsch als Gerücht auszuweisen.

3.2.1.2 Sozial geächtete Kommunikationsformen

Lästern, üble Nachrede, Verleumdungen, Intrigieren, falsch Zeugnis reden, miesmachen – um nur einige Sozialformen zu nennen – sind allesamt soziale Handlungen, die mit Klatsch assoziiert werden. Auch sie sind – wie das Gerücht – wesentlich älter als die Sozialform Klatsch, die es erst seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts gibt (vgl. Kapitel 3.1). Und wie bereits beim Gerücht können auch

hier semantische Ähnlichkeiten sowie ihre soziale Anerkennung bzw. Aberkennung, die eine Teilsynonymität rechtfertigen, nicht über ihre tatsächliche strukturelle Andersartigkeit hinwegtäuschen.

Zunächst zu den Ähnlichkeiten: Klatsch gilt als geächtete Sozialform, zu der sich niemand freiwillig offen bekennt. Das gilt auch für die mit Klatsch durch das Wortfeld assoziierten, negativ konnotierten Sozial- und Kommunikationsformen. Bereits das 9. Gebot besagt: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.“ (2. Mose 20, 1–17) Hiob sagt: „Ist denn auf meiner Zungen Unrecht, oder sollte mein Gaumen Böses nicht merken?“ (Hiob 6, 30). In den Psalmen steht: „Sein Mund ist voll Fluchens, voll Lug und Trug. Seine Zunge richtet Mühsal und Unheil an“ (Psalm 10, 7), und „Einer redet mit dem andern Lug und Trug, sie heucheln und reden aus zwiespältigem Herzen. Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die hoffärtig redet“ (Psalm 12, 3–5). Im Neuen Testament heißt es: „Lasst kein faules Geschwätz aus eurem Mund gehen, sondern redet, was gut ist.“ (Epheser 4, 5) Matthäus mahnt: „Was zum Mund hineingeht, das macht den Menschen nicht unrein; sondern was aus dem Mund herauskommt, das macht den Menschen unrein.“ (Matthäus 15, 11) Jakob droht:

„So ist auch die Zunge ein kleines Glied und richtet große Dinge an. Siehe, ein kleines Feuer, welches ein Wald zündet's an! Auch die Zunge ist ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeiten. So ist die Zunge unter unseren Gliedern: Sie befleckt den ganzen Leib und zündet die ganze Welt an und ist selbst von der Hölle entzündet. Denn jede Art von Tieren und Vögeln und Schlangen und Seetieren wird gezähmt vom Menschen, aber die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Übel, voll tödlichen Giftes.“ (Jakobus 3, 5–7)

Aber nicht nur in der Bibel, auch in anderen Moralwerken wird immer wieder auf die Schlechtigkeit der „Zunge“ (Jakobus 3, 7) hingewiesen und vor der Wirkung des Wortes gewarnt. In der Edda, dem Göttermythos der Germanen, heißt es: „Es überwältigen/ zweie den einen;/ eine Zunge/ tötet ein Haupt;/ und in jedem Pelz verborgen/ fürcht' ich eine feindliche Hand.“ (Häny 1987: 47) Oder: „Hält man im Zaum nicht die Zunge,/ zieht man sich oftmals Böses zu“ (Häny 1987: 37). Theophrast von Eresos, ein Schüler des Aristoteles, hat den Typus des Verleumders in seinen berühmten „Charakteren“ aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. gezeichnet: „Verleumdungssucht ist ein innerer Trieb, anderen Menschen Gemeinheiten nachzusagen. [...] Ist [der Verleumder] in Gesellschaft, so redet er über jemanden, der eben fortgegangen ist. Und hat er erst angefangen, dann findet

er keine Ruhe, bis er auch seine Verwandten durchgehechelt hat. So verbreitet er eine Unmenge böser Dinge über seine Freunde und Verwandten und sogar über Verstorbene.“ (Theophrast 1979: 90) Giovanni della Casa, Erzbischof des Benevent, sieht sich im 4. Kapitel seines Traktats „Galateus“, das seinerzeit so berühmt war wie später der deutsche „Knigge“ und 1609 in die vier Weltsprachen Lateinisch, Deutsch, Französisch und Spanisch übersetzt wurde, gezwungen, die Frage zu stellen, „wie man seine Zunge bezwingen soll, wenn man von anderen redet“ (1979: 125), und empfiehlt, „die Buchstaben mit gebührender Lieblichkeit“ (della Casa 1979: 125) zu füllen; andernfalls rät er: „Stillschweige, wie es sich gebührt“ (della Casa 1979: 126).⁶⁸ Der heilige Franz von Sales, Fürstbischof von Genf, Ordensgründer und Schriftsteller, warnt in „Christsein im Alltag“ (1609/1979), das zu den meistgelesenen Werken christlicher Literatur zählt, vor dem bösen Willen in der Rede: „Man nennt Konversationen schlecht, die mit schlechter Absicht geführt werden, oder auch, bei denen die Beteiligten lasterhaft, schwatzhaft und liederlich sind.“ (1609/1979: 143) In seinem „Handorakel und Kunst der Weltklugheit“ (1647) warnt der spanische Moralist und Jesuitenpater Balthasar Gracián (1601–1658) vor der Gesprächsdynamik großer Gruppen. In seiner 86. Maxime heißt es:

„Der große Haufen hat viele Köpfe und folglich viele Augen zur Missgunst und viele Zungen zur Verunglimpfung. Geschieht dies, dass unter ihm irgendeine üble Nachrede in Umlauf kommt, so kann das größte Ansehen darunter leiden [...].“ (Gracián 1647/1954: 86)

Er empfiehlt zur Abwendung solcher „üblen Nachrede“ (Gracián 1647/1954: 86), dem großen Haufen wachsam zu begegnen (vgl. Gracián 1647/1954: 86) und sich so zu verhalten, wie Platon es formuliert hat: „Lebe so, daß ihnen niemand glaubt!“ (Mostar 1954: 41). Der Leipziger und Hallesche Philosophieprofessor Christian Thomasius (1655–1728) empfiehlt in seinem moralistischen Werk „Kurzer Entwurf der politischen Klugheit, sich selbst und anderen in allen menschlichen Gesellschaften zu raten und zu einer gescheiten Conduite zu gelangen“ (1710): „Ein kluger Mann [...] redet [...] von Abwesenden nichts als Gutes; wiewohl diese Regel auch von vermeintlichen Weisen selten in acht genommen wird [...].“ (Thomasius 1710/1971: 107), zeigt jedoch angesichts der

⁶⁸ An dieser Stelle möchte ich auf die Textsammlung „Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie“ (1979) verweisen, die Claudia Schmölders herausgegeben hat und in der sie einen Überblick über den moralischen Wandel gibt, denen selbst eine Alltagshandlung wie das Gespräch unterliegt.

entgegen dieser moralischen Empfehlung allgemeinen Praxis Sinn für Realität: „Oeffters pflegt man auch unter der Larve der Frömmigkeit Abwesende zu lästern.“ (Thomasius 1710/1971: 130) Freiherr Knigge warnt in seinem Hauptwerk „Über den Umgang mit Menschen“: „Enthülle nie auf unedle Art die Schwächen Deiner Nebenmenschen [...]! Ziehe nicht ihre Fehler und Verirrungen an das Tageslicht [...]!“ (Knigge 1788/2004: 34). Realitätssinn in Bezug auf den Umgang der Menschen miteinander beweist auch der englische Dramatiker Richard Brinsley Sheridan, der sich in seiner Komödie „Die Lästerschule“ zu folgender Szene veranlasst sieht:

„„Sie müssen mich entschuldigen, gnädige Frau“, sagt Sir Peter zu Lady Hunter und ihrer illustren Runde, die im Rufe steht, wie keine andere in London Intrigen zu spinnen. „Aber“, setzt er fort: „Ich werde erwartet. Dafür lasse ich meinen guten Namen hier, zu ihrer aller Verfügung!““ (Sheridan 1777/1963: 42).

Die Liste der Empfehlungen, Betrachtungen und Beobachtungen, die sich auf sozial geächtete und mit Klatsch assoziierte Sozialformen beziehen, ließe sich noch beliebig fortführen. Aber ist das, was in den oben aufgeführten Zitaten beschrieben wird, wirklich Klatsch? Wenn ja, wodurch lässt sich diese Behauptung stützen? Wenn nein, warum ist diese Behauptung nicht statthaft?

Alle aufgeführten Sozialformen haben – wie Klatsch – eine triadische Struktur. Der syrische Dichter Lukian schreibt schon zwei Jahrhunderte nach Christus in seinem Aufsatz „Gegen die Verleumdung. Oder dass man denen, die anderen Böses nachsagen, nicht zu leicht glauben darf“: „Denn da wir, wie in den Komödien, nur *drei Personen* haben, den Verleumder, den Verleumdeten, und den, welchem die Verleumdung vorgetragen wird [...].“ (zitiert nach Wieland 1948: 315; Hervorh. d. Verfin.). Von Wiese führt den Prozess des „Anschwärzens“ an, dessen Dynamik er folgendermaßen beschreibt: „Anschwärzen: A nähert sich B, um C zu *schädigen*“ (1955: 309; Hervorh. d. Verfin.), wobei beim „Anschwärzen“ der Prozess des Lösens, von Wiese sagt „B-Prozess“ (von Wiese 1955: 309), den Prozess des Bindens überwiegt (vgl. von Wiese 1955: 308). Ebenso verhält es sich mit dem *Lästern* und dem *Verleumden* (vgl. von Wiese 1955: 308.)

Die aufgeführten Sozialformen haben jedoch nicht nur ihre triadische Struktur gemein, bei der ein ausgeschlossener Dritter notwendig ist, sie haben allesamt, um es mit Walter Benjamin zu sagen, einen „destruktiven Charakter“ (1931/1991:

397); der Grund dafür ist, dass diese Sozialformen so verfemt sind, dass man sich gemeinhin nicht öffentlich zu ihnen bekennt.

Diese soziale Ächtung aber ist nicht einheitlich, sondern beruht auf zwei unterschiedlichen Gesichtspunkten: Entweder ist der jeweilige *Gesprächsinhalt* nicht achtbar, das gilt, wenn das Gespräch z. B. eine Lüge, Gemeinheit, falsche Schmeichelei beinhaltet; oder aber die *Intention*, mit der der *Gesprächsinhalt* ausgesprochen wird, ist nicht achtbar, weil sie von einem „inneren Trieb“ (vgl. Theophrast 1979: 90) geleitet und mit „schlechter Absicht“ (von Sales 1609/1979: 143) geführt wird, oder, wie Lukian von Samosata es sagt, auf niederen Absichten beruht, wie: „Neid, Hass und Hoffnung auf Vorteil“ (zitiert nach Wieland 1948: 315).

Auch wenn beide Merkmale nur schwer voneinander zu trennen sind, weil zwischen ihnen eine enge, nur analytisch zu lösende Interdependenz besteht, ist es doch wichtig, diese Unterscheidung vorzunehmen, damit die Relation der Bezugsebenen gewahrt bleibt: Denn das Gegenteil von Lüge ist die Wahrheit, das Gegenteil von Missgunst ist die Gunst. Diese Einhaltung der Bezugsebene ist bei der Analyse der mit Klatsch assoziierbaren Kommunikationsformen auf ihre Differenzen und Übereinstimmungen mit „Klatsch“ hin entscheidend, da dieser Begriff semantisch so komplex ist, dass es leicht zu Verschiebungen der Bezugsebenen kommen kann (vgl. Kapitel 2.9).

Der geächtete Gesprächsinhalt

Nehmen wir „falsch Zeugnis“ reden oder „die Verleumdung“: Es sind beides Kommunikationsformen, die das semantische Merkmal der Lüge, der falschen Aussage, der unverbürgten Nachrede tragen. Sie werden sozial geächtet, weil sie etwas Unwahres über eine abwesende Person erzählen, um dieser zu schaden (vgl. Lukian 1948: 315; von Wiese 1955: 309). Das jedoch ist ein Merkmal, das die Sozialform Klatsch nicht teilt. Wie bereits im Kapitel über das Gerücht dargelegt (vgl. Kapitel 3.2.1.1), ist der Wahrheitsaspekt bei Klatsch konstitutiv. Klatsch beschäftigt sich mit dem Tatsächlichen (vgl. Bergmann 1994: 116; vgl. Kapitel 3.2.1.1). Ist Klatsch nicht wahr, gerät der Klatschinitiator in den Bereich der Verleumdung oder der üblen Nachrede. Lomer spricht von „*strafpolizeilichen*“ (1913/1914: 174; Hervorh. d. Verfin.) Konsequenzen, die drohen, wenn Klatsch

falsch sei. Bergmann sagt: „Wer eine Klatschgeschichte erzählt (und sich nicht dem Vorwurf der üblen Nachrede oder des Rufmordes aussetzen möchte)“ (Bergmann 1994: 116), müsse mittels komplexer gegenläufiger Strategien nachweisen, dass seine Geschichte nicht erfunden sei.

Die moralische Ächtung, der Klatsch unterliegt, bezieht sich auf die Verletzung der Privatsphäre; bei der „Verleumdung“ oder dem alttestamentarischen „falsch Zeugnis“ bezieht sie sich darauf, dass über einen Mitmenschen etwas Falsches oder Böswilliges gesagt wird. Das ist ein entscheidender Unterschied – und deshalb sind Kommunikationsformen wie *üble Nachrede*, *Verleumden*, *falsch Zeugnis reden*, auch wenn sie mit Klatsch gemeinhin assoziiert werden, weil sie das Merkmal der sozialen Ächtung teilen, bei näherem Betrachten nicht gleichbedeutend mit Klatsch.

Freilich bedarf es – hier kommen wir zu den Ähnlichkeiten dieser mit Klatsch assoziierten Kommunikationsformen und Klatsch selbst – bei einer Verleumdung einiges an Geschick. Denn die Verleumdung ist umso glaubhafter, je wahrscheinlicher die Dinge sind, die einer abwesenden Person nachgeredet werden. Lukian sagt: „Übrigens ist das Handwerk des Verleumders nicht eine so leichte und simple Sache, als man sie sich vorstellt. Sie erfordert viel Scharfsinn und Gewandtheit, scharfe Aufmerksamkeit und Gegenwärtigkeit des Geistes.“ (zitiert nach Wieland 1948: 314) Am wirksamsten greife der Verleumder Eigenschaften des Verleumdeten auf, die im Bereich des Möglichen liegen: Einen Arzt mache er zum „Giftmischer“, einen Minister zum „Tyranen der Verräterei“. (zitiert nach Wieland 1948: 317). Dass auch das Klatschen des Geschicks bedarf, wurde in Kapitel 3.2.1.1 (vgl. zitiert nach Wieland 1948: 317) näher ausgeführt. Allerdings zeigt sich hier, dass sich die Verleumdung nicht auf das Privatleben eines Abwesenden bezieht bzw. beziehen muss, weil ja beides – das Privatleben und der Abwesende – konstitutive Elemente einer Klatschsituation sind, sondern eher darauf angelegt ist, den ökonomischen Vorteil eines anderen zu unterlaufen. Bei Klatsch hingegen geht es um das moralische Einordnen einer unterstellten „Verfehlung“ im Privaten. Darin zeigt sich ein wesentlicher Unterschied beider miteinander assoziierbaren Wortvorstellungen.

Aber nicht nur im semantischen Merkmal „Wahrhaftigkeit“ unterscheidet sich Klatsch von den mit ihm assoziierten Sozialformen wie „falsch Zeugnis reden“,

„Verleumden“, „Gemeinheiten nachsagen“, „schlecht sprechen über“, „übel nachreden“, sondern auch darin, dass im *Klatsch* nie eindeutig Position bezogen wird. Denn die soziale Handlung, die von Wiese als „verklatschen“ (1955: 310) bezeichnet, ist nicht nur *ausgeglichen*, was die gegenläufigen sozialen Prozesse des „Lösens“ und „Bindens“ (von Wiese 1955: 309) betrifft, sondern auch, und das hängt unmittelbar mit dieser sozialen Ausgeglichenheit des Gesprächsrahmens zusammen, moralische Einordnung der „verklatschten“ Tat, die von den „Klatsch-Akteuren“ (Bergmann 1987: 61) besprochen wird: Im Klatsch wird nie nur „schlechtgemacht“, sondern auch „in Schutz genommen“, die Variationsbreite eines Klatschinhaltes reicht von „gehässig-denunziatorisch bis zum freundlich-wollwollenden“ (Bergmann 1987: 182); denn alle Beteiligten eines Klatschgespräches sind sich darüber bewusst, dass sie a.) – da sie mit dem „Klatschobjekt“ bekannt sind – sich verantworten müssten, falls öffentlich würde, dass sie eine Neuigkeit aus dessen Privatleben ausgeplaudert haben, und b.) sie selbst Klatschobjekt ihres jetzigen Klatschpartners werden können, was ihnen verbietet, „über das Klatschobjekt den Stab zu brechen, es in Grund und Boden zu verdammen“ (Bergmann 1987: 182). Dieser sozial komplexe Balanceakt macht es *nötig*, die soziale Verfehlung, die begangen wurde, zu relativieren. Er ist gleichsam konstitutiv. Das Zurücknehmen des Gesagten hat die gleiche Funktion wie die sprichwörtliche offene Hintertür. Markante Formulierungen dieser Phase lauten: „Die hat es ja auch nicht so leicht im Leben“ oder „Der hat sich ja von ganz unten hochgearbeitet“ (Bergmann 1987: 182). Bergmann erläutert diesen Gedanken:

„Klatschakteure sind, wenn man überhaupt juristische Kategorien verwenden will, nie bloß Ankläger und Richter, sondern immer auch Verteidiger und Entlastungszeugen des Klatschobjektes. Die Gleichzeitigkeit von Verurteilung und Toleranz, von Missbilligung und Verständnis, von Empörung und Mitleid ist ein konstitutives Strukturmerkmal von Klatsch.“ (Bergmann 1987: 183)

Arthur H. Niehoff unterscheidet ebenfalls zwischen „gutem“ (auf Gewinn von Informationen beruhenden) und „schlechtem“ (verleumderischen) *Klatsch* (vgl. Niehoff 1967): „Positive gossip is shown to be an index of efficient information flow, and several case histories are described in which this is the most important factor in a project's success.“ (Niehoff 1967: o. A.) Norbert Elias und John L. Scotson trennen „Schimpfklatsch“, ein Begriff, unter dem sie „all die lauten und

leisen Äußerungen der Ablehnung und Verachtung“ (Elias/Scotson 1990: 182) zusammenfassen, von „Lobklatsch“, dem „die Tendenz zur Idealisierung“ (Elias/Scotson 1990: 185) innewohnt, und der „der Erhöhung der eigenen Person“ (Elias/Scotson 1990: 168) dient. Auch der Psychologe Alexander Mitscherlich spricht in seiner psychologischen Analyse von Klatsch von gegenläufigen Tendenzen, nämlich die der Nachrede und die der Idealisierung (vgl. 1963¹⁰: 316). Klatsch ist also nicht nur zerstörerisch wie die Sozialformen, die mit ihm über die synonyme Teilbedeutung „Schlecht über Abwesende reden“ miteinander verbunden sind, wie etwa die *Verleumdung*, das *Lästern*, das *Schlechtmachen*, das *Abwerten*, sondern es stellt dem „Prozess des Lösens“ (von Wiese 1955: 309) *in gleicher Weise* einen Prozess der Annäherung, der Bindung, des Vertrauens entgegen. Walter Benjamin kommt zu dem gleichen Schluss, wenn er Klatsch von einem „destruktiven Charakter“ freispricht:

„Das kleinbürgerlichste aller Phänomene, der Klatsch, kommt nur zustande, weil die Leute nicht missverstanden werden wollen. Der destruktive Charakter lässt sich missverstehen; er fördert den Klatsch nicht.“ (Benjamin 1931/1991: 397)

Die geächtete Intention

Die mit Klatsch durch ihre semantische Teilkongruenz assoziierten Kommunikationsformen *Verleumdung*, *falsch Zeugnis reden*, *übel nachreden*, *lästern* etc. sind nicht nur wegen des Gesprächsinhalts, den sie transportieren, schlecht angesehen, sondern, wie oben erwähnt, auch aufgrund ihrer (unterstellten oder tatsächlichen) niederträchtigen *Intention*. Klatsch wird – trotz seiner inhärenten bipolaren Eigenschaft, alles Gesagte wieder zurückzunehmen und das Gegenteil zu behaupten (vgl. Kapitel 3.3) – unterstellt, seinen Ursprung in *niederer Motiven* zu haben: Im Zentrum der Betrachtungen stehen dabei – wie ich im Anschluss an diesen Absatz zeigen werde – *Neugier* und *Rache*. Die beiden Hauptargumentationslinien, die zu dieser Behauptung führen, dass Klatsch auf solch „niederer“ Motiven beruht, entstammen psychoanalytischen Ansätzen. Sie sind in verkürzter Weise ins Alltagswissen über Klatsch eingegangen.

Zunächst zur *Neugier*: Sigmund Freud ordnet die *Neugier* (und den Voyeurismus) den Partialtrieben zu und stellt sie in direkten Zusammenhang zur Frage: „Woher

kommen die Kinder?“ (Freud 1904–1905/1961: 67). In „Die infantile Sexualität“ begründet er diesen Gedanken so:

„Um dieselbe Zeit, da das Sexualleben des Kindes seine erste Blüte erreicht, vom dritten bis zum fünften Jahr, stellen sich bei ihm auch die Anfänge jener Tätigkeit ein, die man dem Wiss- oder Forschertrieb zuschreibt. Der Wisstrieb kann weder zu den elementaren Triebkomponenten gerechnet noch ausschließlich der Sexualität untergeordnet werden. Sein Tun entspricht einerseits einer sublimierten Weise der Bemächtigung, andererseits arbeitet er mit der Energie der Schaulust. Seine Beziehungen zum Sexualleben sind aber besonders bedeutsame, denn wir haben aus der Psychoanalyse erfahren, dass der Wisstrieb der Kinder [...] von den sexuellen Problemen angezogen, ja vielleicht erst durch sie erweckt wird.“ (Freud 1904–1905/1961: 66 f.)

Beim männlichen Kind, dem späteren Mann, würde dieser „Wisstrieb“ durch die Angst vor Kastration gezügelt werden, die die folgenden beiden Abwehrstrategien entwickelt: Er versucht, die allmächtige Mutter zu besänftigen, indem er sie als „gutes Objekt“ überhöht, zum anderen will er sie durch Geringschätzung oder Bestrafung entmachten (vgl. Freud 1906–1931/1961: 163) – Strategien, die der Mann im späteren Geschlechtsleben aufrechterhält (vgl. Hennig 1992: 51). Beim weiblichen Kind, der späteren Frau, sind, so Freud, diese Strategien aufgrund des „Penisneids“ (Freud 1904–1905/1961: 68) in Form der Selbstaufwertung und Selbstentwertung verinnerlicht (vgl. Freud 1906–1931/1961: 164), wobei sich die Selbstentwertung in der Unterdrückung von (sexuellen) Wünschen äußert, die wiederum zu verschiedenen Krankheitsbildern (z. B. Hysterie), aber auch zu im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft sanktionierten, aber erlaubten Sublimationen führen: wie etwa Klatsch. In der Fortführung dieser Theorie wurde die *Neugier* und die aus ihr erwachsende Sublimationsmöglichkeit Klatsch oft mit unterdrückten sexuellen Wünschen in Verbindung gebracht. Von Gleichen-Rußwurm behauptet: „Überall, wo gesunde natürliche Sinnlichkeit unterjocht wird, sucht sie auf Umwegen, die von ihr beherrschte Phantasie zu befriedigen“, und breche sich in der „heimlich ungesunden Freude der pervers Klatschsüchtigen [...]“ (Gleichen-Rußwurm 1911: o. A.) Bahn. Der Neurologe Georg Lomer kommt in seiner psychologischen Studie „Über den Klatsch“ zu einer ähnlichen Schlussfolgerung:

„Sieht man sich den Betreffenden [den Klatschenden] an, so handelt es sich meist um einen Menschen, der Grund hat oder zu haben glaubt, mit seiner Lage unzufrieden zu sein. Sei es eine ‚unverstandene‘ Frau, die ihrer ehelichen Unbefriedigung im Klatsche ein Ventil sucht, oder auch

die ältliche junge Dame, deren sexuelle Instinkte nicht rechtzeitig in einer bürgerlichen Ehe zu Stillung gelangt sind [...].“ (Lomer 1913–1914: 174; Erg. d. Verfin.)

In diesem Zusammenhang verweist er darauf, dass die „Hauptmotive alles Klatschens [...] sodann *sexuelle Instinkte*, die irgendwie nicht auf ihre Rechnung kamen“ (Lomer 1913–1914: 174; Hervorh. i. O.) seien. Max Scheler pflichtet dieser Behauptung bei: „Die starke Neigung der Frauen zu detraktivem Klatsch als Form der Ableitung der betreffenden Affekte ist gleichzeitig hiervon Zeugnis und eine Art der Selbstheilung.“ (1915/1978: 18; vgl. Stirling 1956: 263; Rosenbaum/Subrin 1963: 830)

Auffällig an diesen tiefenpsychologischen Deutungen des Alltagsphänomens Klatsch ist, dass Klatsch – auf tiefenpsychologischen Umwegen – ein gezielter, bewusster Charakter unterstellt wird, den er gar nicht hat. Denn im Gegensatz zur *Intrige*, zur *Verleumdung*, die geplant, bedacht und vorbereitet werden müssen, um wirksam zu sein, ist eines der typischen Merkmale von Klatsch, dass er sich eher beiläufig und mit einer gewissen Selbstvergessenheit vollzieht (vgl. Bergmann 1987: 25 f.), und dass das, was ihm unterstellt wird, wenn überhaupt, sich lediglich unbewusst vollzieht. Denn bevor ein Klatschgespräch aufgenommen werden kann, müssen sich A und B erst „vertraulich annähern“ (von Wiese 1955: 310) und aushandeln, ob sie aufeinander zählen können (vgl. Merry 1984: 275). Es ist demzufolge ein Miteinander gegen den Abwesenden. Bei der *Verleumdung*, der *Intrige* etc. ist es von Anfang an ein gezieltes Gegeneinander: Der Initiator dieses sozialen Prozesses täuscht den Adressaten wissentlich. Der Psychologe Goffman erklärt diesen Prozess folgendermaßen: „Man beachte: für die Wissenden bei einem Täuschungsmanöver geht ein Täuschungsmanöver vor sich; für die Getäuschten geht das vor sich, was vorgetäuscht wird.“ (1974/2000: 99) Kurzum: Niedere Absicht wird bei Klatsch tiefenpsychologisch unterstellt, bei der *Verleumdung*, der *Intrige* etc. ist die niedere Absicht tatsächlich vorhanden.

Bemerkenswert an diesen tiefenpsychologisch hergeleiteten Verkettungen zwischen Neugier, sexueller Frustration und Klatsch als „Ventil“ (Lomer 1913–1914: 174) und den darauf fußenden Schlussfolgerungen ist, dass diese insbesondere nur für Frauen geltend gemacht werden. Klatsch wird hier als „weibliches Sprechen“ markiert, und dieses wiederum als „ungesund“ und

„pervers“ (Gleichen-Rußwurm 1911: o. A.), „billig“ (Lomer 1913–1914: 174), „detraktiv“ (Scheler 1915/1978: 18). In der vorrangigen Auslegung dieser vermuteten Zusammenhänge in Bezug auf Frauen und in der Auslassung dieser Auslegung in Bezug auf Männer wird eine Unterscheidung getroffen, die eine einseitige Gendermarkierung des Klatsches manifestiert, und das, obwohl diese auf unterstellten und nicht belegbaren Prämissen (z. B. „Penisneid“) beruht. Margarethe Mitscherlich kritisiert:

„Die psychoanalytische Männlichkeitstheorie entstammt vor allem der psychoanalytischen Innenschau Freuds. [...] Für seine Weiblichkeitstheorie reichte seine Selbstanalyse nicht aus. Sie ist deswegen von einer männlichen Sicht, von männlichen auf Frauen projizierte Phantasien geprägt.“ (Mitscherlich, M 1990: 131 f.)⁶⁹

Der tiefenpsychologische hergestellte Zusammenhang zwischen *Neugier*, *Sublimation*, *Klatsch* und *Frauen* lässt sich leicht, wie auch Mitscherlichs Ehemann Alexander seinen Kollegen entgegenhält, „als männliche Projektion erkennen“ (1963¹⁰: 323). Dennoch wird mit dieser Deutung eine Sicht auf „weibliches Sprechen“ etabliert, die sich im Alltag und auch in der Wissenschaft manifestiert hat, zumal in einer patriarchalen Gesellschaft, in der eine männliche Deutungshoheit auch in den bürgerlichen Institutionen, wie z. B. der Forschung, dominiert. Benard und Schlaffer pointieren:

„Männer diskutieren, Frauen tratschen. Ein Frauengespräch, das ist schon gleichbedeutend mit Belanglosigkeit. Die Wertung bleibt aufrecht, unabhängig von Themenstellung und Inhalt; [...].“ (Benard/Schlaffer 1981: 119)

Doch damit ist es nicht genug. Diese durch tiefenpsychologische Deutung etablierte Gleichsetzung von Klatsch als „weibliches Sprechen“ hat noch eine weitere Deutung im Gefolge, die in psychoanalytisch motivierten Kulturtheorien zum Verhältnis der Geschlechter eine nicht unbedeutende Stellung einnimmt: die Annahme, dass Klatsch die *Rache* der Frau am Mann sein. Zwei Beispiele: Lomer spricht vom „Bestreben aller untergeordneten Elemente, an den Höherstehenden [...] *Rache*“ (1913–14: 174; Hervorh. i. O.) zu nehmen, Scheler wird konkreter, indem er benennt, wer genau mit den von Lomer verklausuliert als „Elemente“ gemeint ist, nämlich: „Das schwächere, darum rachsüchtigere und gerade in

⁶⁹ In der feministischen Psychoanalyse, in der Freuds Theorien als männliche Projektion und Ängste auf die Frau enttarnt werden, spielt das Paradigma der weiblichen Fähigkeit, Nahrung zu geben („Breast-Envy“) oder zu gebären („Womb-Envy“), eine tragende Rolle (Feder Kittay 1985: 94 f.; vgl. Studlar 1985: 23; vgl. Hennig 1992: 54).

Hinsicht auf ihre persönlichen, unabänderlichen Qualitäten stets mit ihren Geschlechtsgenossinnen um die Gunst des Mannes genötigte Weib [...]“ (Scheler 1915/1978: 18). Grundhypothese dieser psychoanalytischen Kulturtheorien ist, dass Gesellschaften, in denen Frauen vom öffentlichen Leben ausgeschlossen sind, Frauen dennoch ihre Position gegenüber den Männern behaupten können, weil sie allein durch die Drohung, Klatschwissen zu verbreiten, diese unter Druck setzen. Lomer spricht von einer „sozialen Großmacht in unserem bürgerlichen Leben“ (Lomer 1913–1914: 175), Bergmann von einer „heimlichen, aber dennoch wirkungsvollen Macht über die Männer“ (1987: 219; vgl. Lamphere 1975: 123 f., Nelson 1974; Friedl 1967).

Dennoch: Auch wenn die These vom Klatsch als Rache der Frau am Patriarchat durchaus Züge von ödipaler männlicher Missachtung gegenüber den Frauen trägt und eher auf Unterstellungen beruht, funktioniert sie letztlich nur, wenn öffentliche und private Sphäre einer Gesellschaft voneinander getrennt sind und darüber hinaus, wenn die Sphäre des Privaten als Sphäre der Frauen und die Sphäre des Öffentlichen als Sphäre der Männer identifiziert wird. Das ist in der bürgerlichen Gesellschaft – wie ich noch ausführlich in Kapitel 4.4 darstellen werde – durchaus der Fall. Das heißt, abgesehen davon, dass sich mit der Adaption psychologischer Deutungsmuster in den anthropologischen Kulturtheorien Wertmaßstäbe festgesetzt haben, die Klatsch eindeutig mit den Merkmalen „weibliches Sprechen“ und „Belanglosigkeit“ (Benard/Schlaffer 1981: 119) bzw. „weniger wichtige private Dinge“ (Duden 1999³: 2132) gleichsetzen, hat sich in der Entwicklung von der vormodernen zur modernen Gesellschaft offenbar ein *Strukturwandel des Privaten* vollzogen, der fest einhergeht mit der Bewertung des *Sprechens über das Private*. Dies soll in Bezug auf die semantische Merkmalsstruktur von „Klatsch“ im folgenden Kapitel 3.2.1.3 näher beleuchtet werden.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die „niederen Absichten“, die dem Klatsch nachgesagt werden, unterstellt sind, aber in der Ausdifferenzierung der bürgerlichen Gesellschaft eine Grundlage haben, die auf der Trennung des Öffentlichen vom Privaten beruht, wobei nicht nur das Öffentliche (vgl. Habermas 1962/1990), sondern auch das Private einen Strukturwandel vollzogen hat, der das Sprechen über Privates als „weibliches Sprechen“ markiert und dies gleichzeitig mit einer sozialen Ächtung belegt. Dies darzulegen, bedarf es einer Betrachtung

der mit Klatsch assoziierten Sozialformen, die gemeinhin positiv bewertet werden (vgl. Kapitel 3.2.1.3).

3.2.1.3 Sozial kompatible Kommunikationsformen

Mit Klatsch werden nicht nur neutrale Kommunikationsformen, wie das *Gerücht*, und sozial geächtete Kommunikationsformen, wie z. B. die *üble Nachrede*, die *Intrige*, die *Verleumdung*, assoziiert, sondern auch Kommunikationsformen, die im Gegensatz zu den genannten Kommunikationsformen eine hohe soziale Akzeptanz aufweisen. Auch diese wegen einer Teilkongruenz semantischer Merkmale vermeintlich als Vorläufer von Klatsch bezeichneten Kommunikationsformen sind wesentlich älter als die Kommunikationsform Klatsch, allerdings sind diese nur in Teilen synonym und weisen andere soziale und kommunikative Strukturmerkmale auf.

Die semantischen Konzepte, die mit Klatsch in Verbindung gebracht werden, manifestieren sich in den Vorstellungen vom Treffen und Reden am „Dorfbrunnen“ (Neverla 2002b: 48) oder vom Reden am Lagerfeuer (Dunbar 1998: 17). Sie implizieren, wie Rysman es formuliert, das Gefühl von Wärme⁷⁰ (vgl. Rysman 1977: 178), soziale Nähe, die Freude am Austausch und die Integration in eine Gemeinschaft, das Interesse aneinander und die Lust am Reden.

Dieses (vielleicht als unschuldig zu bezeichnende) Szenario ist auch ein bedeutender Topos ethnologischer Studien über vorindustrielle Gemeinschaften: Radin etwa behauptet: „Primitive people are indeed among the most persistent and inveterate of gossips.“ (Radin 1927: 77). Gregor unterstellt einem Indianerstamm im brasilianischen Mato Grosso, dass er den Klatsch unendlich faszinierend fände (vgl. Gregor 1977: 85). Edmonson meint: „Middle American Indians are (...) vivacious gossips“ (1967: 191) (vgl. auch Fußnote 52).

In der Teilbedeutung von „miteinander reden“ und „sich austauschen“ scheint die Wortvorstellung Klatsch so elementar zu sein, dass sie als „anthropologische Konstante“ (vgl. Becker/Albrecht 2002: 142) dargestellt wird. Wie fundamental diese Klatschvorstellung in dieser semantischen Deutung ist, zeigt sich auch darin,

⁷⁰ Im englischen Original heißt es: „feeling of warmth“ (Rysman 1977: 178).

dass sie sich bereits in vorbiblischen Mythologien als Motiv des „kommunikativen Austauschs“ wiederfindet: Der griechische Gott Hermes als „Hüter der Türen und Tore“ (Ziegler/Sontheimer 1979: Sp. 1070) und sein römisches Pendant Merkur berichtet den Göttern vom Treiben der Menschen und erzählt den Menschen vom – und das ist im übertragenen erotischen Sinn zu verstehen – Treiben der Götter. In der altgermanischen Götterwelt übernimmt das Eichhörnchen, das die Weltesche Yggdrasil auf- und abläuft, diese Funktion (vgl. Mostar 1954: 12).

Doch auch hier stellt sich wie bereits beim Gerücht und den Sozialformen, die das Merkmal „schlecht über Abwesende reden“ tragen, die Frage, ob es sich bei den Kommunikationsformen, die in dörflichen, rudimentären, als „primitiv“ (Radin 1927: 77) bezeichneten Gemeinschaften gepflegt werden, wirklich um Klatsch handelt oder ob dies nicht vielmehr eine Projektion heutiger Verhältnisse auf „frühere Gesellschaften“ (Bergmann 1994: 114) ist? Denn es scheint so, als ob es sich Ethnologen und Ethnografen, die das Reden in vormodernen Gesellschaften mit *Klatsch* beschreiben, leichtgemacht und mit Klatsch nur das bezeichnet haben, was Langenbucher mit der Wendung: „der Klatsch – oder etwas allgemeiner gesagt – das Gespräch“ (1969: 67) beschrieben hat.

Was findet nun am „Dorfbrunnen“ (Neverla 2002b: 48) oder am Lagerfeuer (vgl. Dunbar 1998: 17) genau statt? Wird darin, wie beim Klatsch, die *Privatsphäre* eines Abwesenden verletzt, was eines seiner konstitutiven Klatschmerkmale ist? Geschieht dieser Austausch heimlich? Schämt man sich, über andere und deren Angelegenheiten zu sprechen? Erhellend können hier die ethnografischen Aufzeichnungen der Austronesistin Delia Wilms sein, die nach eigenen Angaben fünf Mal das indonesische Dorf Garut, das zwei Autostunden von der westindonesischen Bezirkshauptstadt Bandung entfernt im westlichen Teil der Insel Java liegt, besucht und sich letztlich für eine Feldforschung drei Monate an diesem Ort aufgehalten hat. Sie berichtet:

„Die Menschen hier reden viel. Sie reden durcheinander, miteinander, übereinander. Das Leben hier ist begleitet von einem Redestrom, der nie versiegt. Ich habe hier keine ruhigen oder stillen Menschen kennen gelernt. Reden gehört zum Leben wie Essen und Trinken. Dabei wird über alles geredet. Hauptsache ist, man redet. Männer und Frauen. Alte und Junge. Da gibt es keinen Unterschied. Aber: Es fällt auf, dass diese Gespräche relativ ruhig verlaufen. Es wird darum nicht so ein Drama gemacht wie hier. Es scheint nicht verwerflich zu sein, sich zu

unterhalten. Das Reden scheint ihnen ein Gefühl der Gemeinschaft zu geben. Bedeutungsvoll erscheint mir, dass über alles in gleicher Weise geredet wird. Ich will ein Beispiel geben: Erst geht es um den Sohn der Nachbarin, der frisch verliebt ist, dann wird erzählt, dass das Autoradio repariert werden muss, dann unterhält man sich über den Streit eines Paares, dann werden die Bananen-Preise diskutiert, dann erzählt jemand, dass seine Tochter Arbeit sucht, dann wird über eine Hochzeit diskutiert, die bald bevorsteht, und jeder fragt sich, was er anziehen soll und dazu beisteuern kann. Dann geht es um einen Zeitungsartikel und eine Straße, die gebaut werden soll, usw. Alles, was das Leben ausmacht, wird besprochen, alles ist gleich wichtig. Themen wie: *Wer geht mit wem? Wer bekommt ein Baby? Wer ist in wen verliebt? Wer hat sich getrennt? Wer geht fremd?* stehen nicht isoliert da. Alles wird vom großen Redestrom mitgerissen. Dabei wird gelacht, gestikuliert, gefrotzelt, geneckt, aber auch gestritten. Dann haben alle wieder ein Thema, über das sie reden können. Der Streit! Jeder hat eine Position dazu. Die Streitenden werden geneckt, manchmal auch beschimpft. Aber im Großen und Ganzen sind die Gespräche von einem Miteinander gekennzeichnet. Es ist einfach ein großes Interesse am anderen da. Das hat nichts mit Neugierde in unserem Sinn zu tun. [...] Ich möchte ein Beispiel geben: Einmal war ich bei einer Ärztin. Als ich nach draußen ging, standen alle vor der Praxis. Mann, Frau, Jung, Alt. Man stand da rum und redete, so, wie man immer hier redet. Man versuchte, mich in das Gespräch zu integrieren, man stellte mir verhohlene Fragen, machte Andeutungen. Es war klar, dass sie wissen wollten, warum ich bei der Ärztin war. Mir war das erst sehr unangenehm, weil mich diese offene Neugierde überfordert hat. Aber ich habe an den Blicken und den Gesten der Menschen schnell gemerkt, dass sie Mitgefühl hatten und mir nur helfen wollen. Es war nicht böse gemeint, es war eher Anteil nehmend. Sie dachten, ich sei krank, und wollten helfen. Ich kann mir vorstellen, dass sie sich über alle Maßen gefreut hätten, wenn sie erfahren hätten, dass ich ein Baby bekomme. So etwas kennt man aus Deutschland nicht.⁷¹

Wilms sehr detaillierte Beschreibungen zeigen – im Gegensatz zu den Schilderungen Radins (1927), Gregors (1977), Herskovits (1947) und Malinowskis (1922/1979) –, dass das, was wir mit dem Reden in dörflichen Gemeinschaften als Klatsch bezeichnen, nur insofern assoziierbar ist mit dem, was wir im Alltag als Klatsch bezeichnen, da es die Merkmale „sprechen“, „viel sprechen“, aber auch das Merkmal „sprechen über Privates“ teilt. Strukturell und in seinem sozialen Kontext jedoch hat das „Sprechen über Privates“ in dieser Dorfgemeinde einen ganz anderen Stellenwert, als es bei Klatsch der Fall ist: Es ist weder sozial geächtet, über Privates zu sprechen, noch wird es offenbar als

⁷¹ Delia Wilms forscht zur Kultur des Essens und zum Einfluss der europäischen Haute Cuisine im Indonesischen und hat mir ihre Beobachtungen dankenswerterweise noch vor Abschluss ihrer Arbeit zur Verfügung gestellt, die sie bei Professor Dr. Rainer Carle im Arbeitsbereich für Austronesistik des Hamburger Asien-Afrika-Institutes eingereicht hat.

beschämend befunden, in das, was als Privatsphäre gilt, einzudringen. Selbst die gesetzlich verankerte ärztliche Schweigepflicht wird durch bewusstes Herumstehen vor der Arztpraxis zu unterlaufen versucht, ohne dass dies offenbar als peinlich empfunden oder von „schlechter Absicht“ (von Sales 1609/1979: 143) geleitet wird. Auch die Neugier nimmt in der von Wilms beschriebenen Art zu reden einen anderen Stellenwert ein als in der bürgerlichen Gesellschaft, wo sie, wenn sie sich auf die Privatsphäre richtet, zum Schutz dieser sozial geächtet ist: Wilms beschreibt zwar auch Neugier, aber eine Neugier, die mit Anteilnahme und Mitgefühl einhergeht und die offenbar eine soziale Akzeptanz genießt.

Zur *Privatsphäre*: Es scheint, als ob in dieser Dorfgemeinschaft das, was wir als das Private bezeichnen würden, nicht in dem exklusiven Maße existiert, wie wir es von bürgerlichen Gesellschaften kennen. Es ist öffentlicher, zugänglicher, nicht im gleichen Maße durch gesetzliche und moralische Kodizes geschützt. Damit aber scheint es nicht auf die gleiche Weise tabuisiert zu sein, über „private Dinge“ (Duden 1999³: 2132) zu sprechen, denn das tabuisierte Eindringen in die Privatsphäre ist nicht nötig. Das Miteinander, die Gemeinschaft, das, was Rysman als „Wärme“ (vgl. Rysman 1977: 178) bezeichnet, wird hier *über* das Private des Individuums gestellt.

Noch ein auffälliges Merkmal dieser Dorfgespräche: Alle Themen haben den gleichen Stellenwert, sie sind gleich *wichtig*. Denn es geht es offenbar darum, durch *Reden* den sozialen Kontakt zu stabilisieren und den Gesprächsfluss beizubehalten⁷² (Rosnow/Fine 1976: 92). Das aber ist nur möglich, wenn das Spektrum der Themenwahl durch möglichst wenige Tabus (z. B. die Privatsphäre) oder Konventionen restringiert ist. Wie schwer es sein kann, ein Gespräch zu führen, bei dem der soziale Kontext von hohen Beschränkungen und Konventionen geprägt ist, hat Adam Müller folgendermaßen beschrieben:

„Die erste Konversation mit einem neuen Menschen hat etwas Unerfreuliches, Beschwerliches, bis man Gemeinschaftliches Zwischeneinander gefunden: Das Wetter, die Beschaffenheit der Luft wird gern benutzt, [...]. Man tastet umher nach gemeinschaftlichen Bekannten, nach Gegenständen der Zuneigung oder Abneigung, worin man sich etwa berühre.“ (Müller 1812/1979: 241)

⁷² Im englischen Originaltext heißt es: „[...] to maintain the fluidity of communication patterns“ (Rosnow/Fine 1976: 92).

Eine Beklemmung, wie sie Adam Müller beschreibt, scheint in den Gesprächen, die die Gemeinde von Garut prägen, nicht vorstellbar, da es nicht die gleichen Unterscheidungen in *wichtig* und *unwichtig*, in Tabu und Nichttabu gibt. Auch eine selbst auferlegte Beschränkung, die durch Integration sozialer Verbote ins eigene Handeln motiviert ist, scheint es – zumindest, was eine Gewichtung der Themenwahl betrifft – nicht zu geben, und folglich kommt es in der Dorfgemeinschaft nicht zu einem Versiegen des „Redestroms“ (vgl. Wilms 2006), wie es Deborah Tannen beschreibt:

„[Ein Journalist] missbilligt Tratsch und Klatsch und ist der Meinung, dass Gespräche sinnvoll und interessant sein sollten. Das funktioniert auch gut, solange es sich um ein Geschäftstreffen handelt, bei dem es genügend substantielle Themen zu besprechen gibt. Aber wenn die Zusammenkunft sich auflöst und er sich mit einem Fremden auf den langen Weg in die Halle machen muss, ist sein Mund wie zugeschnürt. Da er prinzipiell gegen Small talk ist und einfach keine Übung darin hat, fühlt er sich hilflos, wenn der ‚Big talk‘ vorüber ist.“ (Tannen 1991: 110)

Im Gegensatz zu Klatsch, der – wie zu sehen war – als nichtig⁷³ (vgl. Sabini/Silver 1982: 92) und nutzlos (vgl. Sabini/Silver 1982: 92) gilt, zählt das Sprechen in der Dorfgemeinde zu einem wichtigen integralen Bestandteil der Alltagskultur. Dieses Strukturmerkmal zieht jedoch noch ein weiteres nach sich, durch das es sich in hohem Maße von Klatsch unterscheidet: die *Zeitökonomie*. Während dieses Kriterium bei der von Wilms beschriebenen Art zu sprechen nicht offensichtlich zum Tragen kommt, ist das Fehlen einer *Zeitökonomie* ein konstitutives Merkmal von Klatsch. Bergmann sagt: „Wir wissen, dass es beim Klatsch um eigentlich unwichtige Dinge geht; [...] wir wissen aber auch, dass man, vertieft in Klatsch, *leicht die Zeit vergisst* [...].“ (1987: 26; Hervorh. d. Verfin.) Rosnow und Fine meinen: „Gossip also offers a means of *passing time*.“ (1976: 130; Hervorh. d. Verfin.) Wilms hingegen beschreibt, dass die Menschen in Garut viel reden und auch viel Zeit damit verbringen zu reden – und dass sie offenbar nicht das Gefühl haben, *Zeit zu verlieren*. Klatsch hingegen wird assoziiert mit *Zeitverschwendung*.

Und in noch einem wesentlichen Strukturmerkmal unterscheidet sich das Reden in der Dorfgemeinde von Garut durch das, was gemeinhin mit Klatsch assoziiert

⁷³ Im englischen Originaltext heißt es „idleness“, was mit „Nutzlosigkeit, Wirkungslosigkeit; Nichtigkeit; Untätigkeit, Muße; Trägheit, Faulheit“ (Weis 1977: 485) übersetzt werden kann.

wird: Es gibt hier keine Gendermarkierung. Während Klatsch mit „weiblichem Sprechen“ assoziiert wird, beschreibt Wilms, dass sich „Mann, Frau, Jung und Alt“ über die Dinge unterhalten, die ihr Leben ausmachen.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Das Reden in vormodernen Gesellschaften, das durch die Wortvorstellungen vom „Dorfbrunnen“ (Neverla 2002b: 48) und das Reden am Lagerfeuer (vgl. Dunbar 1998: 17) mit Klatsch assoziiert wird, teilt mit dieser Sozialform lediglich die semantischen Merkmale „viel reden“, „übereinander reden“, „sich austauschen“ sowie das Merkmal der sozialen Nähe und der gemeinschaftlichen Integration, die Rysman mit dem Wort „Wärme“ (vgl. Rysman 1977: 178) umschreibt. Aber das Gespräch in „vormodernen Gesellschaften“ (Bergmann 1994: 114) trägt nur oberflächlich gesehen die Merkmale „Reden über Privates“ und mangelnde Zeitökonomie – im Gegensatz zum Klatsch, bei dem beides konstitutive Kennzeichen sind. Denn das „Reden über Privates“ wird dort nicht diffamiert als „Gespräch über [*weniger wichtige*] private Dinge.“ (Duden 1999³: 2132; Hervorh. d. Verfin.), es wird vielmehr kein Unterschied bei der Wahl der Themen gemacht. Das beruht einerseits auf einer weniger abgeschlossenen Privatsphäre als in den bürgerlichen Gesellschaften, andererseits auf dem Wunsch, durch Reden soziale Nähe herzustellen. Deshalb wird viel Zeit mit Reden verbracht, was keineswegs als „nutzlos“ (Silver 1982: 92) empfunden wird; ebenso wie die „der Neugier entgegenkommende Neuigkeit aus dem Bereich anderer“, wie der Duden (1999³: 2132) Klatsch definiert, nicht als Tabubruch empfunden wird, sondern – im Sinne der Definition – als entgegenkommend, nämlich: als mitfühlend, helfend, wohlwollend. Von diesem sozialen Integrationseffekt profitieren *alle* Menschen der Gemeinde, deshalb unterliegt diese Form des Redens keiner Gendermarkierung.

Es bleibt also die Frage, warum Klatsch nicht in gleichem Maße positiv wahrgenommen wird wie das Reden am „Dorfbrunnen“, und es bleibt die Frage, warum die Klatschmerkmale des „Miteinanderreden“ und „Übereinanderreden“ sowie des „Reden über Privates“, welche den Charakter einer anthropologischen Konstante haben (vgl. Becker/Albrecht 2002: 142), heute semantischen Zuweisungen und Konnotationen unterliegen, die diese Kommunikationstypen als *Klatsch* diffamieren. Dazu später mehr (vgl. Kapitel 4.3.1).

3.3 Fazit und Definition: Das ist Klatsch

Was ist Klatsch? Diese Frage kann nach einer näheren Betrachtung des Wortfeldes „Klatsch“ und im Abgleich mit den anderen kommunikativen Formen, die sich dieses semantische Feld mit ihm teilen und gemeinhin mit ihm assoziiert werden, beantwortet werden: Klatsch ist eine Form des sozialen Handelns, die Sinnmerkmale von anderen Formen des sozialen Handelns, die schon wesentlich älter sind als er selbst, auf neue, komplexe Weise in sich vereint. Dabei sind in seine Bedeutungsstruktur sowohl Merkmale von Formen sozialen Handelns eingeflossen, die einer negativen sozialen Bewertung unterliegen (z. B. *übel nachreden*), als auch Merkmale von Sozialformen, die eine hohe soziale Wertschätzung genießen (z. B. *das Miteinanderreden*). Dass Klatsch jedoch in einigen semantischen und sozialen Merkmalen eine Ähnlichkeit zu älteren Sozialformen aufweisen kann, rechtfertigt nicht die Behauptung, dass Klatsch schon so alt sei wie die Menschheit. Im Gegenteil: Die Sozialformen, mit denen Klatsch auf assoziative Weise verbunden ist, unterliegen anderen Strukturmerkmalen, anderen sozialen Kontexten und weisen andere Strukturkombinationen auf. Nachfolgend wird sich mit diesen detailliert beschäftigt.

Das Gerücht

Mit dem Gerücht etwa teilt Klatsch die Heimlichkeit, das Getuschel, die Übertreibung, die Dramatik, das Emotionale und das mit Unterhaltung kombinierte Informative (vgl. Kapitel 3.2.1.1). Sie unterscheiden sich jedoch durch ihre Kommunikationsstruktur: Das Gerücht ist seriell, der Klatsch triadisch, d. h. eine Person muss aus dem Gespräch ausgeschlossen sein (vgl. Kapitel 3.2.1.1). Das Gerücht bezieht sich auf eine allgemeine Begebenheit, der Klatsch immer auf „eine Privatangelegenheit nicht-anwesender, gemeinsamer Bekannte[r]“ (Bergmann 1994: 114; Erg. d. Verfin.). Das Gerücht gilt als unwahr, Klatsch muss sich mit dem Tatsächlichen (vgl. Bergmann 1994: 116) beschäftigen (vgl. Kapitel 3.2.1.1). Das Gerücht gilt als sozial unverfänglich, die Praxis des Klatschens hingegen als sozial „kontaminiert“ (Bergmann 1987: 79).

Sozial geächtete Kommunikationsformen

Die Kommunikationsformen, die wegen ihrer negativen Merkmale mit *Klatsch* assoziiert werden, wie *Lästern*, *üble Nachrede*, *Verleumden*, *Intrigieren*, *falsch Zeugnis reden*, *Miesmachen* teilen mit Klatsch zwar das Merkmal der „sozialen Ächtung“, sie unterscheiden sich aber im Detail: entweder dadurch, dass a.) der Gesprächsinhalt der jeweiligen Sozialformen *nicht wahr* ist (*Verleumden*, *falsch Zeugnis reden*). Es ist aber ein konstitutives Merkmal von *Klatsch*, wahr zu sein (vgl. Kapitel 3.2.1.1). Oder sie unterscheiden sich dadurch, dass b.) diese Sozialformen *gezielt* (z. B. beim *Intrigieren*) initiiert werden (vgl. Kapitel 3.2.1.2), während Klatsch eher den Charakter der Beiläufigkeit und des Spontanen trägt. Diese Sozialformen sind nicht vergleichbar, weil sie c.) durch eine „schlechte Absicht“ motiviert sind (vgl. Kapitel 3.2.1.2), während diese schlechte Absicht (*Neugier*, *Rache*) des Klatsches nur durch verkürzte tiefenpsychologische und kulturtheoretische Deutungen unterstellt ist. Oder d.) sie unterscheiden sich darin, dass diese mit Klatsch sinnverwandten Sozialformen im besten Sinne des Wortes „diskret“, das dem lateinischen Wort „discernere“⁷⁴ entstammt und mit „auseinandergehen“ oder sich „voneinander entfernen“ übersetzt werden kann, ausgeübt werden. Deshalb sind sie von „destruktivem Charakter“ (Benjamin 1931/1991: 397; vgl. Kapitel 3.2.1.2). Klatsch aber ist immer auch verbindend.

Sozial kompatible Kommunikationsformen

Klatsch trägt diese negativen Merkmale nur in Teilen. Er ist *gleichzeitig* mit diesen sozial destruktiven Merkmalen immer auch geprägt von Mitgefühl, Toleranz, Wohlwollen, Verständnis (vgl. Bergmann 1987: 183; vgl. Kapitel 3.2.1.3) sowie den Merkmalen Austausch, Miteinander, Interesse an seinen Mitmenschen. Wegen dieser positiv konnotierten Assoziationsmerkmale wird Klatsch mit den Wortvorstellungen vom Treffen am „Dorfbrunnen“ (Neverla 2002b: 48) und „Lagerfeuer“ (Dunbar 1998: 17) beschrieben (vgl. Kapitel 3.2.1.3). Klatsch unterscheidet sich jedoch von dieser vermeintlichen Urform in erheblichem Maße: Das fälschlicherweise mit Klatsch bezeichnete Reden in

⁷⁴ Mit bestem Dank an Cornelius Hartz, der mir bei allen Übersetzungen aus dem Lateinischen und Altgriechischen immer eine Hilfe war. Aus Dank möchte ich hier gerne auf seine Doktorarbeit verweisen, auch wenn ich nicht aus ihr zitiert habe: „Die Epigramme Catulls im Kontext hellenistischer Dichtung“ (2007).

vormodernen Gesellschaften (vgl. Bergmann 1994: 114) kennt keine Unterscheidung in „wichtige“ und „unwichtige“ Angelegenheiten und zeichnet sich weder durch eine Gendermarkierung noch eine Zeitökonomie aus. Darüber hinaus kennen diese Kommunikationsformen in ihrem sozialen Handlungsraum nicht das Merkmal des Schutzes der Privatsphäre; die Neugier, die sich auf das Private richtet, wird eher als Interesse aneinander denn als tabuisierter Einbruch in die Privatsphäre gewertet.

Bei allen kontextuellen Zusammenhängen, in denen eine dieser vermeintlichen Vorformen von Klatsch mit dem Wort „Klatsch“ bezeichnet wird, handelt es sich, da diese, wie zu sehen war, keine absolute Synonymität mit dem Wort Klatsch teilen, genau genommen um eine falsche Bezeichnung oder einen *Übersetzungsfehler*. In Bergmanns Ausführungen findet sich dafür ein sehr einprägsames Beispiel, das der Autor allerdings angeführt hat, um darzulegen, dass selbst gelehrte Menschen klatschen. Ich hingegen möchte auf den ungenauen Umgang mit dem Wort *Klatsch* bzw. *gossip*, denn es ist der englische Text, der hier verkürzt die Grundlage bildet, aufmerksam machen:

„Im Übrigen gibt es für die respektlose Vermutung, dass die Anthropologen Leute sind, die selbst keinem Klatsch abhold sind, einen frühen Hinweis in der Nikomachischen Ethik. Aristoteles schreibt dort über die ideale Gestalt des ‚Hochsinnigen‘ – also desjenigen, der ‚sich hoher Dinge für wert hält und es auch ist‘ -, er sei ein ‚anthropologos‘. In den deutschen Übersetzungen steht an dieser Stelle: der Hochsinnige sei keiner, der gern bzw. viel von Menschen redet, oder der es liebt, wenn Gespräche eine persönliche Wendung nehmen. Die englischen Übersetzungen bevorzugen hier einmütig eine direktere Ausdrucksweise: Dass der Hochsinnige kein ‚anthropologos‘ sei, heißt bei ihnen kurz und bündig: ‚He is no gossip.‘“ (Bergmann 1987: 12)

Versuch einer Definition

Was also ist Klatsch? Bemerkenswert an der Bedeutungsstruktur des Wortes „Klatsch“ ist, dass es sowohl die positiv konnotierten (z. B. *Mitgefühl*, *Interesse*, *Miteinander*, *Austausch*) als auch die negativ konnotierten Merkmale (z. B. *Schlechtreden*, *Lästern*) seiner – wie zu sehen war: unberechtigterweise sogenannten – Vorläufer *miteinander vereint*, und zwar auf die einzigartige Weise, dass er in seiner Bedeutungsstruktur gegenläufige und eigentlich *unvereinbare Tendenzen* miteinander verbindet und *gleichzeitig* geltend macht:

Klatsch verweist auf das Wahre und wird doch als falsch betrachtet. Er integriert und separiert. Er ist sozial wichtig, wird aber als sozial irrelevant erachtet. Mit ihm vergeht viel Zeit, und doch sagt man ihm nach, dass er Zeit spart (besonders in der Arbeits- und Organisationstheorie⁷⁵ ist diese Ansicht weitverbreitet). Er ist informativ und unterhaltsam zugleich. Er wird den Frauen zugeschrieben, aber auch von Männern geschätzt. Er berührt das Private und glänzt in der Öffentlichkeit. Er ist diskret und indiskret zugleich, einschränkend und tolerant, gemein und gütig. Er verliert sich in Andeutungen und ist doch präzise im Detail. Er fördert die Geselligkeit und wirkt doch ausschließend. Er schwankt zwischen Scham und dem Stolz, etwas Neues zu wissen. Er macht Freunde - und Feinde. Er vereint Missbilligung und Verständnis, Empörung und Mitgefühl. Die moralische Anklage, die er erhebt, wird im nächsten Atemzug schon wieder zurückgenommen – und er ist ihr selbst ausgesetzt. Das alles passiert im Krebsgang, gleichzeitig, als Balanceakt, als Seil- und Eiertanz, als Grenzüberschreitung – hin und zurück.

Der Begriff „Klatsch“ vereint verschiedene, eigentlich einander ausschließende semantische Merkmale zu einem neuen Ganzen, dessen Sinnstruktur genau von dieser Widersprüchlichkeit und Gegenläufigkeit geprägt ist. Das Spezifische und Idiosynkratische an Klatsch ist das *Paradoxe* seiner Sinn-, Handlungs-, Sozial- und Moralstruktur: Moritz Lazarus spricht von einem Nebeneinander der „zwei sehr ehrbaren Laute [...] K und L“ (Lazarus 1878: 242) und „einem dumpfen, zischenden Naturlaut (Klatsch)“ (Lazarus 1878: 242). Von Wiese beschreibt die Dynamik von Klatsch so: „Die feindliche Haltung des A gegen das B ist zugleich eine vertrauliche Annäherung des A an C.“ (1955: 310) Mitscherlich macht beim Klatsch die gegenläufigen Tendenzen von Nachrede und Idealisierung (vgl. 1963¹⁰: 316) aus und spricht von „Angstlust“ (Mitscherlich 1963¹⁰: 322). Bergmann bezeichnet Klatsch als „Sozialform der diskreten Indiskretion“ und sagt:

„Im Klatsch geht es immer um die *gleichzeitige* Verletzung und Respektierung von Grenzen – von Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem, zwischen dem Dezenten und Indezenten, zwischen Moral und Unmoral und – wie sich jetzt gezeigt hat – zwischen Wahrheit und der Unwahrheit. Klatschakteure sind Grenzgänger, die bei ihren lustvollen Exkursionen in die Zonen des Ungehörigen die Grenze zwischen dem Reich der Tugend und dem Reich der Laster nicht

⁷⁵ Vgl. Luhmann 1943; Leibenstein 1960; und die Kritik von Althans (2000) an dieser These.

einfach ignorieren, sondern anerkennen und missachten zugleich – ja, anerkennen müssen, um sie missachten zu können. Gerade das verschafft Klatsch seine eigentümliche schillernde Qualität.“ (Bergmann 1987: 163)

Klatsch verweist also nie nur auf eine Teilbedeutung, sondern er schließt in seiner Bedeutungsstruktur das Gegenteil mit ein. Der Begriff „Klatsch“ vereint gegenläufige Kräfte zu einem großen Ganzen, dessen Gleichgewicht dynamisch ist und jede Sekunde neu ausgehandelt werden muss. Auf welche Weise sich solch ein kommunikativ-gegenläufiger Balanceakt vollziehen kann, hat Heinrich von Kleist in seinem „Allerneusten Erziehungsplan“ anhand von Anleihen aus der Experimentalphysik zu beschreiben versucht. Er bezeichnet seine Betrachtung – ganz angemessen – als „Paradoxe“:

„Dies höchst merkwürdige Gesetz findet sich auf eine, unseres Wissens, noch wenig beachtete Weise, auch in der moralischen Welt; dergestalt, daß ein Mensch, dessen Zustand indifferent ist, nicht nur augenblicklich aufhört, es zu sein, sobald er mit einem anderen, dessen Eigenschaften, gleichviel auf welche Weise, bestimmt sind, in Berührung tritt: sein Wesen sogar wird, um mich so auszudrücken, gänzlich in den entgegengesetzten Pol hinübergespült; er nimmt die Bedingung + an, wenn jener von der Bedingung -, und die Bedingung -, wenn jener von der Bedingung + ist.“ (von Kleist 1810/1993: 330)

Was ist nun Klatsch? Ich möchte die Wortvorstellung „Klatsch“ im Folgenden definieren als „Sinnkonglomerat von gleichzeitig aktualisierten Dichotomien“ (vgl. Abbildung 1), das genau auf der Grenze der Widersprüche von wahr/unwahr, wichtig/weniger wichtig, gutes Gespräch/schlechtes Gespräch, Zeitverschwendung/Zeitnutzen, Integration/Ausschluss, niedere Absicht/gute Absicht, nützliches Gespräch/unnützes „Geschwätz“ (Mackensen 1985: 211), männlich/weiblich, Emotion/Verstand, Unterhaltung/Langeweile und nicht zuletzt Privatheit/Öffentlichkeit operiert, wobei es immer auf beide Pole der Dichotomie verweist. Ich möchte dieses „Sinnkonglomerat“ in einem Bild veranschaulichen:

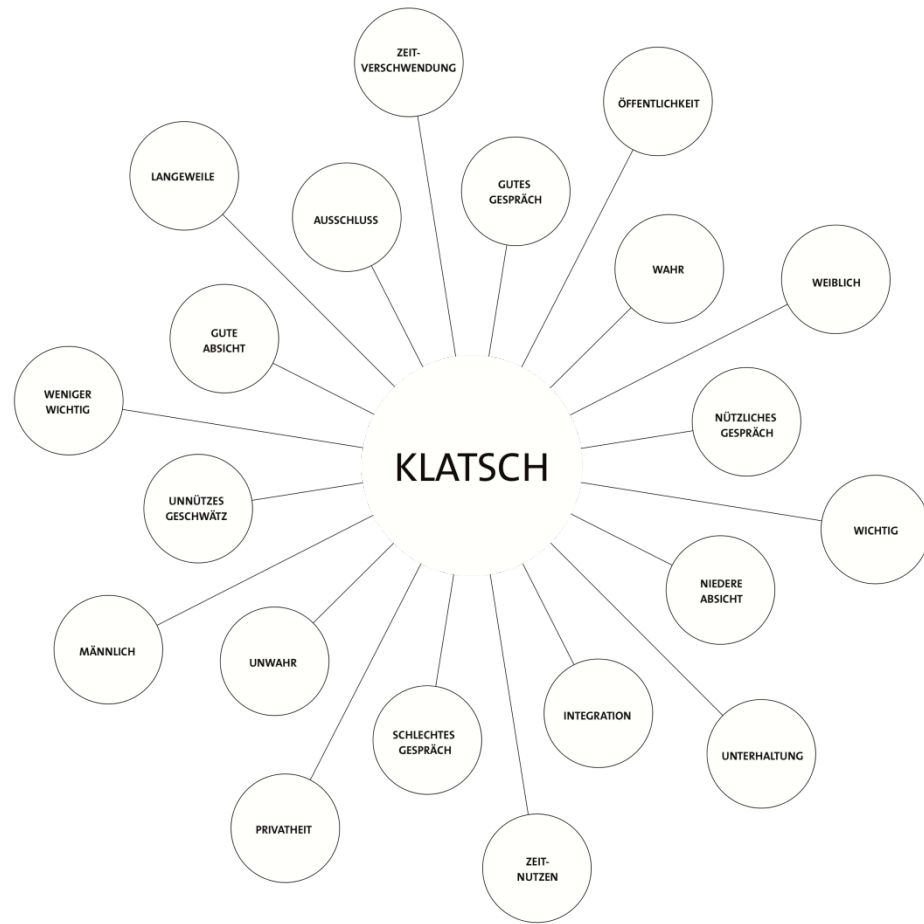


Abbildung 1: Sinnkonglomerat Klatsch, eigene Darstellung

Definition und Schaubild zeigen, dass Klatsch gleichzeitig mit den negativ konnotierten Eigenschaften immer auch auf sozial geschätzte Sozialformen verweist. Aber er unterliegt insgesamt einer sozialen Ächtung: Seine positiven Eigenschaften werden unterdrückt, die negativen dominieren, die positiven Eigenschaften führen ein „Schattendasein“.

3.4 Rückbindung der Ergebnisse aus Kapitel 3 an Kapitel 2: Probleme mit der komplexen Bedeutungsstruktur des Wortes „Klatsch“ bei der Erforschung des Klatschjournalismus

Die paradoxe semantische Struktur des Wortes „Klatsch“ und seine vermeintliche, aber nicht tatsächliche Synonymität mit ihm verwandten Kommunikationsformen mag zu einigen der Widersprüche geführt haben, wie in der Analyse der im

Kapitel 2 von mir kritisch betrachteten Arbeiten zu sehen war (vgl. Kapitel 2.9). Da in diesen Arbeiten Klatsch von Klatschjournalismus oftmals nicht unterschieden wird – was sich u. a. auch in der unpräzisen Wortwahl zeigt, dann nämlich, wenn Klatschjournalismus einfach durch Klatsch substituiert wird, möchte ich hier an drei Beispielen zeigen, welche Fehlschlüsse die Argumentationen aufgrund der Gleichsetzung von Klatsch und Klatschjournalismus nach sich ziehen, weil die semantische Komplexität des Wortes „Klatsch“ die Bezugsebenen verwischt oder vermeintlicherweise Analogien herzustellen gestattet, die genau besehen nicht zulässig sind.

So greift etwa Stefan Burkhardts Auslegung der Hauptfunktion von Klatsch als Mittel „sozialer Kontrolle“ zu kurz, wenn er sie mit Restriktion, sozialer Ächtung und Diffamierung gleichsetzt (vgl. Burkhardt 2003: 123), denn er lässt die gleichwertigen Funktionen wie Interesse, Anteilnahme und Mitgefühl außer Acht. Ebenso verhält es sich mit der Reduktion des Klatsches auf seinen Skandalisierungsfaktor und der Unterstellung, dass Klatsch lediglich das Fehlverhalten der prominenten Protagonisten (vgl. Burkhardt 2003: 123) porträtiert. Klatsch hat immer auch die Komponente des „Lobklatsches“ (Elias/Scotson 1990: 182) und ein Moment der „Idealisierung“ (Mitscherlich, A 1963¹⁰: 316).

Aber nicht nur die Reduktion auf bestimmte Bedeutungsaspekte des Sinnkonglomerats *Klatsch* führt zu falschen Argumentationen, auch das Changieren zwischen zwei Argumentationsebenen. Weischenberg argumentiert z. B. in „Alles vom Tage“: „Schreinemakerisierung vermittelt *keine Fakten, sondern das Gefühl, dass die Menschen [...] auf dem laufenden gehalten werden*“ (Weischenberg 1997: 11; Hervorh. d. Verfin.): ein Musterbeispiel für die Verwischung der Ebenen. Denn der Gegenpol von *faktisch* wäre „nicht faktisch“. Das Gegenteil von Gefühl wäre Verstand. Auf diese Weise jedoch wird die Schreinemakerisierung gleichgesetzt mit „Lügenjournalismus“. Es müsste, wollte man die Ebenen der Argumentation beachten, heißen: Schreinemakerisierung liefert *Fakten und Gefühl*.

Das Stichwort „Lügenjournalismus“ führt zu einem Topos, der großen Raum in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Klatschjournalismus einnimmt, nämlich die Unterstellung, dass es sich dabei um reine *Fiktion* (vgl. Kapitel 2.3;

Kapitel 2.5; Kapitel 2.6; Kapitel 2.7; Döhn/Klößner 1979: 190; Koszyk/Pruys 1969: 309; Sommer 1994: 16; Renger 2000a: 196; Wunden 1994: 12), „Märchen“ (Nutz 1971: 139) oder um „unverbürgte, aber spannungsgeladene Nachrichteninhalte“ (Dovifat 1964: 185) handelt. Diese Annahme mag u. a. der Teilkongruenz des Wortes „Klatsch“ mit dem Wort „Gerücht“ beruhen, das als „umlaufende unverbürgte Nachricht“ (Brockhaus Wahrig 1981: 165) definiert ist – im Gegensatz zu Klatsch, der definiert ist als „Neuigkeit aus dem Bereich anderer“ (Duden 1999³: 2312). Klatsch aber beschäftigt sich stets mit dem Tatsächlichen (vgl. Kapitel 3.2.1.1, vgl. Bergmann 1994: 115 f.). Eine Gleichsetzung von *Klatsch* und *Gerücht* in diesem Punkt ist nicht statthaft, und auch dann nicht, wenn man Klatschjournalismus und *Gerücht* gleichsetzt. Die ehemalige Kolumnistin der *Bild*-Zeitung, Christiane Hoffmann, hat in ihren „7 goldenen Regeln des Klatschjournalismus“ genau auf diesen Unterschied zwischen *Klatsch*, *Klatschjournalismus* und *Gerücht* hingewiesen:

„Klatschjournalismus nicht mit Tratsch verwechseln! Jedes noch so hübsche und prickelnde Gerücht will recherchiert werden.“ (Hoffmann 2002: 30)

Allein die Problematik, die sich bei einer Klatschrecherche ergibt, besteht darin, dass – sowohl im Alltag als auch in einem professionellen journalistischen Rahmen - die Person, über die geklatscht wird, am besten die Richtigkeit oder die Falschheit der Neuigkeit aus ihrem Privatbereich (vgl. Duden 1999³: 2132) bestätigen kann. Aber das wird diese Person nicht tun, wenn sie die Nachricht über ihr Privatleben, aus welchen Gründen auch immer, nicht veröffentlicht sehen wollte, wohingegen Klatsch, der den Interessen der Person, aus deren Privatleben er stammt, entgegenkommt, als, wie Dovifat sagt, „willkommener Klatsch“ (Dovifat 164: 186) empfunden werden kann. Ein Beispiel aus der Berufspraxis der US-Klatschkolumnistin Hedda Hopper soll dieses Changieren zwischen willkommenem Klatschjournalismus (vgl. Dovifat 164: 186) und Klatsch, den man lieber nicht veröffentlicht sehen will, illustrieren. In ihren Memoiren „Hollywood ungeschminkt“ erzählt sie, wie sie sich gegen die etablierte Konkurrentin Louella Parsons durchgesetzt und sich bei den Größen Hollywoods Anerkennung verschafft hat:

„Mein Fehler war, dass ich über jeden nur Gutes schreiben wollte. [...] Ida hatte mir nun wegen meiner Kolumnen den Kopf zurechtgesetzt: „Sie haben lange genug über dich gelacht. Du bist zu nett zu den Leuten

gewesen. Nun fange an, die Wahrheit zu sagen!‘ Das war der beste Rat, den sie mir je gegeben hat. Er bedeutete den Wendepunkt in meinem Leben. Bald danach klingelte mein Telephon täglich wie irr. ‚Hedda‘, wehklagten die Anrufer, wie kannst Du nur so etwas über mich schreiben?‘ *‚Es ist doch wahr, oder vielleicht nicht?‘* *‚Bist Du denn nicht meine Freundin? Ich habe nie gedacht, dass du das weitergeben würdest.‘* ‚Ich verdiene mein Geld mit meinen Kolumnen. Du hast mich auch nicht angerufen, als ich süße Nichtigkeiten über dich schrieb, nicht wahr?‘ (Hopper 1966: 72; Hervorh. d. Verfin.).

4 Strukturmerkmale des Neologismus „Klatsch“

Die strukturalistische Linguistik geht davon aus, dass sich ein Zeichen nur dann als Sinn- und Lautbild konkretisiert, wenn eine Sachnotwendigkeit in der Welt diese Unterscheidung zu anderen Zeichen erforderlich macht (vgl. de Saussure 1916/1967: 201 f.). Auf diese Weise kann nicht nur erklärt werden, warum Wörter „aussterben“⁷⁶; es kann mittels der strukturalistischen Semantik auch erklärt werden, welche Sachnotwendigkeiten die Bildung eines *Neologismus* beeinflussen, vielleicht sogar erforderlich machen.

Bezogen auf das Wort „Klatsch“ bleibt die Frage, warum im 18. Jahrhundert (vgl. Pfeifer: 1989: 843; Duden: 2007⁴: 410; Kluge 2002²⁴: 493; Wasserzieher 1966: 261; Mackensen 1985: 211) – und nimmt man einige Derivate, wie z. B. die Wörter „Kaffeklatsch“ oder „Klatschbase“, sogar erst im 19. Jahrhundert (vgl. Pfeifer 1989: 843; Mackensen 1985: 211) – ein so komplexes und widersprüchliches Sinngebilde wie das Wort „Klatsch“ entstanden ist. Welche Sachnotwendigkeiten haben diesen *Neologismus* erfordert? Ja, warum wird das *Reden über Privates*, das (wie in Kapitel 3.2.1.3 zu sehen war) Züge einer anthropologischen Konstante (vgl. Becker/Albrecht 2002: 142) trägt, durch den im 18. Jahrhundert entstandenen Neologismus „Klatsch“ nicht nur allgemein bewertet, sondern sogar abgewertet? Kurz: Welche sozialen, kommunikativen, moralischen Bedingungen haben die semantische Unterscheidung und damit Konkretisierung des Wortes „Klatsch“ bewirkt?

Meine Hypothese lautet, dass die Entstehung des Wortes „Klatsch“ eng mit einem *Strukturwandel des Privaten* zusammenhängt, der sich – analog zu dem von Jürgen Habermas beschriebenen „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (1962) – von der feudal geprägten vorindustriellen Gesellschaftsform im 18. Jahrhundert bis zur „industriell fortgeschrittenen und sozialstaatlich verfassten bürgerlichen Gesellschaft“ (Habermas 1962/1990: 54) vollzogen hat, und dass mit diesem *Strukturwandel des Privaten* auch das *Reden über Privates* einer neuen

⁷⁶ Pelz (vgl. 1982⁵: 189) präsentiert dazu ein Beispiel aus dem Bereich der Verwandtschaftsbezeichnungen: Im Lateinischen gab es – aufgrund des unterschiedlichen Status innerhalb des römischen Erbrechts – einen Unterschied zwischen „Onkel mütterlicherseits“ (lat.: *amita matertera*) und „Onkel väterlicherseits“ (lat.: *patruus avunculus*). (Das gilt auch für „Tante“, „Cousine“, „Cousin“ etc.) Heute gibt es diese Unterscheidung im romanischen Sprachraum nicht mehr. Dazu Pelz: „Wo eine Sachunterscheidung hinfällig geworden war, konnte und musste die sprachliche Unterscheidung ebenfalls wegfallen.“ (Pelz 1982⁵: 189)

Bewertung unterliegt, die sich im Wort „Klatsch“ verdeutlicht. Mehr noch: Meines Erachtens hat sich in diesem Zeitrahmen, in dem das komplexe Sinnkonglomerat „Klatsch“ entstanden ist, das *Private*, wie wir es heute kennen, nicht allein aus seinen eigenen Systembedingungen heraus entwickelt, sondern - und das hat Habermas in seiner Untersuchung zum „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (1962) nicht einbezogen - in Ablehnung einer *feudalistisch-adligen Leitkultur* sowie deren Werte und Normen.

Das Wort „Klatsch“ ist in einer Zeit des Umbruchs entstanden, in der adlige Kultur und bürgerliche Kultur miteinander im Wettstreit standen: Das aristokratische System wurde durch bürgerliche Umwälzungen (in England 1688, in Nordamerika 1776, in Frankreich 1789) infrage gestellt, das bürgerliche System strebte die eigene Vormachtstellung an, hatte sich jedoch noch nicht durchgesetzt. Diesen Wandel von feudaler zur bürgerlichen Gesellschaft im 18. und 19. Jahrhundert beschreibt die Soziologin Hull folgendermaßen:

„In der neueren Geschichte Deutschlands gibt es kaum ein Moment, das für die Gestaltung der Zukunft wichtiger war als die (napoleonische) Reformzeit. Sie legte den Rahmen der sozialpolitischen Ordnung des anbrechenden bürgerlichen Zeitalters erstmals gesetzlich fest und bestimmte damit ein neues Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft. In dieser Zeit kamen ein neuer Staat und eine neue Gesellschaft zum Vorschein. Wenn dieser Staat auch nicht vollkommen ‚modern‘ genannt werden kann, so war er doch nicht mehr absolutistisch, und wenn diese Gesellschaft nicht überall ‚bürgerlich‘ war, so hatte sie zumindest die früher unangefochtene Hegemonie des Ständischen hinter sich gelassen.“ (Hull 2000: 45)

4.1 Klatsch – eine vom Wertewandel des Übergangs von einer adlig-feudalen zur bürgerlichen Kultur geprägte Sozialhandlung

Meine Hypothese, die im Folgenden zu prüfen und zu diskutieren ist, lautet: Klatsch ist eine kommunikative Handlung, die den gesellschaftlichen und damit auch den Wertewandel von der adlig-feudalen zur bürgerlichen Gesellschaft in sich aufgenommen hat und von den Widersprüchen dieses Wertewandels geprägt ist. Bezeichnend ist, dass das Wort „Klatsch“ so substantielle bürgerliche Paradigmen, wie z. B. das *Private*, aber auch die *Zeitökonomie*, berührt. Meine Beweisführung geht in die Richtung a.) zu analysieren, wie sich die einzelnen Pole des von mir als „Sinnkonglomerat gleichzeitig aktualisierter Dichotomien“

definierten Wortes „Klatsch“ (vgl. Kapitel 3.3) durch einen Strukturwandel erst als *Kategorien einer bürgerlichen Gesellschaft* herausgebildet haben, und b.) zu zeigen, dass diese Kategorien gleichzeitig die Werte adliger Kultur reflektieren. Bevor ich meine Argumentation darlegen kann, ist es jedoch nötig, die Grundprinzipien sowohl der adligen als auch der bürgerlichen Kultur zu skizzieren.

Was ist adlige, was bürgerliche Kultur?

Was ist adlig? Was ist bürgerlich? Die Schwierigkeit, die in der Klärung dieser beiden Begriffe und ihrer Abgrenzung voneinander liegt, spiegelt die Grundschwierigkeiten der soziologischen Forschung wider, deren Kernfragen lauten: Soll man den Prozess der Geschichte als Personengeschichte begreifen, in der die historische Entwicklung aufgefasst wird als Ergebnis der Handlung, Entscheidung und Verfügung einzelner Machtinhaber? Ist Geschichte also ein Prozess, der als individualistischer Personenprozess aufgefasst werden kann? Kann mithin ein Beispiel, das herangezogen wird, stellvertretend für eine allgemeingültige Haltung sein, und inwieweit ist eine Beweisführung des „pars pro toto“ möglich? Der Soziologe Max Weber hat auf der Suche nach einer objektivierenden Methodik in den Sozialwissenschaften zur Lösung dieses Problems beigetragen, indem er den Gedanken vom „Idealtypus“ (Weber 1904: 70) entwickelt hat. Der *Idealtypus* nimmt eine Stellung zwischen dem übergeordnet allgemeinen Wesen eines Gedankens und seiner individuellen Ausformung ein. Weber erklärt:

„Er wird gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluss einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen *E i n z e l e r s c h e i n u n g e n*, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen *G e d a n k e n* bilden.“ (Weber 1904: 65; Hervorh. i. O.)

Was also ist auf idealtypische Weise adlig, was bürgerlich? Durch welche Wertmaßstäbe unterscheiden sich beide Kulturen? Was haben sie gemeinsam?

Der Unterschied zwischen *Adel* und *Bürgertum* bezieht sich auf deren jeweilige *ökonomisch-politische Struktur* und ist, wie ich im nun folgenden Kapitel zeigen werde, von so *grundlegender Bedeutung*, dass er nicht nur beide Kulturen

gegeneinander ausschließt (vgl. Kapitel 5), sondern auch, dass sich alles, was beide Kulturen voneinander unterscheidet, aus diesem fundamentalen Unterschied ableiten lässt.

Der Adel

Der Gedanke, dass *Machtchancen* sowie *Geldchancen*⁷⁷ (vgl. Elias 1969) anders als in bürgerlichen Gesellschaften errungen werden können, erscheint, da wir in einer bürgerlichen Gesellschaft leben und ihre wirtschaftlichen Grundprinzipien, nämlich die eines mehr oder minder modifizierten Kapitalismus, verinnerlicht haben, ungewöhnlich; dennoch ist zu bemerken, dass bis zur Abschaffung des Ständesystems und der verfassungsrechtlichen Sicherung bürgerlicher Forderungen das ökonomische System des Adels vorherrschend war. Dieses ökonomisch-politische System baut allerdings auf Grundprinzipien auf, die dem bürgerlichen System konträr entgegenstehen, ebenso wie die sozialen und moralischen Werte, die sich aus diesem System ergeben.

Gerade weil uns diese Prinzipien nicht mehr geläufig sind, bedarf es einer Erläuterung: John H. Kautsky hat in seinem Basistext „Funktionen und Werte des Adels“ (1979) vor dem Hintergrund des weberschen „Idealtypus“ die Lebenskultur des Adels verallgemeinert und überindividuelle Gesetzmäßigkeiten formuliert. Er sagt:

„Vom alten Ägypten vor fünftausend Jahren bis zu Äthiopien und Saudi-Arabien im frühen zwanzigsten Jahrhundert; vom mittelalterlichen China zum mittelalterlichen Frankreich; von arabischen zu mongolischen Erobererreichen; von der ottomanischen Türkei zum Peru der Inkas; vom Moskauer Zarenreich zum Mexiko der Azteken. Selbstverständlich sind diese und andere Aristokratenreiche durch wesentliche kulturelle Unterschiede voneinander getrennt, und es wäre ebenso statthaft, die Unterschiede zu betonen wie die Gemeinsamkeiten. Da mir daran liegt, allgemeine Aussagen über den Adel zu machen, ziehe ich letzteres vor und finde *die Ähnlichkeiten umso eindrucksvoller*, als sie große kulturelle wie auch geschichtliche und geografische Distanzen überbrücken.“ (Kautsky 1979: 2; Hervorh. d. Verfin.)

⁷⁷ Die Begriffe „Geldchancen“ (Elias 1969: 30), „Erwerbchancen“ (Elias 1969: 30) und „Machtchancen“ (Elias 1969: 143 f.) stammen aus Norbert Elias „Die höfische Gesellschaft“ (1969). Dies gilt für den gesamten Text. Aus Gründen der Lesbarkeit wird aber die Quelle nur einmalig genannt und in der Folge auf die sich wiederholenden Quellenangaben verzichtet.

Die genannten Ähnlichkeiten lassen sich auf einen gemeinsamen Punkt reduzieren, der in der Genesis des Adels begründet liegt. Kautskys Hauptthese besteht darin, dass aristokratische Kultur – gleich, wo und wann sie sich etabliert hat – immer auf dem Prinzip der Ausbeutung von Bauern beruht:

„Zu diesem Zweck definiere ich Adelige als Personen, die in einer Agrarwirtschaft, ohne selbst den Boden zu bestellen, von der Arbeit der Bauern leben und gehobene Regierungsämter innehaben oder sie einander streitig machen.“⁷⁸ (Kautsky 1979: 1)

Der Adel ist demnach ein „Stand der Herrschaft“ (Kautsky 1979: 1), der andere ausbeutet. Die Bauern gehören als „Leibeigene praktisch zu seinem Besitz“ (Barz 2008: 11), sie sind erbuntertänig und rechtlich bis in ihre Privatangelegenheiten hinein ihren Herrn unterstellt (vgl. Blickle 2006²). Darüber hinaus werden nicht nur die Arbeitskraft und Wehrfähigkeit der Bauern ausgenutzt, sondern auch die Territorien, auf denen die Bauern leben: Jagd, Forstwirtschaft, Bergung von Bodenschätzen (vgl. Kautsky 1979: 10; Reif 1999: 89 ff.) zählen zu den traditionellen Erwerbsquellen des Adels. Dabei ist der Adel weder auf Nachhaltigkeit in der Ausnutzung seiner Ressourcen bedacht noch orientiert sich sein Verhalten an bürgerlichen Moralkodizes (vgl. Kautsky 1979: 14). Innerhalb dieses Systems von Ausbeutung der Bauern und der Territorien, auf dem diese angesiedelt sind, stehen dem Adel *zwei* Möglichkeiten offen, seine Macht- und Geldchancen zu erhöhen:

1. Der Adel macht rivalisierenden Adligen die Ansprüche „streitig“ (Kautsky 1979: 1) – und zwar, indem er *Kriege* führt. Kautsky:

„Da sie [die Aristokraten] von Bauern leben, leben sie umso besser, je mehr Bauern sie beherrschen und besteuern, mögen sie dieses Vorgehen auch durch religiöse und ideologische Überlegungen rechtfertigen. Adlige werden deshalb immer das ihnen unterstehende Gebiet zu vergrößern versuchen. [...] Aristokraten führen daher nicht nur Angriffs-, sondern auch Verteidigungs- und Präventivkriege, um ihre Reiche gegen andere Aristokraten zu bewahren und ‚ihre‘ Bauern vor nomadischen Räubern und Eroberern zu schützen. Das Ergebnis ist immerwährender Krieg und manchmal das Entstehen von großen Reichen.“ (Kautsky 1979: 3; Erg. d. Verfin.)

⁷⁸ Kautsky macht eine entscheidende Einschränkung: „Ich schließe [...] von meinen Überlegungen solche Aristokratien aus, die mit Kaufleuten, geschweige denn mit Industriellen um die Macht wetteiferten oder sie mit ihnen teilen, und deren Werte von kommerziellen Werten infiziert sind.“ (1979: 2)

Die Übereinstimmung von Adel und Militär zeigt sich nicht nur im feudalen Europa, wo „jeder Krieger Adelliger und jeder Adelige, mit Ausnahme der Geistlichen, Krieger“ (Kautsky 1979: 5) war, sondern auch – wie Kautsky betont (vgl. Kautsky 1979: 5) anderenorts und zu allen Epochen: Der Eroberungswille eines Julius Caesar, von Alexander dem Großen und Dschingis Khan belegen Kautskys Annahme ebenso wie die Selbstverständlichkeit, mit der Krieg und Adel miteinander in Verbindung gebracht werden. Über die österreichischen Habsburger schreiben Leidinger, Moritz und Schippler:

„Selbst eine beinahe offiziöse, für eine größere Öffentlichkeit bestimmte Geschichtsdarstellung muss einräumen, dass die Monarchie verhältnismäßig viele Kriege geführt hat. Dabei hielten die Möglichkeiten zu keiner Zeit den übersteigerten Ansprüchen stand. Bis zuletzt, unter Franz Josef I., verlangte man als Großmacht von Weltgeltung, so gut es ging nach Gebietszuwachs, wenigstens aber nach dem zum Ewigkeitswert erklärten Status quo.“ (Leidinger/Moritz/Schippler 2003: 37)

Max Weber sagt über einen indischen Herrscher: „Als der Schöpfer über das Mahrattenreich ein Jahr keinen Krieg führte, galt dies den Nachbarherrschern als sicheres Zeichen tödlicher Erkrankung.“ (1921: 66)

Auch das Lehnsystem beruht auf einem militärischen Treuebündnis zwischen einem ranghöheren und rangniedrigeren Adel, welches die Erweiterung der Gebietsansprüche zum Ziel hat, und diesen mit Grundbesitzrechten entlohnt (vgl. Ganshof 1975: 1; vgl. Spieß 2002), und der Befugnis, Erträge aus den (eroberten) Teilgebieten zu beziehen (vgl. Ganshof 1975: 163 f.; Barz 2008: 12; Spieß 2002). Der Adelstitel „Herzog“ etwa leitet sich aus dem Mittelhochdeutschen „der vor dem Heer zieht“ ab (vgl. Barz 2006: 32) und bezeichnet den „Führer eines Heeres“ (Grimm/Grimm 1877/1984, Bd. 4.2: Sp. 1256). Seine militärischen Verpflichtungen (und die damit verbundene Abwesenheit von seinen Gebieten) zwingen ihn, Verwaltungsaufgaben abzutreten, die er wiederum mit Ansprüchen auf kleinere Gebiete seines Territoriums entlohnt: Der Adelstitel *Graf* ist ein Verwaltungstitel, eine Grafschaft ein Territorium, das der Graf verwaltet. Die Gebrüder Grimm sagen: „[...] die geschichte des wortes graf ist hinsichtlich seiner verwendung überwiegend von der sache her, d. h. durch die geschichte des *grafenamts* und des grafenstandes

bestimmt.“ (1854–1960/1984, Bd. 8: Sp. 1698; Hervorh. d. Verfin.) Der Titel *Graf* selbst leitet sich aus dem altgriechischen Wort „grapheus“, das für Schreiber steht, ab. Das Prinzip des Lehens erlaubt, zwischen hohem Adel (Besitzer von Grundeigentum) und niederem Adel (Verwalter von Grundeigentum) zu unterscheiden (vgl. Kautsky 1979: 4), begründet aber auch Rivalitäten innerhalb des Adels (vgl. Kautsky 1979: 4; Spieß 2002). Durch die Anbindung des Territoriums an einen Adelstitel wird nicht nur die ökonomische, sondern auch die politische Stellung innerhalb des Lehnsprinzips sichtbar gemacht. So wird Heinrich der Löwe z. B. urkundlich „Heinrich von Sachsen und Bayern“ (Barz 2008: 30) genannt, womit die Ansprüche auf die Einnahmen dieser beiden Herzogtümer dokumentiert sind, die er regiert (vgl. Barz 2008: 30).⁷⁹ Je größer das Territorium, desto größer die Macht- und Geldressourcen desjenigen, der es beherrscht, wobei im Namen immer der höchste Rang benannt wird: Franz I. aus dem Hause Habsburg-Lothringen ist

„König von Ungarn, König von Böhmen, von Dalmatien, Kroatien, Slovenien, Lodomerien und Illyrien; König von Jerusalem usw.; Erzherzog von Österreich, Großherzog von Toskana und Krakau; Herzog von Lothringen, von Salzburg, Steier, Kärnten, Krain und der Bukovina, Großfürst von Siebenbürgen, Markgraf von Mähren; Herzog von Ober- und Niederschlesien, von Modena, Parma, Piacenza und Guastalla, von Auschwitz und Zator, von Teschen, Friaul, Ragusa und Zara; gefürsteter Graf von Habsburg und Tirol, von Kyburg, Görz und Gradica, Fürst von Trient und Brixen; Markgraf von Ober- und Niederlausitz und in Istrien; Graf von Hoenembs, Feldkirch, Bregenz, Sonnenberg usw.; Herr von Triest, von Cattaro und auf der Windischen Mark; Großwoiwode der Woiwodschaft Serbien etc.“ (Rezzori 1962: 27 f.)

Er wird aber gemeinhin Kaiser von Österreich (Rezzori 1962: 27 f.) benannt, weil dies sein höchster Rang ist. Die unmittelbare Verknüpfung von politischem Amt und ökonomischem Vorrecht bringt eine Vermischung von Privat- und politischen Interessen mit sich, die außerhalb bürgerlicher Moralkodizes stehen. Kautsky dazu:

⁷⁹ Selbst in modernen konstitutionellen Monarchien lässt sich dieses Prinzip wiedererkennen. So ist Prinz Charles, der älteste Sohn der britischen Königin Elisabeth II., nicht etwa ein reicher Mann, weil er als Kronprinz geboren ist, sondern weil er (neben vielen weiteren Titeln) seit 1958 den Titel „Prince of Wales“ trägt, der ihm jährliche Einnahmen aus diesen Pfründen sichert. Tatjana Gräfin Dönhoff schreibt: „Mit dem Titel kommt auch das Herzogtum Cornwall (Duchy of Cornwall) von knapp 55.000 Hektar Größe in zwanzig Countys. [...] Das Einkommen soll den POW unabhängig vom Monarchen und der Regierung machen. [...] Charles ist jetzt reich, wirklich reich. Sein Einkommen beträgt zehn Millionen Pfund.“ (Dönhoff 2006: 106)

„Dass Adelige persönlichen Nutzen aus den offiziellen Posten, die sie innehaben, ziehen, daß es einfach keine Unterscheidung zwischen Staatseinnahmen und persönlichen Einnahmen gibt, ergibt sich aus der Natur adliger Herrschaft als einem ausbeuterischen Unternehmen. Auf die Adelige angewandt ist der Begriff der Korruption daher sinnlos. Vom moralischen sowie legalen Gesichtspunkt aus betrachtet, verhalten sie sich vollkommen korrekt, in Übereinstimmung mit ihren eigenen Maßstäben, wenn sie sich selbst bereichern. Jede andere Handlung wäre mit dem Adelsstand unvereinbar.“ (Kautsky 1979: 14)

2. Die zweite Möglichkeit, seine Macht- und Geldchancen zu erweitern, bietet sich dem Adel auf einem weniger martialischen Terrain: *der Heirat*. Das Diktum „Bella gerant alii, tu felix Austria nube. Nam que Mars aliis, dat tibi regna Venus“⁸⁰ (Seydel 2005³: 11) zeugt ebenso davon wie die Vokabel „Heiratspolitik“, die markiert, dass mit adligen Hochzeiten staatliche Interessen verfolgt werden. (vgl. Weller 2004; Ehlers 1987: 135 ff.) Dass dabei die Staatsräson über persönliches Empfinden gestellt wird, zeigt nicht nur, dass der Hochzeit in der Regel keine Zeit des Kennenlernens voranging, sondern auch, dass Eheversprechen und Ehebindnisse eingegangen wurden, ohne dass das Brautpaar im biologischen Sinn heiratsfähig war: Die schottische Königin Maria Stuart wurde am 7. Juli 1548 im Alter von fünf Jahren mit Franz, dem späteren König von Frankreich, verlobt (vgl. Muhlstein 2005: 53 f.). Johanna von Navarra wurde bereits im Alter von wenigen Monaten mit dem späteren englischen König Heinrich III. verlobt. Als sich die politische Lage änderte, wurde das Heiratsversprechen gelöst und die minderjährige Braut dem Französischen Thronfolger Phillip den Schönen zugesprochen, den die Elfjährige dann am 16. August 1284 heiratete (vgl. Ehlers 1987: 168 f.). Von einem aus heutigem Verständnis heraus grotesk anmutenden, aber innerhalb der Logik adliger Kultur anschlussfähigen Beispiel berichtet Leitner:

„Marias Großvater, Kaiser Maximilian I., ständig bemüht, die Bereiche seiner Macht und seines Einflusses zur höheren Ehre des Hauses Österreich und seiner Absicherung des bereits Gewonnenen auszudehnen, engagierte sich nicht nur im Westen Europas, indem er

⁸⁰ Zu Deutsch: „Andere mögen Kriege führen, du glückliches Österreich heirate. Denn was anderen der Gott Mars gibt, gibt dir die Herrschaft der Venus.“ Danke an Cornelius Hartz für die Übersetzung.

ein dichtes Netz von Bündnissen und Heiratsvermögen flocht. Auch der Osten war ihm wichtig [...] Kaum war die ungarische Königin abermals schwanger, arrangierte Maximilian die zweite Verbindung. Erzherzogin Maria wurde, obwohl das Geschlecht des Ungeborenen nicht bekannt sein konnte, mit dem Embryo verlobt.“ (Leitner 2003: 96 f.)

Aber nicht nur die Habsburger haben ihre Ehen strategisch-politisch geplant: „Die gesamte europäische Aristokratie nutzte das Ehebett zur Durchsetzung machtpolitischer Interessen.“ (Leidinger/Moritz/Schippler 2003: 37) Auch andere Häuser haben mit den Mitteln der Heiratspolitik versucht, ihre territorialen Ansprüche zu erweitern; das Haus Hohenzollern schuf z. B. durch arrangierte Ehen die Grundlage für das Königreich, das sich später „Preußen“ nannte. Clark kommentiert: „Für einen Staat, der weder über natürliche Grenzen verfügte noch über die nötigen Ressourcen, um seine Ziele gewaltsam durchzusetzen, war Heiratspolitik das bevorzugte Instrument.“ (Clark 2006⁵: 30) Der Wunsch, Ansprüche auf die Ausbeutung von Territorien und der darauf lebenden Bauern durch arrangierte Ehen zu manifestieren, führte zu jenen „geschlossenen Heiratskreisen und Verwandtenehen“ (Reif 1999: 30), die für den Adel typisch sind. Adlige Heiratspolitik machte nicht nur den Nachweis einer Ahnenprobe bis hin zu den 16 Ururahnen (vgl. Seydel 2005³: 12) erforderlich – soweit dies überhaupt möglich war, denn insbesondere die Ahnenreihen des Hochadels zeichnen sich durch starken Ahnenverlust aus, weil, so Leidinger/Moritz/Schippler, „Orgien der Inzucht“ (Leidinger/Moritz/Schippler 2003: 149) gefeiert wurden. Die Ahnenreihe von Karl II. von Spanien gibt ein Beispiel für den beschriebenen Ahnenschwund: „Der Knabe [Karl II. von Spanien] musste ja zwangsläufig Degenerationserscheinungen aufweisen, denn während jeder Normalsterbliche in der fünften Generation 32 verschiedene Vorfahren aufzuweisen hat, waren es bei Karl [...] nur noch zehn und sieben seiner acht Urgroßeltern stammten auch noch direkt von Johanna der Wahnsinnigen ab.“ (Thoma 2003⁶: 59; Erg. d. Verfin.)

Aus dem ökonomischen Prinzip der Ausbeutung von Bauern und Territorien, aus dem sich Krieg und Hochzeitspolitik als Handlungsoptionen ableiten, hat der Adel bestimmte Prinzipien, Merkmale und Werte kultiviert, die über alle zeitlichen und

territorialen Grenzen hinweg gültig zu sein scheinen. Simmel bemerkt, dass diese Werte und Maßstäbe des Adels in einem Maße homogen seien, dass man von einer „internationalen Adelsrepublik“ (Simmel 1908/1968: 548) sprechen könne, und illustriert die hohe Homogenität adliger Interessen mit dem Bonmot, dass „Adlige sich oft an einem Abend besser kennenlernen, als Bürgerliche in einem Monat“ (Simmel 1908/1968: 547). Heimann betonte, dass Nobilität sich „nicht in rechtlichen ökonomischen und materiellen Merkmalen allein [erschöpfe], sondern zu diesem [...] nicht weniger ein spezifischer kultureller Habitus bis in das alltägliche Miteinander hinein“ (Heimann 2000: 9; Erg. d. Verfin.) gehöre.

Einige dieser über Generationen hinweg ausgebildeten distinktiven Merkmale seien hier aufgeführt:

Eines der markantesten Merkmale, das sich aus dem Anspruch, Territorien auszubeuten, ableitet, ist das Kriterium der „*hohen Geburt*“, das heute schlicht als Synonym für Adel gilt, aber ursprünglich aus dem Erbschaftsrecht und in Distinktion zu den ausgebeuteten Bauern, die besitzlos sind und damit als Erblasser für den Adel ausscheiden, entstanden ist (vgl. Kautsky 1979: 6).

Ein weiteres Distinktionsmerkmal besteht in der *Ablehnung körperlicher Arbeit*: Um den (zunächst lediglich behaupteten) Unterschied zwischen sich und den Bauern aufrechtzuerhalten, kultiviert der Adel die Ablehnung körperlicher Arbeit (vgl. Kautsky 1979: 7). Er verachtet sie, deklariert sie als „erniedrigend und ehrlos“ (Kautsky 1979: 7).

Ein dritter Gegenstand adliger Kultur und Distinktion ist die *Verachtung des Geldes* und alles, was damit zusammenhängt: Handel, aber auch das Finanzwesen. Denn: „Der Adlige braucht kein Geld zu verdienen, es fällt ihm in seiner Eigenschaft als Adligem kraft seiner Kontrolle über Bauern zu.“ (Kautsky 1979: 9) Diese Ablehnung des Geldes zeigt sich zu allen Zeiten und Epochen: Der japanische Kodex des Militäradels, „*Bushido*“, verbot den Adligen, sowohl Geld zu berühren als auch über Geld zu sprechen (vgl. Kautsky 1979: 8). „Im kaiserlichen China und im feudalen Japan wurden Kaufleute und Handwerker, selbst wenn sie reich waren, offiziell sogar niedriger eingestuft als Bauern.“ (Kautsky 1979: 10) Auch im feudalen Europa des 19. Jahrhunderts, als die Erwerbsgrundlage des Adels durch Bodenreformen geschmälert wurde und eine Öffnung zum Großbürgertum hin, etwa durch eine erweiterte Heiratspolitik, das

„Obenbleiben“⁸¹ hätte gewährleisten können, wird diese Rettungsstrategie zugunsten einer erhöhten Bereitschaft zum Eheverzicht verworfen (vgl. Reif 1999: 32).

Das Bürgertum

Wie die Wertvorstellungen des Adels auf spezifischen über den Besitz von Boden definierten gesellschaftlichen Chancen aufbauen, so haben auch die Wertvorstellungen des Bürgertums ihre Grundlagen in den Möglichkeiten, mit bestimmten Mitteln *Macht- und Geldchancen* zu ergreifen: Dabei stellen die politischen Forderungen, die in den bürgerlichen Revolutionen und Rebellionen (in England 1688, in Nordamerika 1776, in Frankreich 1789, in Deutschland 1848) gestellt wurden, wie etwa die Gleichheit vor dem Gesetz, die Vertragsfreiheit, der Schutz des Privateigentums, der Solidargedanke, die Sicherung der Menschenrechte, die Kontrolle der Macht durch die Teilung der staatlichen Gewalten, freie Wahlen, einen Verfassungsstaat und als Ausdruck dessen das Recht auf die Freiheit des Handelns, Denkens, Glaubens und der Meinung (vgl. Habermas 1962/1990, Kofler 1992, Schrader 1996), den Endpunkt einer langen emanzipatorischen Entwicklung dar, die ihren Ausgangspunkt in der *Entstehung* des Bürgertums nimmt, und zwar nicht nur in Abgrenzung zu den Bauern einerseits, sondern auch in Abgrenzung zum Adel andererseits, wiewohl dieses Verhältnis von einem Anschlussbedürfnis an dessen Machtchancen geprägt ist. Die Forderung dieser Machtchancen beruht jedoch auf einer erhöhten Möglichkeit, Geld- und Erwerbschancen zu ergreifen: Die politischen Forderungen, die letztlich die Ablösung vom Adel und die Gründung von bürgerlichen Gesellschaften bewirkt haben, finden ihren Ursprung in der Forderung, den Ertrag der eigenen Arbeit für sich selbst beanspruchen zu können und nicht wie die Bauern an den Adel als „einem ausbeuterischen Unternehmen“ (Kautsky 1979: 14) abführen zu müssen, kurz: dem *Recht auf Privateigentum* und *dem Recht, darüber selbst bestimmen zu dürfen*. In diesem Zusammenhang erklärt

⁸¹ Dieser Begriff wurde von Werner Sombart geprägt und zählt zur Basisterminologie der Adelforschung. Weiterführend ist hier u. a. Walter Brauns Aufsatz „Konzeptionelle Bemerkungen zum Obenbleiben. Adel im 19. Jahrhundert“ (1990), in dem dargelegt wird, dass der Adel durch lang tradierte Aneignung bestimmter Überlebensstrategien flexibel auf die soziopolitischen, sozioökonomischen und soziokulturellen Strukturveränderungen des 19. Jahrhunderts reagierte und somit seine Legitimationskrisen lange unbeschadet überstanden hat.

sich auch die Verwendung des Begriffs „*Privatmann*“ (vgl. von Kuenheim 1984: 15) oder „*Privatleute*“ (Habermas 1962/1990: 284) als Synonym für *Bürgerlicher*: Der *Privatmann* wirtschaftet für seine privaten Interessen, der Adel für staatliche Interessen; das allerdings nur vorgeblich, wie zu sehen war, denn der Adel macht „keine Unterscheidung zwischen Staatseinnahmen und persönlichen Einnahmen“ (Kautsky 1979: 14), was sich aus seiner Struktur als ausbeuterisches Unternehmen ergibt (vgl. Kautsky 1979: 14).

Das *Recht auf Privateigentum* fand seinen Ausdruck in der Forderung nach Aufhebung der Leibeigenschaft und der Forderung, den Ertrag der eigenen Arbeit behalten zu dürfen (die Bauern waren leibeigen und arbeiteten für ihren Dienstherrn), dem Recht auf Selbstverwaltung (die Bauern waren der Gerichtsbarkeit ihres Lehnsherrn unterstellt), dem Marktrecht sowie dem Zollrecht und der damit verbundenen Gründung von freien Städten (das Land der Bauern war Besitz des Adels) und der Bildung von kaufmännischen Gilden (Handel) und handwerklichen Zünften (Handwerk) als Interessenverbände.

Im Zusammenhang mit diesen ersten emanzipatorischen Bestrebungen des Bürgertums ist die Doppeldeutigkeit des Begriffs „privat“ bezeichnend, der sich aus dem lateinischen Verb „privare“ ableitet und einerseits mit „sich befreien“, andererseits aber auch mit „berauben“⁸² übersetzt werden kann: Bürgerliche Forderungen haben ihren Ursprung in einem Befreiungsschlag von adligen Ausbeutungsansprüchen, sie berauben den Adel seiner Erwerbschancen: Die Sphäre des Privaten ist somit nicht isoliert von der Sphäre der Öffentlichkeit, z. B. des „Räsonnement“ (Habermas 1962/1990: 284), zu betrachten, sondern ist aus ihr erwachsen. Beide Sphären stehen in einem Abhängigkeitsverhältnis zueinander und sind nicht voneinander zu trennen. Sie verhalten sich zueinander wie zwei Seiten einer Medaille (vgl. Pundt 2002: 144).

Aus diesem erkämpften *Recht auf Privatbesitz* haben sich nicht nur bürgerliche Macht- und Geldchancen entwickelt, sondern auch bestimmte Kodizes, Moralvorstellungen und Werte, die die bürgerliche Kultur kennzeichnen. Während der Adel – wie zu sehen war – seine Geld- und Machtchancen durch Kriege und Ehen manifestiert, wachsen bürgerliche Geld- und Machtchancen durch die Anhäufung von Privatbesitz. Leistungsgedanke und Arbeitsethos sind

⁸² Mit bestem Dank an Cornelius Hartz, der mir bei allen Übersetzungen aus dem Lateinischen und Altgriechischen immer eine Hilfe war.

logische Folge dieser ökonomischen Voraussetzungen. Dass jedoch Geld, Gelderwerb, Handel, Profit und Zinsen Gegenstand adliger Verachtung sind (vgl. Kapitel 4.1) und der Adel um Geld ein soziales Tabu konstruiert hat, mag seine Ursprünge nicht nur darin haben, dass das Bürgertum sich das Recht auf Privatbesitz gegen den Adel erstritten hat, sondern auch, dass die Einforderung dieser Rechte gleichzeitig mit einer Einschränkung adliger Privilegien verbunden ist (und schließlich sogar zur Abschaffung des Adels geführt hat). Kautsky bemerkt:

„Dieses instinktive Misstrauen gegen einen zur Modernisierung führenden Handel ist weiter nicht verwunderlich, da sich darin der Anfang vom Ende aristokratischer Herrschaft ankündigte.“ (Kautsky 1979: 10)

Szerbs Beobachtung zielt in die gleiche Richtung:

„Andererseits aber: Die Verschwendung der großen Herren machte mittelbar oder unmittelbar den Bürgerstand. Das Geld, das den Privilegierten durch die Finger floß, sammelte sich in den Schatullen der Bürger und kam dem Wohlstand zugute, den wir eingangs erwähnt haben und der sonderbarerweise zur Grundlage der großen Zeitenwende wurde.“ (Szerb 1943/2005²: 36)

Zusammenfassung und weiterführende Fragestellung

Während der Adel, wie in dem Vergleich zwischen den ökonomischen Grundprinzipien adliger und bürgerlicher Kultur zu sehen war (vgl. Kapitel 4.1), seine Geld- und Machtchancen durch Ausbeutung von Bauern und die Aufrechterhaltung eines ständischen Systems sicherstellt, versucht sich das Bürgertum, Machtpositionen und Erwerbschancen durch Kapitalwirtschaft zu sichern. Diese einander ausschließenden Kulturen haben auf der Basis ihrer ökonomischen Grundstruktur einen jeweiligen Wertekanon entwickelt: Diese Wertvorstellungen unterscheiden sich nicht nur konträr voneinander, sondern sie rivalisieren im Entstehungszeitraum des Wortes „*Klatsch*“ und seiner Derivate, also im 18. und 19. Jahrhundert, sogar miteinander.

Mich interessiert im Folgenden, ob sich meine *Hypothese*, dass Klatsch ein *Fragment adliger Kultur* aus der Perspektive bürgerlicher Wertvorstellungen ist, belegen lässt. Dazu möchte ich die einzelnen Pole des von mir als „Sinnkonglomerat gleichzeitig aktualisierter Dichotomien“ definierte Wort

„Klatsch“ (vgl. Kapitel 3.3) vor dem Hintergrund der jeweiligen Kultur (adlig/bürgerlich) auf Ähnlichkeiten und Unterschiede hin analysieren. Konkret gefragt: Wie werden die einzelnen Merkmale der paradoxen Sinnkombination „Klatsch“ vor dem Hintergrund adliger bzw. bürgerlicher Kultur bewertet? Von welchen Wertvorstellungen ist das *Private* und damit einhergehend das *Sprechen über Privates* innerhalb einer idealtypischen bürgerlichen bzw. adligen Kultur geprägt? Unterliegt das *Sprechen über Privates* in den jeweiligen Kulturen einer Gendermarkierung? Wie macht sich vor beiden Kulturen das Klatschmerkmal der *Zeitökonomie* bzw. *Zeitverschwendung* aus? Was wird innerhalb der beiden Kulturen als *gutes*, was als *schlechtes* Gespräch bewertet, was ist in diesen Kulturen *unterhaltsam*, was ist *informativ*? Gibt es Differenzen? Das sind die Fragen, denen im folgenden Kapitel nachgegangen wird.

4.2 Die *Klatschdichotomie* Zeitnutzen/Zeitverschwendung

4.2.1 Bürgerliche Kultur und Zeit

Es zählt zu den genuinen Merkmalen von Klatsch, dass man, in ihn vertieft, „leicht die Zeit vergisst“ (Bergmann 1987: 26). Da sich jedoch die Inhalte eines Klatschgespräches auf eine „Neuigkeit aus dem Bereich anderer“ (Duden 1999³: 2132) beziehen und Neuigkeiten dieser Art als „[weniger wichtige] private Dinge“ (Duden 1999³: 2132) bewertet werden, gilt die Zeit, die man für ein Klatschgespräch verwendet, als verschwendet oder als nutzlos (vgl. Sabini/Silver 1982: 92). Bergmann sagt: „Wir wissen, dass es beim Klatsch um eigentlich unwichtige Dinge geht; wir wissen, dass das Interesse am Klatsch gegenüber beruflichen Verpflichtungen von absolut untergeordneter Bedeutung zu sein hat; [...]“ (1987: 26) Doch welche latenten und impliziten Wertmaßstäbe sind es, die uns wissen lassen, dass es bei Klatsch um unwichtige Dinge geht und er gegenüber beruflichen Dingen eine untergeordnete Rolle zu spielen hat? Warum gilt wegen dieser impliziten Maßstäbe ein Klatschgespräch als *Zeitverschwendung* (vgl. Kapitel 3.2.1.3)?

Da „Klatsch“ ein Wort ist, das sich in seiner diffizilen semantischen Merkmalskombination erst mit der Erstarkung bürgerlicher Kultur im 18. und 19. Jahrhundert herausgebildet hat (vgl. Kapitel 3.1), habe ich die Hypothese aufgestellt, dass das Wort und die damit benannte Sozialform bürgerliche

Wertvorstellungen widerspiegelt, und darüber hinaus, da die bürgerliche Kultur zum Zeitpunkt der Entstehung des Wortes „Klatsch“ noch nicht ökonomisch-politische Leitkultur war, die Werte adliger Kultur reflektiert. Vor dem Hintergrund dieser Annahmen möchte ich nun zeigen, wie nach bürgerlichen Maßstäben der Zusammenhang von *Zeitökonomie* und *Reden über Privates* bewertet wird, und im Anschluss daran, wie dieser Zusammenhang innerhalb der Maßstäbe adliger Kultur bewertet bzw. ob er überhaupt bewertet wird.

Zunächst zur bürgerlichen Kultur: Einen Hinweis darauf, wie Klatsch in einer vorkapitalistischen Gesellschaft beurteilt wird, gibt ein Eintrag in Johann Heinrich Zedlers „Universal-Lexicon“ aus dem Jahre 1737, an dem nicht nur der stark wertende Tonfall auffällt, sondern auch die unverhohlene Art, mit der eine Anleitung zu einer idealen Lebensführung ausgesprochen wird. Diese Subjektivität mag einen Leser, der die betont sachliche Diktion heutiger Nachschlagewerke gewohnt ist, verwundern. Anfang des 18. Jahrhunderts scheint sie jedoch in der langen Tradition der Moralistik zu stehen, die bis in die Fürstenspiegel des Mittelalters zurückreicht, von den Denkern der italienischen Renaissance aufgenommen wurde und in den höfischen (somit adligen) Klugheitslehren des 17. und 18. Jahrhunderts voll aufblühte (vgl. Zimmer 1999: 24 ff.) Ihr Habitus wurde von Publikationen, die auf das aufstrebende Bürgertum abzielten⁸³, adaptiert (vgl. Blom 2005). Die Anknüpfung an diese (adlige) Tradition zeigt sich in der Wahl der Begriffe „klug“ und „Klugheit“ (vgl. Zimmer 1999) sowie in der Vorgabe sittlich-moralischer Verhaltensregeln. Es heißt:

„Klatschen heisset nicht nur das gemeine Laster, wenn ein Mensch dasjenige, was er nur von einer und der anderen Sache gedencket, aber was etwa von einem anderen davon gedacht und ihm offenbart worden, ohne Unterschied einem jeden entdeckt; sondern man verstehet auch alles unnöthige langweilige Unterreden des liederlichen Gesindes, und anderer gerne müßig gehender Leute, weil eben dabei viel Mahl

⁸³ Ein augenfälliges Indiz für die Ausrichtung des Zedler-Lexikons auf eine bürgerliche Zielgruppe sind die ausführlichen und gründlich recherchierten Artikel zur Medizin, die so detailgenau sind, dass sie nicht nur als Kompendium des damaligen Wissensstandes anzusehen sind, sondern auch als Anleitungen hätten dienen können. „Der Artikel über Hand-Amputationen ist so ausführlich, dass ein ambitionierter Amateur danach vorgehen konnte. Er vermerkt sogar, wie lange man braucht, um die Knochen des Unterarms durchzusägen: etwa so lange, wie man für ein Vaterunser benötigt.“ (Blom 2005: 24) Zwar besteht das ständische Bürgertum im 18. Jahrhundert immer noch hauptsächlich aus Handwerkern und Kaufleuten (vgl. Im Hof: 1982: 54). Mit der Gründung der Universitäten aber strebten zunehmend mehr Bürgerliche eine akademische Laufbahn an. Aber: „Der akademische Beruf des Advokaten war *wie derjenige des Arztes* im 18. Jahrhundert noch nicht sonderlich geachtet. Sie gehörten eben zur bürgerlichen Mittelklasse, in der auch ihre Vorfahren, die Handwerker, figurierten; [...]“ (Im Hof: 1982: 54; Hervorh. d. Verf.). Der Beruf des Arztes ist dem eines Handwerkers gleichgestellt (vgl. Im Hof: 1982: 54).

unbedachter Weise, von einer Sache gesprochen wird, darein dergleichen Personen zu reden nicht Ursache haben. Beide Arten sollen von einem klugen Haus-Vater unter seinen Leuten nicht gestattet, vielweniger werden aber die eine noch die andere von ihm selbst ausgeübet werden, weil beide wider die Reguln der Klugheit und Billigkeit lauffen: Denn es befördert ein Klätcher mehr seinen Schaden, als daß er einem Nutzen dabei antrifft, er macht sich verächtlich und ziehet sich endlich Verantwortung auf den Hals; zugeschweigen, daß er ihm sonst die nützliche Zeit so gar unverantwortlich dabei verschwendet und übel anlegt.“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866)

Auch wenn Schneider, der Leiter des Forschungsprojekts zur Erschließung des Zedler-Lexikons an der Universität Leipzig, die Ausrichtung dieses Nachschlagewerks auf ein bürgerliches Publikum nicht mit Zahlen belegen und lediglich feststellen kann: „Es gibt nur gute Vermutungen: Bürger, Akademiker, Geistliche“⁸⁴ (Schneider 2006), zeigen schon die Wortwahl und der Handlungszusammenhang, in dem vor dem Klatschen gewarnt wird, dass es sich um einen bürgerlichen Haushalt handelt, auf den referiert wird: Denn Zedler bezieht sich erkennbar auf die Lebenszusammenhänge im „ganzen Haus“ (vgl. Brunner 1966: 36), einem ökonomischen Zusammenschluss meist handwerklicher oder kaufmännischer Ausrichtung, dem der „Hausvater“ mit Rechten und Pflichten vorstand (vgl. Brunner 1966: 36). Dem „ganzen Haus“ gehörten nicht nur die Bluts- und angeheirateten Verwandten des Hausherrn an, sondern auch, je nach ökonomischer Ausrichtung des Betriebs, das gesamte Dienstpersonal wie Mägde und Knechte beim Bauern, Lehrlinge und Gesellen beim Handwerker, Dienstboten und Helfer in einem kaufmännischen Betrieb (Riehl 1858: 158). „Alle Mitglieder des Hausstandes unterstanden dem Schutz, aber auch der Rechtsgewalt des Hausherrn; die in gewisser Hinsicht ‚unmündige‘ Haushaltsfamilie wurde durch die Rechtsperson des Hausvaters als deren Vorstand nach außen vertreten“. (Müller-Staats 1987: 15; vgl. Riehl 1858: 172) Innerhalb dieser rechtlichen wie ökonomischen Gemeinschaft war es üblich, „dass das Gesinde seine Herrschaft ‚Vater‘ und ‚Mutter‘“ (Riehl 1858: 159) nannte. Wenn Zedler in seinem Lexikon vom „Haus-Vater“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) spricht, meint er diese bürgerliche Form des Zusammenlebens.

⁸⁴ Dieses Zitat stammt aus einem elektronischen Brief von Ulrich Johannes Schneider, der von 2004 bis 2007 das DFG-Projekt „Sachliche Erschließung von Johann Heinrich Zedlers Universal-Lexicon“ leitete. Der Brief trägt das Datum vom 14. März 2006.

Zedlers Lexikoneintrag verweist auf mehrere Merkmale des *Sinnkonglomerates Klatsch* (z. B. die Privatsphäre); ich möchte mich zunächst auf die Erörterung des Zusammenhangs von *Zeit* und *Klatsch* beschränken. Zedler warnt davor, dass beim Klatschen „die nützliche Zeit so gar unverantwortlich dabei verschwendet und übel angelegt“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) sei. Hervorstechend an dieser Formulierung ist die Metaphorik, die dem Finanz- und Geldwesen entlehnt ist: „Anlegen“ ist ein Fachbegriff aus dem Börsenumfeld⁸⁵, man legt Geld in Aktien an und hofft auf Rendite; „übel anlegen“ bedeutet, dass Aktien gekauft wurden, die an Wert verloren haben; „verschwendet“ ist ebenfalls ein Begriff, der mit Geld in Verbindung gebracht wird, er unterstellt, dass das Geld nicht für „nützliche“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) Dinge ausgegeben wird. Die Begriffswelt der Finanzen wird auf ein scheinbar unerschöpfliches Kontinuum wie die Zeit übertragen. Sie ist dadurch strukturiert in a.) „langweilig“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) und „müßig“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) und b.) in Zeit, die „nützlich“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) ist. In letzter Konsequenz bedeutet diese Metaphorik: Zeit ist Geld.

Die morphologische „Sachnotwendigkeit“ (Pelz 1982⁵: 189), die diese Metaphorik möglich macht und die Begriffsverschiebung verursacht, hängt mit einer Erweiterung der *Geld- und Machtchancen* des Bürgertums im ausgehenden Mittelalter zusammen: Die Ökonomik des „ganzen Hauses“ erwirtschaftete bis Ende des Mittelalters lediglich, was es zur Beibehaltung seiner Eigenständigkeit benötigte (Müller-Staats 1987: 14). „Die Hauswirtschaft war weitgehend autark, nur die Güter, die darüber hinaus als Ergänzung ihrer Eigenständigkeit unbedingt notwendig waren, wurden mit Hilfe des Handels beschafft“ (Müller-Staats 1987: 14). Der Wandel vom feudal geprägten ausgehenden Mittelalter zur Epoche des Vorkapitalismus geht mit mehreren (u. a. demografisch⁸⁶, religiös⁸⁷,

⁸⁵ Lojewski erklärt: „Die erste Börse der Welt öffnete ihre Tore im Jahr 1409 in Brügge. Sie wurde nach der Kaufmannsfamilie van der Buerse benannt. 1540 entstanden die ersten deutschen Börsen in den zu damaliger Zeit wichtigsten Handelszentren Nürnberg und Augsburg, dem Sitz der Familie Fugger. 1554 folgte die Londoner Börse (Royal Exchange). Zum wichtigsten Börsenstandort in jener Zeit entwickelte sich jedoch Amsterdam. Dort wurde etwa ab 1602 die wahrscheinlich erste Aktie der Welt gehandelt, das Wertpapier der Niederländischen Ostindischen Kompagnie.“ (Lojewski 2011)

⁸⁶ In den 40er-Jahren des 18. Jahrhunderts kam es in fast allen Staaten Europas zum Bevölkerungsboom. Ursache dafür waren neue Gesetze, denn den Machthabern (dem Adel) galt es als wünschenswert, viele Bürger (und damit auch viele Steuerzahler) zu haben (vgl. Burguière/Klapisch-Zuber/Segalen/Zonabend 1997: 15 ff.). Dieses neue Ideal wurde mit entsprechenden Gesetzen gefördert. Eines war die Herabsetzung des Mindestalters bei der Hochzeit: Lag dieses Anfang des 18. Jahrhunderts bei Männern im Schnitt zwischen 29 und 30 Jahren, bei Frauen zwischen 25 und 26 Jahren, konnten Bürgerliche mit den neuen Gesetzen ohne Einwilligung der Eltern ab dem 21. Lebensjahr heiraten. (Burguière/Klapisch-Zuber/Segalen/Zonabend 1997:

steuerrechtlich [vgl. Kapitel 4.4.1] motivierten) ineinander wirkenden Veränderungen einher, die Einfluss auf die Strukturbedingungen des autark wirtschaftenden „ganzen Haus[es]“, dessen Ökonomie und letztlich dessen *Geld- und Machtchancen* ausübten – es konnte mit einem Mal im „ganzen Haus“ mehr erwirtschaftet werden, als zur Beibehaltung der autarken Lebensgemeinschaft benötigt wurde (Müller-Staats 1987: 14). Damit kommt es zu einer neuen Arbeitsmoral, für die der *Faktor Zeit* maßgeblich ist. Wie sich die Arbeitsmoral im „ganzen Haus“ vor der Kapitalisierung der Märkte und der Industrialisierung gestaltet hat, dafür gibt LeRoy Ladurie in seiner Studie „Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor. 1294 bis 1324“ ein anschauliches Beispiel:

„Die Arbeit war also nicht so fesselnd, daß man sich nicht von ihr hätte losreißen können, bei Gelegenheit. Die gelassene Arbeitsmoral war bezeichnend nicht nur für den tüchtigen Schumacher Arnaud Sicre, sondern allgemein verbreitet. Die Zeit des Handwerkers scheint der Zeit des Bauern und der Zeit des Schäfers noch sehr nahe gewesen zu sein. Pierre Maury, als ausnehmend fleißiger Schäfer bekannt, war gleichwohl bei jeder Gelegenheit bereit, seine Herde stunden-, ja tage- und wochenlang um irgendwelcher extracurricularen Aktivitäten willen in der Obhut seines Bruder oder eines Freundes zu verlassen. In Montaillou und um Montaillou herum ging man viel spazieren und pflegte ausgiebig der Ruhe, namentlich an heißen Tagen.“ (LeRoy Ladurie 1980: 300)

Doch mit der Möglichkeit, Profit zu erwirtschaften, entwickelt sich nun auch ein anderes Zeitverständnis.

Da die Logik der bürgerlichen Ökonomik mit der Erhöhung von Geld- und Erwerbchancen durch Anhäufung von Geld einhergeht und diese Möglichkeiten im engen Zusammenhang mit *Arbeit* und entsprechender Mehrarbeit stehen, haben die oben benannten gesetzlich-demografischen Faktoren einen Wandel der Arbeitsverhältnisse in der Ökonomie des „ganzen Hauses“ nach sich gezogen, die zu einer Erhöhung der Produktivität und zu jener Prosperität geführt haben, die die Bezeichnung dieser Epoche als „vorindustriell“ oder „vorkapitalistisch“ rechtfertigt. Damit aber mehr, als bislang für die Eigenständigkeit des „ganzen Hauses“ notwendig war, erwirtschaftet wurde, musste auch mehr gearbeitet

15 ff.). Damit war die „Hauptwaffe bei der Empfängnisverhütung im klassischen Europa“ (Burguière/Klapisch-Zuber/Segalen/Zonabend 1997: 15 ff.) abgewehrt.

⁸⁷ Einen nicht unwesentlichen Aspekt für die aufkeimende Prosperität, die die vorkapitalistische Epoche kennzeichnet, dürfte – besonders in lutherischen, calvinistischen und protestantischen Gebieten – die Abschaffung liturgischer Gedenk- und Feiertage, die die Heiligenverehrung und die Verehrung der Gottesmutter Maria zum Inhalt haben, gewesen sein. Levine sagt: „Im europäischen Mittelalter gab es durchschnittliche 115 Feiertage.“ (1997: 32).

werden. Diese Entwicklung zog eine Verschiebung der Verhältnisse im „ganzen Haus“ nach sich, die zulasten des Gesindes ging und schließlich in dessen Ausbeutung endete, ohne dass im Gegenzug die sozialen Verpflichtungen eingelöst worden wären (vgl. Müller-Staats 1987: 20). Denn die Mehrarbeit hatte das Gesinde zu tragen; die Erträge nahm der rechtliche Vorstand des „ganzen Hauses“, der „Haus-Vater“, ein.

Das Wahrnehmen von *Zeit* als ökonomischem Faktor ist einer von vielen Aspekten, die diese komplexen demografischen Entwicklungen mit sich gebracht haben (vgl. Levine 1997: 42 ff.). Denn erst vor dem Hintergrund dieser möglicherweise durch nicht geleistete Arbeitszeit verpassten *Geld- und Erwerbschancen* werden aus Arbeitern „gerne müßig gehende Leute“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866), wird das Sprechen des Gesindes zu (der negativ konnotierten Sozialhandlung) Klatsch, das klatschende Gesinde zu „liederlichem Gesinde“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) und die *Zeit*, die nicht „nützlich“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866), nämlich mit Arbeit, sondern mit Klatschen verbracht wird, zu einer *Zeit*, die „verschwendet und übel angelegt“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) ist. Folie dieser Bewertung sind immer die *Arbeit* und die durch sie errungenen oder verpassten *Geldchancen*.

Mit dem komplexen Wandel von einer feudalen zur vorkapitalistischen *Zeit* geht darüber hinaus die Herausbildung einer *Doppelmoral* einher, die für die bürgerliche Kultur kennzeichnend ist und auch in Zedlers Lexikon deutlich sichtbar wird: Während darin selbstverständlich von einem „liederlichen Gesinde“ (1737, Bd. 15: 866) ausgegangen wird, wird vom „Haus-Vater“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) angenommen, dass diese Handlungsweisen nicht von „ihm selbst ausgeübet werden, weil beide wider die Reguln der Klugheit und Billigkeit lauffen“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866). Müller-Staats weist in ihrer Dissertationsschrift „Klagen über Dienstboten“ (1987) auf das Paradoxe dieser Sichtweise hin: „Bei den Herrschaften war aber das Bewusstsein ausgeprägt, sie besäßen kraft ihres Standes alle Tugenden, die Bediensteten (aus demselben Gründen) keine.“ (Müller-Staats 1987: 18) Zedlers Lexikoneintrag zum Begriff „Klatschen“ ist geradezu ein mustergültiges Beispiel dieser *Doppelmoral*.

Dieser doppelte Standard, von dem die bürgerliche Kultur geprägt ist und der sich insbesondere in dem Umgang des „Haus-Herren“ mit dem Gesinde bzw. den

Bediensteten zeigt, hat – wie ich im Laufe dieses Kapitels an verschiedenen Stellen zeigen werde – seine Basis in den Möglichkeiten des Bürgertums, seine *Geld- und Machtchancen* zu erhöhen, und ist aus seiner ursprünglichen Zwischenposition als Stand erklärbar, der einerseits von einem Distinktionsverhalten gegen die Bauern und andererseits von einem Anschlussbedürfnis an den herrschenden Adel geprägt ist (vgl. Kapitel 0). Denn kennt der Adel in Bezug auf die Bauern, die er ausbeutet, keine moralischen Bedenken (vgl. Kautsky 1979: 14), da er als ausbeutende Kaste seine Ansprüche für legitim hält, muss der „Haus-Vater“ seine ausbeuterischen Bestrebungen durch Zuschreibungen und Diffamierungen legitimieren. Müller-Staats:

„Gewiss hat es auch zu allen Zeiten arbeitsunwilliges, ‚faules‘ Gesinde gegeben, das zu berechtigten Klagen Anlaß bot. Doch ergaben sich soziale Spannungen mindestens in gleichem Ausmaß als Resultat von Erniedrigung und Diskriminierung der Dienstboten. Die Ursache für das beklagte ‚Fehlverhalten‘ der Bediensteten lag dabei eben nicht in deren grundsätzlicher Arbeitsunwilligkeit, sondern im Verhalten und in den Ansprüchen der Herrschaft gegenüber den Bediensteten – eine Einsicht, die sich bis zum Ende des Gesindewesens im 20. Jahrhundert bei den Herrschaften nie durchgesetzt hat. Im Gegenteil: je rigorosere die Ausbeutung der Dienstboten wurde (das 19. Jahrhundert stellt den traurigen Höhepunkt dieser Entwicklung dar), desto häufiger und massiver wurden die Klagen über sie.“ (Müller-Staats 1987: 20 f.)

Fazit: Der Bezugspunkt, der das Reden im Zusammenhang mit dem *Zeitaspekt* überhaupt erst zu Klatsch macht, ist innerhalb bürgerlicher Wertvorstellungen die *Arbeit* und die damit erworbenen bzw. verpassten *Geldchancen*.

4.2.2 Adlige Kultur und Zeit

In welchem Verhältnis steht nun Klatsch – bzw. „etwas allgemeiner gesagt – das Gespräch“ (Langenbucher 1969: 67) – zum *Zeitaspekt* vor dem Hintergrund adliger Wertvorstellungen und Kultur? Wie oben (vgl. Kapitel 4.1) aufgeführt, zeichnet sich der Adel dadurch aus, dass er nicht arbeitet (vgl. Elias 1969: 111). Der Schriftsteller, Literaturhistoriker und -theoretiker Antal Szerb erläutert in seinem belletristischen Werk „Das Halsband der Königin“ am Beispiel der Jeanne de la Motte, die die französische Königin Marie Antoinette in die sogenannte Halsbandaffäre hineinzog, welche Arbeitsmoral beim Adel des 18. Jahrhunderts vorherrschte:

„Jeanne [de la Motte] und ihr Mann versuchten alles Mögliche, nur das eine nicht: zu arbeiten. Zu ihrer Entschuldigung sei gesagt, dass diese Möglichkeit damals auch hundertmal ehrlicheren Adeligen nicht in den Sinn gekommen wäre. Wenn ein Adelige verarmt war, so rechnete er mit einem Lichtstrahl der königlichen Gnade. War aber jemand schon so tief gesunken, dass der Blick des Königs ihn nicht erreichen konnte, dann gab es die Möglichkeit der Hochstapelei, der fälschlichen Vortäuschungen von Rang und Macht. Der Mann wurde Falschspieler oder ließ sich aushalten, die Frau verkaufte sich, doch gearbeitet wurde nicht; denn das hätte die ewige Ordnung der Dinge gestört, die die Arbeit dem Bürger- und Bauertum vorbehalten hat.“ (Szerb 1943/2005²: 82; Hervorh. u. Erg. d. Verfin.)

Kurzum: Der Adel arbeitet nicht. Das heißt, dass – anders als an den Wertmaßstäben einer bürgerlichen Kultur gemessen – sein Zeitempfinden (auch in Korrelation zum Gespräch) nicht auf den Bezugspunkt *Arbeit* und das Klatschkriterium *Zeitökonomie* ausgerichtet ist. Doch worauf dann? Aufschluss darüber mögen die Konversationslehren geben. Vossler hat in einem Aufsatz von 1923, der Teil einer „Erinnerungsausgabe an Max Weber“ ist, befürwortet, „die Lehrbücher der Beredsamkeit, die alten Rhetoriken als erste Versuche soziologischer Betrachtungen gelten [zu] lassen“ (Vossler 1923: 239; Erg. d. Verfin.). Was Vossler jedoch in seiner Empfehlung unberücksichtigt gelassen hat und was diejenigen, die seinen Rat befolgt haben (vgl. Bergmann 1987), in ihre Überlegungen nicht mit einbezogen, ist, dass diese „Lehrbücher der Beredsamkeit“ (Vossler 1923: 239) nicht aus einer bürgerlichen, sondern aus einer adligen Kultur heraus erwachsen sind (vgl. Zimmer 1999: 24) und deren Werte und Maßstäbe nach eigenem Selbstverständnis als allgemeingültig anzusehen waren. Friedrich etwa sagt dazu: „Da damals die in der Tat höfische Gesellschaft die repräsentative Schicht der Nation darstellte und den Anspruch auf universale Gültigkeit ihrer Lebensordnung erhob, hieß sie auch ‚Welt‘.“ (1972: 169) Die Ausführungen der Moralisten gelten als „filosofía cortesana“ (Jansen 1958: 151), wie es der spanische Moralist Baltasar Gracián (1601–1658) im Vorwort zu seinem *Criticón* beschrieben hat, als höfische Philosophie. Zentrale Themen der Moralistik sind „Gebäude jeglicher Art, Lebensformen, Charaktere, *Zeitverhältnisse*, inneres Beschaffensein, Wesen“ (Friedrich 1967: 167).

Wie gestalten sich nun innerhalb einer adligen Kultur diese *Zeitverhältnisse*? Und in welchem Verhältnis stehen sie, um die Ausgangsfrage für dieses Kapitel aufzugreifen, zur Sozialform Klatsch bzw. „etwas allgemeiner gesagt – [dem]

Gespräch“ (Langenbacher 1969: 67; Erg. d. Verfin.)? Zunächst zu den *Zeitverhältnissen*: In Bezug auf die *Zeitverhältnisse* hat sich in den höfischen Lehren ein mächtiger Topos herausgebildet. Dieser kreist um Fragen der Sinnenleere und der Langeweile: Der Janseniten-Pater Blaise Pascale (1623–1662) betont in seinem „Gedanken“, dass die Ursache allen Übels die mangelnde Fähigkeit des Menschen sei, die Leere und die Langeweile auszuhalten. Er sagt, „dass das ganze Unglück der Menschen aus einer einzigen Ursache kommt: nicht ruhig in einem Zimmer bleiben zu können“ (Pascal 1670/1964: 88). Der französische Moralist La Rochefoucauld (1613–1680), der über die „geheimen, nicht offen zu Tage tretenden Beweggründe menschlichen Verhaltens und Handelns“ (Nußbächer 1965: 73) philosophiert, sagt in seinen „Maximen und Reflexionen“: „Wir verzeihen oft denen, die uns langweilen, aber niemals denen, die wir langweilen.“ (1664/1965: 45) Oder: „Oft rühmen wir uns, keine Langeweile zu haben, und sind so eitel, dass wir uns nicht mit uns selbst in schlechter Gesellschaft finden wollen.“ (La Rochefoucauld 1664/1965: 21 f.) Auch La Rochefoucaulds Weggefährte Jean de La Bruyère (1645–1696) wählt zum zentralen Thema den „ennui“ (Zimmer 1999: 82), die Langeweile. In seinem Hauptwerk „Charaktere“ sieht er sie als die Ursache allen Übels. Er sagt: „Das Leben ist kurz und voller Langeweile: im nie erfüllten Sehnen vergeht es.“ (Zimmer 2007: o. A.) Er lehnt sich an Pascale an, wenn er sagt: „Unser ganzes Übel kommt daher, dass wir nicht allein zu sein vermögen: daher Spiel, Luxus, Zerstreung, Wein, Frauen, Unwissenheit, üble Nachrede, Neid, Vergessen seiner selbst und Gottes.“ (Flake 1918: 97) Der Italiener Giacomo Leopardi (1798–1837) prägt in seinem Werk „Pensieri“, „Gedankenbuch“, den Begriff „noia“, der zwischen Langeweile, Schwermut und Sinnlosigkeit anzusiedeln ist (vgl. Zimmer 1999: 132).

Die Auseinandersetzung und die Thematisierung der *Langeweile* spiegeln das Gefühl einer Kultur wider, die in Abgrenzung zum Bürgertum ein Arbeitstabu kultiviert hat und deren Beschäftigungsradius dadurch folglich eingeschränkt ist. Es gibt zahlreiche Beispiele für Langeweile und Sinnlosigkeit des Lebens, wie sie von der Aristokratie empfunden wurden. Drei seien hier herausgehoben: Graf Lehndorff, Kammerherr der Elisabeth Christine Königin von Preußen, vertraut am 6. April 1754 seinem Tagebuch an: „Dieses tatenlose Leben, durch das ich der übrigen Welt nichts nütze, bringt mich zur Verzweiflung und ist mir eine

drückende Last.“ (zitiert nach von Kuenheim 1984: 33) Die preußische Kronprinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz schreibt im Frühjahr 1794 an ihre Großmutter Prinzessin Marie Luise Albertine von Hessen-Darmstadt, in deren Haus sie nach dem frühen Tod ihrer Mutter aufgewachsen ist: „Die Leere, die in meinem Haus ist, ist wirklich unbeschreiblich [...]. Gestern war ein harter Tag für mich, ich war über alles Maß melancholisch und traurig [...].“ (zitiert nach Gersdorff 1998⁵: 68). Die Marquise de Sévigné erzählt in ihren Briefen an ihre Tochter, die Gräfin de Grignan, immer wieder von der Furcht, sie mit ihren Worten zu langweilen, oder der Furcht anderer, sich zu langweilen. Am 13. März 1671 bekennt sie: „Für den, der liebt, ist jede Einzelheit wichtig, so langweilig sie für andere sein mag.“ (zitiert nach von der Mühl 1979⁷: 53). Am 22. Juli 1671 schreibt sie: „Sie wissen, dass die Herzogin von Caulnes in Vitré ist [...]. Sie erwartet also ihren Gemahl mit allen Ständen, ist unterdessen ganz allein in Vitré und langweilt sich. [...] Also sie stirbt vor Langeweile. Ich bin ihr einziger Trost [...].“ (zitiert nach von der Mühl 1979⁷: 65) Am 3. Juli 1672 schreibt sie: „Die Arme hat Angst sich zu langweilen.“ (zitiert nach von der Mühl 1979⁷: 90)

Während sich innerhalb einer bürgerlichen Kultur das *Zeitempfinden* in Bezug auf die Arbeit und den Gelderwerb gestaltet und die Zeit als knapp empfunden wird, hat sich in einer adligen Kultur ein gänzlich gegensätzliches Empfinden herausgebildet. Zeit scheint, da es keinen vergleichbaren Bezugspunkt wie Gelderwerb und Arbeit gibt, endlos vorhanden, und dieser Umstand wird offenbar nicht als angenehm, sondern als drückend und belastend empfunden. Die Strategien, die der Adel in Abwehr gegen das bedrückende Übermaß an Zeit entwickelt hat, hat La Bruyère aufgezeigt: „[...] Spiel, Luxus, Zerstreuung, Wein, Frauen, Unwissenheit, üble Nachrede, Neid, Vergessen seiner selbst und Gottes“ (Flake 1918: 97), kurz: den *Zeitvertreib* (bzw. aus dem Blickwinkel bürgerlicher Kultur betrachtet – die *Zeitverschwendung*). Adlige Kultur ist bekannt für Pomp und Prachtentfaltung, aber auch für Jagden, Feste, Gesellschaften – und Bälle (vgl. Kautsky 1979: 10 f.). Ein Beispiel: Die Gräfin Voss, die – so der Titel ihrer posthum veröffentlichten Tagebücher – „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe“ als Hofdame zugebracht hat, beschreibt, dass der Hofstaat der Königin Elisabeth Christine während der Belagerung Preußens durch österreichisch-französisch-russische Truppen im Siebenjährigen Krieg ganz selbstverständlich in seinem Magdeburger Exil allabendlich Feste, Dinners und Banketts abhielt (vgl.

von Voss 1887/2004⁵: 48 ff.). Aus heutiger, bürgerlich geprägter Perspektive mag ein solches Gebaren verwunderlich erscheinen, aus dem damaligen Selbstverständnis des Adels heraus jedoch als üblich: Was sollte man sonst tun?

Die Vermeidung von Langeweile schlägt sich innerhalb einer adligen Kultur auch in der Vorstellung eines *Gesprächsdeals* nieder, das vom Bedürfnis nach Zerstreuung und Unterhaltung geprägt ist (vgl. Kautsky 1979: 10). Baldassare Castiglione (1478–1529) schreibt in seiner Betrachtung „Von der lustigen Unterhaltung“:

„Für das, was ich beim Hofmann wünsche, genügt es daher, außer den schon genannten Dingen zu sagen, daß er so veranlagt sei, daß ihm nie gute und passende Gespräche für die, mit denen er sich gerade unterhält, fehlen und daß er mit einer gewissen Anmut die Herzen der Hörer zu *ergötzen* und sie mit gefälligen Ausdrücken und Scherzen zurückhaltend zu *Heiterkeit und Gelächter zu verleiten versteht*, so daß er fortgesetzt erfreut, ohne je Verdruß zu erwecken oder gar zu übersättigen.“ (Castiglione 1528/1979: 116)

Auch Bacon warnt davor, den Gesprächspartner zu langweilen:

„Für Abwechslung im Gespräch zu sorgen, ist gut. Ansichten über Tagesereignisse müssen wissenschaftliche Erörterungen ablösen; Geschichten, philosophische Auseinandersetzungen; Fragen, Meinungsäußerungen; Scherz, Ernsthaftes. Denn es ist abgeschmackt, ein Thema bis zur Ermüdung auszudehnen oder, wie man heutzutage sagt, zu Tode zu hetzen.“ (Bacon 1612/1979: 146)

Ebenso spricht sich von Knigge für das Ideal der Unterhaltung aus. In seiner wohl berühmtesten Maxime seines Werkes „Über den Umgang mit Menschen“ heißt es:

„Vor allem aber vergesse man nie, dass die Leute unterhalten sein wollen; dass selbst der unterrichtendste Umgang ihnen in der Länge ermüdend vorkommt, wenn er nicht zuweilen mit Witz und gute Laune gewürzt ist.“ (Knigge 1788/2004: 45)

Die *Unterhaltung* wird immer wieder der *Langeweile* entgegengesetzt. Vor dem Hintergrund dieses Unterhaltungsdeals konnte es durchaus als Rangerhöhung verstanden werden, als der französische König Ludwig XV. der um Achtung im höfischen „Minenfeld“ von Versailles kämpfenden Madame Pompadour nach der Premiere in ihrem eigens für seine Unterhaltung errichteten Theater zu verstehen gibt: „Sie sind die amüsanteste Frau der Welt.“ (zitiert nach de Goncourt/de Goncourt 2000: 40)

Von Knigge, der als Vermittler zwischen adliger und bürgerlicher Kultur eine Sonderstellung einnimmt, (vgl. Lepenies 1998: 86), warnt vor einem neuen *Leitbild der Belehrung, Bildung und Unterrichtung* (vgl. Lepenies 1998: 86), das aus dem Bestreben des Bürgertums entstanden ist, durch Studium und berufsvorbereitende Ausbildung neue, nämlich bildungsbasierte Geld- und Erwerbschancen zu erschließen (vgl. Im Hof 1982: 54). Schmölders bemerkt zur „bürgerlichen Unterhaltung“ (1979: 179), die von der neuen Klasse des akademisch geschulten *Bildungsbürgertums* gepflegt wird:

„Mit dem 18. Jahrhundert werden die bürgerlichen Gruppen der Kaufleute, Wissenschaftler, Pfarrer und Dichter tonangebend; die *berufsunspezifischen* höfischen und salonkonventionellen Gesellschaftsvorstellungen verschwinden hinter großen sozialphilosophischen und moralischen Systemen.“ (Schmölders 1979: 179; Hervorh. d. Verfin.)

Symbol der bürgerlichen Gesprächskultur ist der *Nutzen* (ob kultureller oder beruflicher Art), der sich ausdrückt in wechselseitiger Beratung und Belehrung (vgl. Thomasius 1710/1971) und gekennzeichnet ist von einem „Heiterkeitsverbot“ (vgl. Schmölders 1979: 180; vgl. Zinzendorf 1723/1979: 187 f.). Johann Wolfgang von Goethe verdichtet in seinem Artikel „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ dieses bürgerliche Gesprächsideal in folgendem Dialog:

„Lasst uns darin übereinkommen, daß wir, wenn wir beisammen sind, gänzlich alle Unterhaltungen über das Interesse des Tages verbannen? Wie lange haben wir belebende Gespräche entbehrt? [...] Laßt alle diese Unterhaltungen [...] durch ein Gesetz wieder bei uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, *lehrreich* und *nützlich* zu sein.“ (von Goethe 1795/1992: 1009; 1010; Hervorh. d. Verfin.)

In einer bürgerlichen Kultur ist gemäß der Auffassung von Zeit als endliche Ressource ein belebendes, gutes Gespräch eines, das „lehrreich und nützlich“ (von Goethe 1795/1992: 1009; 1010) ist. Es ist geprägt von einem auf Bildung oder ökonomische bzw. psychologische Beratung (vgl. Schmölders 1979: 179) und *Tipps* ausgerichteten Bedürfnis. Innerhalb einer adligen Kultur hingegen ist das Ideal eines guten Gesprächs gekennzeichnet von dem Wunsch, *unterhalten* zu werden und zu *unterhalten*, damit die Langeweile vergeht, die durch die endlos zur Verfügung stehende Zeit entsteht.

Adlige Kultur, Zeit und Unterhaltung

Vor dem Hintergrund, etwas Sinnvolles mit der scheinbar endlos zur Verfügung stehenden Zeit zu unternehmen, kann man Kautskys Beobachtungen zu den Spezifika adliger Kultur noch erweitern. Er sagt: „Adelige lassen prachtvolle Paläste und Tempel bauen, ihre Kleidung und ihr Mobiliar, sogar ihre Waffen und Geräte werden kunstvoll verziert, überall werden kostbare Steine, Metalle und Hölzer im Überfluss verwendet.“ (Kautsky 1979: 8) Die Beschäftigung mit Dingen, welche wir heute als *Luxus* verstehen, hat seinen Ursprung nicht nur – wie Kautsky erläutert (vgl. Kautsky 1979: 11) – in dem Distinktionsbestreben des Adels gegenüber den Bauern, die er auszubeuten sich herausnimmt, sondern steht m. E. auch in unmittelbarem Zusammenhang mit der *Zeit*, die ihm – wie das von den Bauern erwirtschaftete Geld (Kautsky 1979: 10) – in scheinbar endlosem Maß zur Verfügung steht. Denn nur wer viel Zeit aufbringt, um sich dem Studium der feinen geschmacklichen Unterschiede auf allen Gebieten hinzugeben, der kann es zu einem Verständnis für derartige Exklusivität bringen, der kann wissen, um es an einem Beispiel aus dem Leben der französischen Königin Marie Antoinette zu sagen, warum ein Kopfschmuck der Modistin Mademoiselle Bertin der *dernier cri* ist – und warum nicht der einer anderen Hutmacherin (vgl. Zweig 1932/2005: 122). *Luxus* dient also nicht nur als Distinktionsmittel, er dient auch dem Zeitvertreib und der Vermeidung von Langeweile, der *Unterhaltung*.

Ein Blick auf die Etymologie des Wortes *Unterhaltung* scheint an dieser Stelle von weiterführendem Wert zu sein: Der lexikalische Ursprung des Begriffs „Unterhaltung“ bezeichnet nicht nur einen materiellen Hintergrund – „man unterhält, wie etwa der König, ein Herr, eine Akademie, eine Mätresse“ (Schmölders 1979: 25) –, er referiert auch auf eine Sitte, die der Adel im Gegensatz zum Bürgertum im höchsten Maße kultiviert hat: den *Tanz*.

Braun beschreibt in seiner Sozialgeschichte „Macht des Tanzes – Tanz der Mächtigen“ (1993), wie der Tanz zur „Verhaltensmetapher der höfischen Gesellschaft“ (Braun 1993: 166) wurde und erst im 18. Jahrhundert in die Bewegungs- und Freizeitkultur des Bürgertums einkehrte. Er weist darauf hin, dass in der bürgerlichen Kultur die Kunst des Tanzes noch so wenig kultiviert war, dass zu dieser Zeit „die wenigsten Paare das Walzertanzen schon genügend beherrschten“ (Braun 1993: 167). In der adligen Kultur hingegen wird der Tanz

aus vielschichtigen Gründen kultiviert. Es dient der Sicherung der Machtstellung (vgl. Leopold 2008), verdeutlicht und manifestiert das höfische Machtgefüge (vgl. Leopold 2008; Braun 1993; Stocks 2000) und dient gleichzeitig der für adlige Kultur spezifischen, an Erbrechte geknüpften Möglichkeit, seine *Macht- und Geldchancen* zu erweitern, indem er das *gesellige Miteinander der Geschlechter fördert* (vgl. 4.4.5): Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass von den Tanzmeistern verlangt wurde, „der herrschenden Klasse die Anmut der ‚dances à deux‘ als Teil courtoiser Darstellungskunst“ (vgl. Salmen 1997: 23) zu vermitteln, also der auf einen Partner zugeschnittenen Tanzkunst im Gegensatz zu den geselligeren Reihentänzen, bei denen entweder gar nicht mit Partner oder mit wechselnden Partnern getanzt wird (vgl. Salmen 1997: 23). Hintergrund mag sein, dass „im Zeitalter des Absolutismus die Heiratspolitik und dynastische Interessen jeweils auch die Orientierung und den Geschmack im Tanzen mitbestimmt haben“ (Salmen 1997: 29). Von Brühl schreibt:

„Wenn es ein Mittel gibt, das die adlige Gesellschaft zusammenhält, eine Art Kontaktfett, das die Begegnungen, ja das Kennenlernen erleichtert, und ihre Verbindungen selbst über viele Jahre lang stabil hält, dann ist es der *Tanz*.“ (von Brühl 2009: 65; Hervorh. d. Verfin.)

Von zentraler Bedeutung im Tanz ist der Begriff „Unterhaltung“, der wie auch das englische „entertainment“ sowie das französische „entretien“ (Schmölders 1979: 25) ursprünglich nicht, wie heute gemeinhin gebräuchlich, einen „entspannten Zeitvertreib, entweder als direkte Kommunikation (Spiel, Gespräch) oder durch Medien vermittelt (z. B. Fernsehen, Lesen, Computerspiele“ (Brockhaus 2001 Bd. 14: 319) beschreibt, sondern die gegenseitige Dynamik des Stützens und Haltens der stehenden und der beweglichen Figur beim Tanzen, wenn man sich „an den Händen“ (Schmölders 1979: 25) hält. Das Lexikon der Gebrüder Grimm verzeichnet unter dem Stichwort „unterhalten“ u. a.: „*sinnlich, von unten stützen*“ (Grimm/Grimm 1854–1960/1984, Bd. 24: Sp. 1598; Hervorh. d. Verfin.) sowie: „*halbsinnlich im bilde nach unterhalten AII1: es [...] sich gründet, steiffet und stützet auff eine unbewegliche basin, stütze, seul und unterhalt*“ (Grimm/Grimm 1854–1960/1984, Bd. 24: Sp. 1595).

Die Übertragung der Wortvorstellung „*Unterhaltung*“ vom Wortfeld des *Tanzes* auf das Wortfeld des *Gesprächs* macht deutlich, welchem Ideal das Gespräch innerhalb einer adligen Kultur unterliegt: In der Konversation müssen die Partner

wie beim Tanz aufeinander reagieren, einander halten, stützen, vorantreiben und spontan wie dynamisch auf die Bewegung des anderen antworten.⁸⁸ Bacon sagt:

„Manche Leute legen es in der Unterhaltung mehr darauf an, für geistreich angesehen zu werden, indem sie jeden Beweisgrund verfechten können, als für gediegen in der Erkenntnis der Wahrheit; als ob es ein Verdienst wäre, immer eine passende Antwort bereit zu halten, nicht aber die auftauchenden Gedanken zu Ende zu denken. [...] auf solche Weise führt man tatsächlich die Unterhaltung wie ein *Tanz*.“
(Bacon 1612/1979: 146)

Von besonderer Bedeutung erscheint mir hier nicht nur, dass sich der Idealmodus eines Gespräches innerhalb einer adligen Kultur am dynamischen Gleichgewicht des *Tanzes* orientiert, sondern dass der Wortfeldwandel auch metatheoretisch nutzbar gemacht werden kann. Denn wenn die Etymologie des Wortes „*Unterhaltung*“ ihre Genese im *Tanz*, einem spezifisch adligen Ritual hat, das auf der Basis seiner *Geld-, Erwerbs- und Machtchancen*, aber auch aus dem Wunsch heraus, sich die *Zeit* gegen die *Langeweile* zu vertreiben, kultiviert wird, heißt das, dass Unterhaltung im Kern adliger Kultur entspricht, mehr noch: *Unterhaltung ist adlige Kultur*. Diese Beobachtung bzw. Erkenntnis kann m. E. gar nicht hoch genug eingeschätzt werden: Sie erklärt, quasi auf einer abstrakten Ebene, das von mir eingangs beschriebene *Unbehagen* einer auf Leistung und Nutzen (im ökonomischen wie im intellektuellen Sinn) ausgerichteten bürgerlichen Kultur gegenüber der *Unterhaltung*, wie sie sich u. a. in den im Kapitel 2 dargestellten Überlegungen zum sogenannten *Unterhaltungsjournalismus*, der vielfach mit *Klatschjournalismus* gleichgesetzt wird, zeigt (vgl. Weischenberg/Malik/Scholl 2006: 115). Denn adlige und bürgerliche Kultur sind m. E. nicht nur unvereinbar, sie rivalisieren miteinander. Ich werde später, wenn ich die hier aufgeführten

⁸⁸ Blamberger nennt diese dynamische Form (und der Interaktion des Tanzens entlehnte) höfischer Beredsamkeit in seiner Analyse des von von Kleist erstmals in den Berliner Abendblättern von 1810 veröffentlichten Aufsatzes „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“: „Politiken des Privaten“ (vgl. Blamberger: 2004; Anm. d. Verfin.: Der Vortrag liegt mir als Redemanuskript vor. Deshalb erfolgen keine Seitenangaben.). In seinen Betrachtungen stellt Blamberger den bürgerlichen, vernunftbetonten Tugendlehren das Tugendideal von von Kleist entgegen. Er sagt: „Das Agieren aus dem reinen Selbstbewusstsein heraus stellt sich als Fiktion einer verfehlten Tugendlehre dar.“ (Blamberger 2004: o. A.) Kurz: Tugend sei spontan und sich auf das Gegenüber elastisch einstellend (vgl. Blamberger 2004: o. A.). Im Rededuell gewinne – so Blambergers Lesart von von Kleists Disputen und Dialogen in dessen Marionettentheater-Essay – demnach nicht, wer mit vorgefertigten Argumenten aufwarte, die auf einer Meinung, Haltung und Lebenseinstellung beruhen, sondern wer das Gegenüber abmisst und es mit taktischen Manövern zu täuschen, zu manipulieren versteht und die Wirkung seiner Worte einbezieht (vgl. Blamberger 2004: o. A.). Ihm sei nie an einer endgültigen verbalen Vernichtung des Gesprächspartners gelegen (vgl. Blamberger 2004: o. A.). Es zähle zu den Grundsätzen der aristokratischen Tugendlehren, sich immer eine Tür offenzuhalten (Blamberger 2004: o. A.).

Hypothesen zu einer *Theorie der Parallelkulturen* modellieren werde, die die Fragmente der anderen Kultur einschließen, aber niemals aufnehmen kann (vgl. Kapitel 5.1), gezielt darauf zurückkommen. Hier sei nur so viel festgehalten: *Unterhaltung ist adlige Kultur.*

4.2.3 Die Zeit: Zusammenfassung

Der Bezugspunkt, der das Reden im Zusammenhang mit dem *Zeitaspekt* überhaupt erst zu Klatsch macht, ist innerhalb bürgerlicher Wertvorstellungen die *Arbeit* und die damit erworbenen bzw. verpassten *Geldchancen*. Zeit wird mit Geld gleichgesetzt; die von Zedler gewählte Finanzmetaphorik, die sich in den Worten „übel anlegen“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) und „verschwendet“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) zeigt, deutet darauf hin. Das Wahrnehmen von *Zeit* als ökonomischem Faktor kommt erst mit dem vielschichtigen Strukturwandel auf, dem das Leben des Bürgertums vom ausgehenden Mittelalter bis hin zur Ära, die als vorkapitalistisch bezeichnet wird, unterliegt und in der es erstmals durch komplexe ineinandergreifende Veränderungen möglich ist, mehr Geld zu erwirtschaften, als für den täglichen Bedarf nötig ist (vgl. Levine 1997: 42 ff.). Erst vor dem Hintergrund dieser möglicherweise durch nicht geleistete Arbeitszeit verpassten *Geld- und Erwerbschancen* wird das Sprechen des Gesindes, der Arbeiter, der Mägde und Knechte sowie der Dienstboten, zu der negativ konnotierten Sozialhandlung Klatsch. Das Ideal der Zweckmäßigkeit geht mit der Entstehung des Bildungsbürgertums im 18. Jahrhundert einher, das seine *Geld- und Erwerbschancen* durch berufsvorbereitende, akademische Berufe erweitert hat (vgl. Im Hof 1982: 42; vgl. auch Kapitel 4.2.2); Es hat auch das Ideal der Gesprächsqualität geprägt. Die Leitbilder sind hier *Belehrung, Nützlichkeit, der Ratschlag* (vgl. von Goethe 1795/1992: 1010; Schmölders 1979: 179; Lepenies 1998: 86).

Innerhalb einer adligen Kultur hingegen ist das Ideal eines guten Gespräches gekennzeichnet von dem Wunsch, *unterhalten* zu werden und zu *unterhalten*, damit die *Langeweile vergeht*, die durch die scheinbar endlos zur Verfügung stehende Zeit entsteht. Da der Adel nicht arbeitet, unterliegt sein Tun in Bezug auf Zeit anderen Maßstäben. Wie das Geld der Bauern, die er ausbeutet, steht ihm die Zeit in uneingeschränktem Maße zur Verfügung. Das Zeitempfinden des Adels,

dessen Betätigungsfelder durch ein Arbeitstabu eingeschränkt sind, verdammt ihn in vielerlei Hinsicht zur Untätigkeit. Daher ist es vom Empfinden der *Langeweile* gekennzeichnet. Die Vermeidung von *Langeweile* prägt nicht nur den Lebensstil des Adels (vgl. Kapitel 0; Kautsky 1979: 10), sondern schlägt sich auch in der Vorstellung eines innerhalb der adligen Kultur geltenden Gesprächsideals nieder. Als ideales Gespräch werden innerhalb einer adligen Kultur das Reagieren auf den Zuhörer, das spontane Aufnehmen seines Gedankens und allen voran der Scherz, der Witz und die Leichtigkeit angesehen. Das ideale Gespräch innerhalb einer adligen Kultur muss *unterhaltend* sein (vgl. Castiglione 1528/1979: 116; Bacon 1612/1979: 146; Knigge 1788/2004: 45). Dabei ist der Begriff der *Unterhaltung* dem Wortfeld des *Tanzes* entlehnt (vgl. Kapitel 0) und referiert auf das dynamische Gleichgewicht des Stützens und Haltens der wechselseitig stehenden und beweglichen Figuren (vgl. Schmölders 1979: 25; Bacon 1612/1979: 146). Bemerkenswert an dieser Wortfeldverschiebung ist über die konkrete Metaphorik hinaus, dass durch diese auf ein soziales Ritual verwiesen wird, das spezifisch ist für die adlige Kultur, die sowohl aus Gründen des *Zeitvertreibs* die Geselligkeit pflegt, aber auch aufgrund seiner charakteristischen Geld- und Erwerbchancen das Zusammentreffen der Geschlechter fördert (vgl. Kapitel 4.4.5). *Unterhaltung ist Tanz, Tanz ist adlige Kultur, Unterhaltung ist adlige Kultur*. Mit dieser Gleichsetzung lässt sich m. E. das (eingangs von mir eigens benannte, latente) *Unbehagen* gegen die *Unterhaltung*, die in einer bürgerlichen Kultur vielfach als Bedrohung verstanden wird (vgl. Kapitel 2), erklären. Ich werde später ausführlich darauf zurückkommen (vgl. Kapitel 5.4). Dass adlige und bürgerliche Kultur in ihren Wertvorstellungen und ihrer Lebensführung nur schwer, wenn überhaupt vereinbar sind, soll an dieser Stelle ein Beispiel verdeutlichen: Napoleon Bonaparte, der für bürgerliche Errungenschaften einen ganzen Kontinent mit Krieg überzogen hat, diente sich, um seine Macht zu erhalten, beim Adel des Ancien Régime an. Sein Hof war nicht nur augenfälliger Ausdruck für die Unvereinbarkeit beider Kulturen (*Unterhaltung* und *Geselligkeit* vs. den Wunsch, seiner Arbeit nachgehen zu können), die Haltung Napoleons zeigt auch die Sicht der bürgerlichen Kultur auf die Gepflogenheiten des Adels, nämlich dass diese spezifischen Formen adliger Kultur und Politik im Grunde als *Zeitverschwendung* empfunden werden. Dazu Herre:

„Die öffentliche Prüderie, auch ein Kennzeichen des 19. Jahrhunderts, kündigte sich an. Je zügelloser Napoleons Politik wurde, desto züchtiger ging es in den Festgemächern der Tuilerien zu. Die hauchdünnen Stoffe verschwanden, in denen Republikanerinnen ihre Körper, über die sie frei verfügen wollten, freizügig vorgeführt hatten. [...] Die Gattinnen der Neuadeligen hüllten sich in Samt [...]. Es war der ungemütlichste und langweiligste Hof, den Frankreich je gehabt hatte. Die Empfänge waren steif, die Feste gestelzt, und auch abends, im kleinsten Kreise, wollte keine gelöste Stimmung aufkommen. [...] *Im Grunde war diesem Vorreiter einer bürgerlichen Hochleistungsgesellschaft alles lästig, was ihn von seiner Arbeit abhielt.* Wenn er schon nach dem Abendessen nicht sofort in sein Kabinett zurückkehren konnte und sich einer Gesellschaft widmen musste, wollte er ihr wenigstens diktieren, wie sie sich zu vergnügen hätte.“ (Herre 2006: 121; Hervorh. d. Verfin.)

4.3 Die Klatschdichotomie Privates/Öffentliches

4.3.1 Bürgerliche Kultur und das Private

Zedler weist nicht nur auf den *Zeitaspekt* des Klatschens hin, sondern nähert sich einem Aspekt, der auf das hindeutet, was als *Privatsphäre* bezeichnet wird:

„[...] sondern man versteht auch alles unnöthige langweilige Unterreden des liederlichen Gesindes, und anderer gerne müßig gehender Leute, weil eben dabei viel Mahl unbedachter Weise, *von einer Sache gesprochen wird, darein dergleichen Personen zu reden nicht Ursache haben.*“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866; Hervorh. d. Verfin.)

Auch dieser Aspekt des Klatschens bzw. der eines Gespräches lässt sich am anschaulichsten über das komplizierte Verhältnis zwischen „Haus-Vater“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) und dem Personal darstellen, deren Miteinander vom ausgehenden Mittelalter über das vorindustrielle und schließlich industrielle Zeitalter einen *Strukturwandel* durchlaufen hat und von einer für das Bürgertum symptomatischen Doppelmoral gekennzeichnet ist (vgl. Kapitel 4.2).

Dieser Strukturwandel hat sich auf mehreren Ebenen vollzogen, im Folgenden soll nur das Verhältnis zwischen „Haus-Vater“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) und Personal sowie die Entstehung einer *Tabuzone* betrachtet werden, die in der Bezeichnung bzw. Diffamierung eines Gespräches, das Themen dieser *Tabuzone* zum Inhalt hat, als *Klatsch* endete:

Mit dem Bestreben des „Haus-Vaters“, seine Geld- und Erwerbschancen zu erhöhen, kam es (neben einer Neubewertung von *Zeit*) zu einer *räumlichen*

Trennung der im „ganzen Haus“ unter einem Dach integrierten Bereiche, weil dadurch die Produktivität des handwerklich oder kaufmännisch ausgerichteten bürgerlichen Betriebs erhöht werden konnte – in einem handwerklichen Betrieb etwa wurden die Werkstätten ausgelagert (vgl. Müller-Staats 1987: 62).

Diese räumliche Trennung geht mit mehreren sozialen und ökonomischen Folgen einher: 1.) Mit der räumlichen Trennung gelten die „Leute“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) nicht mehr „als Glied der Familie“ (Müller-Staats 1987: 14), die den „Haus-Vater“ mit Vater anreden, sondern sind lediglich Lohnempfänger. Der „Haus-Vater“ ist von sozialen und finanziellen Verpflichtungen entbunden, die „Leute“ sind „sozial heimatlos“ (Müller-Staats 1987: 67). 2.) Die geleistete Arbeit wird neu bewertet: In einem Handwerksbetrieb wird in hohe und niedere Arbeiten unterschieden, in einem kaufmännisch ausgerichteten Handelsbetrieb in körperliche und geistige Arbeit, im Haushalt in organisatorische und ausführende (die Dame des Hauses stellt den Speiseplan zusammen, die Bediensteten kochen) (vgl. Müller-Staats 1987: 62 ff.). 3.) Mit der Neubewertung der geleisteten Arbeit und der sozialen Abkoppelung der Arbeiter, Angestellten oder des Personals werden diese systematisch von Geldchancen abgehalten. Da ihre Arbeit als „niedrig“ bewertet wird, werden sie auch geringer entlohnt; da sie vom familiären Leben ausgeschlossen sind, können sie auch nicht am Unterricht des Hauslehrers teilnehmen. Letzter Aspekt ist von Bedeutung, weil im 18. Jahrhundert das Bürgertum sich über eine berufsvorbereitende Bildung zusätzliche Geld- und Erwerbschancen sichert (vgl. Im Hof 1982: 42; Kapitel 4.2.2). Müller-Staats behauptet sogar: „Die Distanzierungstendenzen innerhalb der Familie waren nicht nur in rechtlichen und wirtschaftlichen Faktoren begründet, sondern vor allem in den stärker werdenden Bildungsunterschieden. [...] Auf Bildung und Besitz fußten die Klassenunterschiede.“ (1987: 66) Es entsteht eine Arbeiterklasse. 4.) Mit der Trennung der Arbeits- und Wohnbereiche vom familiären Miteinander reduziert sich das, was „Familie“ genannt wird, auf die angeheiratete oder Blutsverwandtschaft, und diese Familien erweisen sich als äußerst effizientes ökonomisches System und „als überaus geeignet, die Industrialisierung ‚anzukurbeln‘“ (Perrot 1992: 118). Die Industrialisierung, die Ausdruck erweiterter bürgerlicher Geld- und Erwerbschancen ist, geht einher mit der Entstehung der bürgerlichen „Kleinfamilie von heute, bei der die Wohneinheit sich auf die eheliche Gemeinschaft als der Grundform für die biologische

Produktion wie für die gesellschaftliche Produktion beschränkt“ (Burguière/Klapisch-Zuber/Segalen/Zonabend 1997: 24). Louis Bergeron beschreibt, wie bürgerliche Tugenden und ökonomische Produktivität im System der *Familie* ideal ineinandergreifen:

„Sinn für Häuslichkeit und die Vorstellung von einem privaten Leben harmonisierten perfekt mit dem bienenfleißigen, unauffälligen, ungeselligen Eifer, der für die frühe Industrialisierung erforderlich war.“ (zitiert nach Perrot 1992: 118)

Mit anderen Worten: Familien stützen das ökonomische System, Familien treiben die Wirtschaft an, Familien machen Geschäfte, d. h. Familiengeheimnisse sind plötzlich auch *Geschäftsgeheimnisse*, und wer zur Familie gehört, ist *Geheimnisträger* (vgl. Perrot 1992: 118 ff.). Es entwickelt sich das, was Beate Rössler als „informationelle Privatheit“ bezeichnet und umreißt, „wer was wie über eine Person weiß, also um die Kontrolle über Informationen, die sie betreffen; und zwar Kontrolle mindestens in dem Sinn, dass sie in vielen Hinsichten in der Hand hat, in anderen Hinsichten zumindest abschätzen kann, was andere Personen jeweils über sie wissen“ (Rössler 2001: 201). Demzufolge entsteht eine Sphäre von speziellem Wissen, über die die Familie die Informationsmacht hat. Die aber, die nicht zur Familie, also zum engen Kern der Blutsverwandten und angeheirateten Verwandtschaft⁸⁹ gehören, werden durch diese neue Entwicklung zur Gefahr. Denn wer Zugang zur Familie hat, aber nicht zu dieser ökonomisch profitablen Einheit gehört, kann etwas über ihre Geschäfte erfahren, kann sie aushorchen, beobachten, ihren Erfolg studieren, kopieren und sie letztlich auch ruinieren. Mit dieser Entwicklung hin zur Familie als Basis einer „Ökonomie des Profits“ (wie ich diese Form der Ökonomie im Gegensatz zur autarken Ökonomie des „ganzen Hauses“ nennen möchte) entsteht eine *Tabuzone*, die die Geschäftsgeheimnisse als Grundlage der Geld- und Erwerbschancen der Familien sichert und deshalb geschützt wird (vgl. Rössler 2001: 344). Das geschieht nicht nur durch räumliche Trennung (Rössler 2001: 257) und Sanktionen (Rössler 2001: 201), sondern auch durch die Kultivierung von sozialen Schranken und Verboten, die letztlich das, was in der Ökonomie des „ganzen Hauses“ gemeinschaftlich erlebt wurde, z. B. Hochzeiten, Geburten,

⁸⁹ Diese Zugehörigkeit gilt mit Einschränkungen – betrachtet man z. B. die Situation der Schwiegertochter. Dazu Bergmann: „Sie hat nun Zugang zu den Familiengeheimnissen ihres Mannes und bleibt gleichzeitig mit starken Loyalitätsgefühlen und Verpflichtungen an ihre Herkunftsfamilie gebunden.“ (Bergmann 1987: 76)

Krankheiten, Todesfälle, zu *Angelegenheiten der Familie* erklärt, nämlich zum *Privaten*. Das Entstehen des *Privaten* ist m. E. nichts weniger als eine Schutzmaßnahme, die die ökonomische Basis der bürgerlichen Familien sichert. (Ebenso wie sich die Kultivierung der „hohen Geburt“ aus den Geld- und Erwerbschancen der Bodenökonomie des Adels entwickelt hat.) Das Private ist eine *bürgerliche Kategorie*, sie macht den ökonomischen Erfolg des Bürgertums erst möglich. Rössler sagt hierzu: „In liberalen Gesellschaften hat das Private die Funktion, ein autonomes Leben zu ermöglichen und zu schützen.“ (2001: 10)

Vor dem Hintergrund, dass die Herausbildung des Privaten einer Schutzfunktion bürgerlicher Geld- und Erwerbschancen gleichkommt, unterliegt das Sprechen über das, was sich zu Familienangelegenheiten entwickelt hat, wie z. B. Hochzeit, Tod, Geburt, Krankheit, einer gänzlich neuen Bewertung. Ein Gespräch darüber stärkt nicht mehr wie im „ganzen Haus“ das soziale Leben, im Gegenteil: Es wird, da man eben nicht mehr im „ganzen Haus“ unter einem Dach lebt, sondern Lebensbereiche um des ökonomischen Erfolgs willen ausgelagert hat, tabuisiert, verboten, sozial geächtet. Man betrachtet das Sprechen über Privates als eines in „unbedachter Weise“ von einer Sache, „darein dergleichen Personen zu reden nicht Ursache haben“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866), kurzum: als *klatschen*. Die Bezeichnung des „Sprechen über Privates“ als Klatsch ist als Funktion zu werten, die das *Private* als Basis bürgerlicher Geld- und Erwerbschancen und Hort von Familien- bzw. *Geschäftsgeheimnissen* hütet. Deshalb empfiehlt Zedler dem „Haus-Vater“, das Klatschen nicht zu gestatten oder gar selbst auszuüben (vgl. Zedler 1737, Bd. 15: 866). Bezeichnenderweise wird besonders denjenigen Berufsgruppen Klatschhaftigkeit nachgesagt, die entweder temporären Zugang zum tabuisierten Privatbereich der Familie haben, wie die Concierges, Hausmeister (vgl. Gold 1952: 491), Kutscher, Chauffeure, Boten (vgl. Frankenberg 1966: 67) und Friseure (vgl. Bergmann 1987: 89). Lichtenberg etwa sagt in seinen „Sudelbüchern“:

„Die Barbieri und Perückenmacher tragen die kleinen Stadtneuigkeiten in die großen Häuser, so [wie] die Vögel die Samen von Bäumen auf die Kirchtürme, beide keimen da oft zum Schaden, nur ist die Pflanzungs-Art verschieden, jene sprechen sie und diese [...] sie. Auch die Eheweiber.“ (Lichtenberg 1801/1983: 402; Erg. i. O.)

Oder es werden Berufsgruppen als klatschhaft diskreditiert, die dauerhaft Zugang zur Privatsphäre der Familie haben, wie Dienstmädchen⁹⁰, Waschweiber⁹¹, Diener, Köchinnen und Köche, Haushälterinnen, Wirtschaftserinnen, Knechte und Mägde (vgl. Bergmann 1987: 91). Die *Schutzfunktion*, die darin besteht, diese Gruppen als *klatschhaft* herabzuwürdigen, ergibt sich über die in dieser Zuschreibung festgelegte *latente Drohung*, diese Berufsgruppen ihrer ökonomischen Existenz zu berauben.

Ich möchte diesen Gedanken anhand einer Szene aus Thomas Manns „Buddenbrooks“ erläutern. Es heißt:

„Dann nämlich erschien, [...] Herr Wenzel, Barbier und Mitglied der Bürgerschaft, in der Badestube, und während der Konsul sich, zurückgebeugten Hauptes, in einem großen Lehnstuhle niederließ und Herr Wenzel Schaum zu schlagen begann, entspann sich fast immer ein Gespräch, das mit Nachtruhe und Witterung beginnend, alsbald zu Ereignissen in der großen Welt überging, sich herauf mit intim städtischen Angelegenheiten beschäftigte und mit ganz eng geschäftlichen und familiären Gegenständen zu schließen pflegte.“ (Mann 1902/2002⁷: 357)

In der auf den folgenden Seiten als „kleines Morgengespräch“ bezeichneten Unterhaltung zwischen dem Barbier Wenzel und dem Konsul Buddenbrook geht es tatsächlich erst um die angesprochenen Themen von Wetter bis Politik; erst am Ende der Unterhaltung windet Mann sich mit der Formulierung „wenn vielleicht noch eine Bemerkung über irgend ein Familienereignis in der Stadt gefallen war“ (Mann 1902/2002⁷: 361) heraus. Thomas Mann nutzt das Klischee vom Friseur als Zuträger von Klatsch. Letztlich jedoch ist es Buddenbrook, der Klatsch hören

⁹⁰ In ihrer Dissertationsschrift „*Klagen über Dienstboten*“ (1987) untersucht die Soziologin Dagmar Müller-Staats die Lebensbedingungen der Dienstboten im 19. Jahrhundert und deren Konflikte mit der Dienstherrschaft, die meistens zum Nachteil des Personals gelöst wurden.

⁹¹ Jörg R. Bergmann hat versucht, den Zusammenhang zwischen Klatsch, Waschen und Weib herzuleiten, von dem er selbst sagt, er habe sich „ziemlich weit auf den Ast“ hinausgewagt, der aber so plausibel klingt, dass er in populärwissenschaftlichen Werken über Klatsch (vgl. Thiele-Dormann 1995; Topf 2005) nicht mit der hypothetischen Vorsicht zitiert wird, auf die Bergmann ausdrücklich hingewiesen hat. Bergmann bezieht in seine Deutung den onomatopoeischen Ursprung des Wortes „Klatsch“ ein, der ein *klatschendes*, feuchtes Geräusch beschreibt, ebenso wie die Bedeutung von Klatsch als Schmutzleck: „Bei der Arbeit der ‚Waschweiber‘ entstanden ‚klatschende‘ Schläge, wenn sie mit dem Waschbleuel die eingeweichte Wäsche klopfen und bearbeiteten, um auf diese Weise jeden Schmutzleck (= ‚Klatsch‘) zu entfernen. Gleichzeitig waren die Frauen bei dieser Tätigkeit unter sich und daher [...] auch gerne bereit, neben der recht eintönigen Arbeit sich die Zeit zum Austausch von Neuigkeiten und Meinungen zu nehmen. Das war an anderen Arbeitsplätzen kaum anders, doch am Waschplatz kam als Besonderheit hinzu, dass die Frauen im Umgang mit der Leib- und Bettwäsche, in der sich der körperliche Schmutz des Benutzers absetzte und ‚verräterische‘ Flecken [...] befanden, fortwährend auf Spuren der Privat- und Intimsphäre anderer stießen.“ (Bergmann 1987: 85) Diese Situation verdichtete sich, so Bergmanns Hypothese, semantisch zum Waschweib als Klatschweib.

will. Wenzel steuert in der Unterhaltung nicht auf die „familiären Gegenstände“ zu, im Gegenteil: Er weicht vielmehr aus, verhandelt politische und ökonomische Ideen. Herr Wenzel wird sich im Klaren darüber sein, dass er unter gar keinen Umständen eine „familiäre Angelegenheit“ anderer Haus-Väter preisgeben kann. Er würde sich bei Konsul Buddenbrook genau dadurch dem Verdacht aussetzen, auch dessen Familienangelegenheiten bei anderen Haus-Vätern „auszuplaudern“ (vgl. Textor 1968⁸: 105), denn Herr Buddenbrook muss annehmen (wenn er seine Konkurrenz ernst nimmt), dass die anderen Haus-Väter genauso an „Neuigkeiten aus dem Bereich anderer“ (Duden 19993: 2132) interessiert sind wie er selbst. Wenzel würde sich nicht nur um seinen Ruf, sondern auch um seine Existenz bringen. Denn für einen Menschen, der Zugang zur privaten Sphäre seiner Kunden hat, wäre es in höchstem Maße geschäftsschädigend, als klatschhaft zu gelten. Es scheint also eher mit der *Möglichkeit* zu tun zu haben, „familiäre Angelegenheiten“ erzählen zu können, warum Berufsgruppen, die temporären Zugang zur Privatsphäre Fremder haben, als klatschhaft bezeichnet werden, als mit der tatsächlichen Praxis. Es ist eine *Schutzfunktion*: Denn es ist leichter zu behaupten, der *Klatschüberträger* lüge, als ein einmal durchgesickertes Geheimnis aus der Welt zu schaffen; und wenn der Ruf dieses Klatschüberträgers präventiv (durch Zuschreibung) beschädigt ist, sind dessen Schilderungen umso ungläubwürdiger.

Der Topos vom klatschenden (Haus-)Personal birgt aber noch einen weiteren Aspekt, der besonders in der Beziehung zwischen Herrschaft und Hauspersonal offenbar wird. Er vertieft die sozialen Gräben, die durch die Auflösung des „ganzen Hauses“ entstanden sind, indem er Herrschaftsverhältnisse manifestiert und die Konkurrenz um Geld- und Erwerbschancen fernhält: Indem dem Personal nachgesagt wird, dass es klatsche, wird die Distanz, die durch die räumliche und soziale Abkopplung der Arbeiter, Angestellten und des Personals vom „ganzen Haus“ entstanden ist, noch vertieft. Dem Personal wird ein geschäftsschädigendes Verhalten nachgesagt und gleichzeitig damit das eigene, auf den eigenen Vorteil bedachte Handeln legitimiert. Ziel dieser Festschreibung jedoch ist es, die Geld- und Erwerbschancen des Personals zu eigenen Gunsten zu mindern: Denn wer die ökonomisch profitable Einheit der Familie schädigt, hat kein Recht auf angemessenen Lohn. Diese Argumentation basiert nicht auf moralischen, sondern auf rein ökonomischen Werten.

4.3.2 Adlige Kultur und das Private?

In einer adligen Kultur zeichnet sich das Zusammenleben zwischen Adel und seinem Personal durch eine noch drastischere Nähe aus als das Zusammenleben in der bürgerlichen Konfiguration des „ganzen Hauses“. Ein Beispiel soll das verdeutlichen: Der Hofstaat des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. etwa umfasste einen Oberstallmeister, einen Großmeister der Garderobe, einen Hofmarschall, einen Schlossmeister, einen Ober-Jägermeister, einen Oberschenken, einen geheimen Kabinetts-Sekretär, einen Leib-Pagen, einen geheimen Kämmerer, einen Kastellan, einen Bettmeister, einen Hof-Kurier, acht Hofküchen-Offizianten, acht Mundköche, drei Champagnerköche, einen Kellermeister, einen Mundschenken, einen Silberdiener, einen Hofkonditor, mehrere Hof-Lakaien und 255 (sic!) Kammerherren (vgl. Bienert 2006: 132). In dieser Aufzählung fehlt der Hofstaat seiner Frau, der Königin Luise, ebenso die Hofhaltungen seiner Geschwister und weiteren Verwandten (vgl. Bienert 2006: 132). Elias sagt: „[...] die Domestiken leben gewissermaßen hinter den Kulissen“ (Elias 1969: 74); die Lakaien sind immer in Hörweite: Sie schlafen hinter Tapentüren (wie etwa im Potsdamer Schloss Sanssouci) oder sind über Nacht mit einem dünnen Faden an den kleinen Finger des Herrschers angebunden (vgl. Zweig 1932/2005: 367). Zweig erzählt, wie diese Sitte die Fluchtpläne des gefangenen gesetzten französischen Monarchen Ludwig XVI. erschwert hat:

„Ludwig XVI. begibt sich auf sein Schlafzimmer, und hier beginnt der letzte Verzweiflungskampf mit der Etikette, die ihn allzu fürsorglich beschützt. Nach uraltem Brauch muss der Kammerdiener des Königs im gleichen Zimmer schlafen, eine Schnur um das Handgelenk gewickelt, so dass ein Handzug des Monarchen genügt, den Eingeschlafenen sofort zu wecken.“ (Zweig 1932/2005: 367)

Im Vergleich mit der bürgerlichen Kultur, deren Aktionsbereiche sich mit dem Zweck, das *Private* zu schützen, vom „ganzen Haus“⁹² bis hin zur Familie separiert haben, fällt auf, dass es innerhalb der adligen Kultur keine ähnliche Ausdifferenzierung gibt. Warum jedoch ist innerhalb einer adligen Kultur eine der bürgerlichen *Privatheit* entsprechende Kategorie nicht konstitutiv? In eine

⁹² LeRoy Ladurie schildert in seiner Arbeit „Montaillou: Ein Dorf vor dem Inquisitor 1294 bis 1324“ (1980), wie sich die Verhältnisse im autarken und ohne auf Profitmaximierung ausgerichteten „ganzen Haus“ gestalteten, als die Privatsphäre, wie wir sie heute kennen, noch nicht um den bürgerlichen Privatbesitz ausgebildet und kultiviert war: „Sie [die Dienstmägde] schliefen nicht selten mit der Hausfrau in einer Kammer und waren gewöhnlich über deren Herzensangelegenheiten und andere Interna des Haushalts besser unterrichtet als der Hausherr.“ (LeRoy Ladurie 1980: 274)

Antwort auf diese Frage spielt neben den unterschiedlichen Grundlagen zu ökonomischen Chancen – der bodengebundene Adel erhöht diese durch Krieg und Ehe, das Bürgertum durch Geldwirtschaft – ein weiterer Unterschied hinein, der jedoch erst im Kontrast adligen Selbstverständnisses zur bürgerlichen Kultur deutlich wird. Dabei handelt es sich um die Annahme, dass alle Menschen *gleich* sind: Denn nur wenn man von einer prinzipiellen Chancengleichheit aller Menschen ausgeht, ist es wichtig und sinnvoll, das *Private*, den Hort der Familien- und Geschäftsgeheimnisse, zu schützen, weil nur unter dieser Bedingung das Wissen um diese Geheimnisse von jemandem zu seinem Vorteil und zur Erhöhung seiner eigenen Geld- und Erwerbschancen genutzt werden kann. In einer adligen Kultur ist das nicht nötig. Im Gegenteil: Es ist ihr Grundprinzip, von einer *Ungleichheit* der Menschen auszugehen und den in seinen Ursprüngen zunächst behaupteten, dann durch Distinktionsverhalten (z. B. „hohe Geburt“) kultivierten Glauben an die eigene Superiorität aufrechtzuerhalten. Kautsky hat darauf hingewiesen, dass der Rangunterschied des Adels zu den Klassen, die er ausbeutet, so groß ist, dass er nicht durch den modernen Ausdruck „Klassenunterschiede“ angemessen beschrieben werden kann (vgl. Kautsky 1979: 5). Elias sagt Vergleichbares:

„Man darf nicht vergessen, [...], dass der adeligen Kerntuppe, der ‚monde‘ des 18. Jahrhunderts, die Vorstellung, in einem bestimmten Sinn seien, unbeschadet der Rangunterschiede, alle Menschen ‚gleich‘, durchaus fremd war.“ (Elias 1969: 77)

Ebenso wie diesen Rangunterschied sollte man in Erinnerung behalten, dass der Adel diesen Rangunterschied lediglich kultiviert hat, weil er die Geld- und Erwerbs- und sogar Machtchancen garantiert, die an den Besitz von Ausbeutungsrechten an Land und deren Bewohner gekoppelt sind (vgl. Kapitel 0) Wie die Aufrechterhaltung der sozialen Distanz die Geld-, Erwerbs- und Machtchancen des Adels sichert, wird eine Umkehrung oder Aufhebung dieses Prinzips für ihn ebenso zur Gefahr, wie das Eingreifen oder Eindringen in die *Privatsphäre* für die bürgerliche Kultur. Zweig etwa nimmt an, dass nicht deren Verschwendungssucht den Sturz und letztlich das Todesurteil der französischen Königin Marie Antoinette herbeigeführt haben, sondern u. a. ihre Selbstinszenierung als einfache Milchmagd mit eigener Molkerei, weil sie damit die soziale Distanz aufgehoben und dem „gemeinen Volk“ den Gedanken ermöglicht habe, dass sie eine ihresgleichen sein könnte (vgl. Zweig 1932/2005:

118 ff.). Sie habe damit provoziert, dass man ihre Legitimität infrage gestellt habe. Denn Luxus und Pomp haben innerhalb des sozialen Gefüges einer feudal-aristokratischen Gesellschaft für den Adel „die positive Funktion, seine Herrschaftsposition zu behaupten. Gerade der Aufwand trägt dazu bei, den Adelligen [...] als fremdartiges, unerreichbares Wesen erscheinen zu lassen, gegen das zu rebellieren“ (Kautsky 1979: 11) gar nicht denkbar ist. Szerb beschreibt die Folgen, die Marie Antoinettes mangelnder Sinn für Distinktionsverhalten hatte, am Beispiel der Folgen, die die sogenannte Halsbandaffäre für sie hatte:

„Als Marie Antoinettes Verwandte in Spanien herrschten, wurde einer mit dem Tode bestraft, wenn er den Fuß der Königin berührte. Hier hat jemand den guten Namen der Königin berührt, ihren Ruf angetastet und war vom obersten Gericht des Landes freigesprochen worden. Sie wusste nicht, dass der Fall nicht mehr in die Geschichte des Königtums gehörte, sondern ins erste Kapitel der Revolution.“ (Szerb 1943/2005²: 245)

Der kultivierte Rangunterschied, der zwischen dem Adel und seinem Personal besteht, also die Annahme, dass die Menschen keineswegs gleich sind, hat zur Folge, dass der Adel gegenüber seinem Personal Dinge preisgeben kann, die aus der Sicht des Bürgertums das Private bezeichnen, ohne Tabus, Verbote, Sanktionen und Gesetze zu verletzen. Die Kategorie des *Privaten* scheint beim Adel nicht nur nicht in gleichem Maße ausgeformt zu sein, wie in einer bürgerlichen Kultur, sie ist offenbar *nicht existent*: Denn selbst für die Einhaltung hygienischer Standards bedarf es des Personals, dem zur Ausübung seiner Arbeit, wie Waschen, Abreiben, Haare- und Nägelschneiden etc., eine körperliche Nähe gestattet wird, die aus dem Blickwinkel einer bürgerlichen Kultur nicht nur das Private, sondern auch das Intime berührt. Der Leibstuhl etwa wird in Gegenwart von anderen Personen benutzt, etwa des bürgerlichen Arztes.⁹³ Auch Nacktheit in

⁹³ Doch während im Umgang der Herrschaft mit dem Dienstpersonal die räumliche Nähe bei gleichzeitig sozialer Distanz zu teilweise herzlichen Freundschaften führen konnte – wie es z. B. von Friedrich II. und seinem Kammerherrn Fredersdorf (vgl. Ohff 2001⁵: 90) bekannt ist, zwingt die räumliche Nähe zu Mitmenschen gleichen Standes die Adligen zu emotionaler Distanz bis zur totalen Kontrolle der Affekte und Gefühle, die in einem stark reglementierten Zeremoniell und einengender Etikette enden. Die räumliche und körperliche Distanz bzw. Nähe, die ein Adliger zu einem anderen Adligen haben darf, zeigt seinen Status an. Berühmt und unübertroffen in ihrem sozialen Kalkül sind die Lever, die Morgenzeremonien des französischen Königs Ludwig XIV. Elias schildert: „Gewöhnlich um 8 Uhr, jedenfalls zu der Zeit, die er selbst bestimmt hat, wird der König morgens geweckt, und zwar von dem ersten Kammerdiener, der zu Füßen des königlichen Bettes schläft. Die Türen werden von den Kammerpagen geöffnet. Einer von ihnen hat inzwischen bereits den ‚grand chambellan‘, den Großkammerer und den ersten Kammerherrn benachrichtigt, ein zweiter die Hofköche wegen des Frühstücks, ein dritter stellt sich an der Tür auf und lässt nur die Herren eintreten, die das Vorrecht des Eintritts haben. Dieses Vorrecht ist genau abgestuft. Es

der Gegenwart von Personen (sogar anderen Geschlechts) ist nicht ungewöhnlich. Eine Begebenheit, die Voltaires Kammerdiener Longchamp in seinen Erinnerungen schildert, soll dies illustrieren. Sie hat sich zugetragen, als dieser noch im Dienst der Marquise von Chatelet, der Lebensgefährtin Voltaires, war:

„Die Dame entfernte die Beine voneinander, damit ich das kochende Wasser, das ich brachte, leichter und ohne ihr Schaden zu tun, in die Wanne gießen konnte. Als ich ihren Befehl auszuführen begann, fiel mein Blick auf das, was ich nicht zu sehen gesucht hatte.“ (Brandes 1923: 14 f.)

In der Folge wandte Longchamp beschämt und irritiert den Kopf ab und verbrühte sie, worauf sie ihn beschimpfte (vgl. Brandes 1923: 14 f.). Brandes erklärt sich das Verhalten der Marquise folgendermaßen: „Es geniert sie nicht, sich unbedeckt vor einem Lakai sehen zu lassen; sie betrachtete ihn nicht als Mann im Verhältnis zu sich selbst als Weib.“ (1923: 42) Ein Verhalten dieser Art ist aber nicht nur über eine nicht vorhandene potenzielle erotische Anziehung erklärbar. Es erschließt sich erst in seinem vollen Umfang, wenn man mit einbezieht, dass die Verleugnung einer erotischen Anziehung Ausdruck eines Superioritätsempfindens ist, dessen zentraler Bezugspunkt die „hohe Geburt“ ist. Nur ein Adliger gleichen oder höheren Ranges ist auch erotisch interessant, eben weil dieser einen Fortbestand der Geld-, Erwerbs- und Machtchancen sichern könnte. Dazu ein Beispiel, das Haslip schildert: Der Herzog de Choiseul, Kriegs-, Finanz- und Minister für auswärtige Angelegenheiten am Hofe Ludwigs XV., hat bei der ersten Begegnung mit der bürgerlichen Madame Dubarry das Tabu der erotischen Anziehung augenscheinlich verinnerlicht: „Ein hochangesehener Adliger aus Lothringen wie er, *dessen Mätressen zumindest im Rang einer Herzogin standen*, hätte sie – auch wenn sie nichts Gewöhnliches an sich hatte – niemals attraktiv finden können.“ (Haslip 2006: 36; Hervorh. d. Verfin.) Dieses ständische Distinktionsverhalten schützt zudem die adlige Frau vor dem Begehren des rangniedrigeren Mannes. Es wird durch Ge- und Verbote sogar noch so verstärkt, dass nicht einmal der Gedanke möglich ist, dass ein Mann seine

gab sechs verschiedene Gruppen von Menschen, die nacheinander eintreten durften. Man sprach dabei von den verschiedenen ‚Entrées‘. Zuerst kam die ‚Entrées familière‘. [...] Dann kam die ‚grand entrée‘, bestehend aus den grand officiers de la chambre et de la garderobe. [...] Alle diese Hofämter waren käuflich [...] und ausschließlich dem Adel vorbehalten.“ (Elias 1969: 126 f.) Die räumliche Nähe zum König war ein politischer Akt. Je weiter man zum König vorgelassen wurde, desto mächtiger war man im Staat. Wenn Ludwig XIV. sagt: „Ich bin der Staat“, dann meint er damit nicht nur, dass er alle drei Staatsgewalten (gesetzgebende, gesetzausführende und rechtsprechende) in sich vereint, er bezieht es auch ganz konkret auf seine Physis.

körperliche Überlegenheit ausnutzen könnte: Antals Szerb beschreibt einen Distanzkodex, der die Königinnen der verschiedenen Reiche, die sich auf dem Territorium des heutigen Spanien befinden, im 14. Jahrhundert, als es noch üblich war, von Hof zu Hof zu reisen, vor Übergriffen bewahrte. Wer die Königin berührte, wurde zum Tode verurteilt. Dieses Gesetz wurde so strikt gehandhabt, dass ein Ritter, der die Königin rettete, nachdem ihr das Pferd durchgegangen war, das Land verlassen musste, weil er ihren Knöchel aus dem Steigbügel gezogen hatte und sie dabei berühren musste (vgl. Szerb 1943/2005²: 112).

Dieses Berührungstabu und im weitesten Sinne erotische Tabu mag mit dem Aspekt der ökonomischen Bedrohung durch die Erb- und Legitimitätsansprüche außerehelich geborener und nichtständischer Kinder zusammenhängen (vgl. Seydel 2005³: 14) und deshalb innerhalb einer adligen Kultur *konstitutiven Charakter* haben. Es drückt sich nicht nur in der Weigerung aus, Menschen anderer Stände selbst in ihren elementaren Bedürfnissen (vgl. Elias 1969: 76) als gleichwertig anzusehen, sondern auch in einer *Freizügigkeit*, die aus dem Blickwinkel bürgerlichen Empfindens als anstößig empfunden werden mag und *Unbehagen* auslöst. Elias kommt zu dem Schluss:

„Die ständige Verfügung über eine Menschenschicht, deren Gedanken der Herrschaft völlig gleichgültig sind, bringt es mit sich, daß die Menschen dieser Herrschaft sich unvergleichlich viel unbekümmerter, etwa beim An- und Auskleiden, *aber auch im Bade und selbst bei anderen intimen Verrichtungen vor anderen Menschen nackt zeigten*, als das in der Gesellschaft ohne solchen breiten Unterbau von Diensthofen der Fall ist. Der Adel zeigt sich so vor seiner Dienerschaft und der König so auch vor seinem Adel.“ (Elias 1969: 77; Hervorh. d. Verfin.)

4.3.3 Das Private: Zusammenfassung

Der Adel zeigt sich – gemessen an bürgerlichen Wertvorstellungen – ungeniert, weil die soziale Distanz, die er zu seinen Bediensteten aufgebaut hat, diese Nähe ermöglicht. Nacktheit etc. ist Ausdruck seines Distinktionsverhaltens. Beim Adel gibt es kein Analogon zu der Sphäre, die beim Bürgertum als *Privatsphäre* bezeichnet werden konnte. Es ist keine konstituierende Kategorie, weil die Macht-, Geld- und Erwerbchancen des Adels nicht aus der Sphäre des Privaten heraus entstehen (Familiengeheimnisse sind Geschäftsgeheimnisse), sondern diese innerhalb der an Bodenbesitz orientierten Kultur des Adels nur durch Kriege

und Ehen erweitert werden können. Da dieses Prinzip nicht von einer generellen Chancengleichheit aller Menschen ausgeht, sondern eben genau von dem umgekehrten Fall, nämlich der Superiorität des Adels und einer Manifestation der ständischen Ordnung, kann dieser Einblicke in die aus bürgerlicher Sicht privatesten Dinge gewähren, ohne dass seine Machtposition und seine Erwerbsquellen eingeschränkt würden. *Das Private ist eine bürgerliche Kategorie*. Ebenso die Bewertung des „Reden über Privates“ als *Klatsch*. Es ist m. E. eine präventive Maßnahme, um die ökonomisch essenzielle Privatsphäre zu schützen.

4.4 Die *Klatschdichotomie* männlich/weiblich

Klatsch ist in der bürgerlichen Gesellschaft weiblich konnotiert⁹⁴ – die Vorstellung, dass Klatschen typisches „weibliches Reden“ ist, ist im Alltagswissen über Klatsch so fest verankert, dass sie sich in Gedichten⁹⁵, Aphorismen⁹⁶, der Weltliteratur⁹⁷, aber auch in Karikaturen⁹⁸ niedergeschlagen und Romanautorinnen wie etwa Clara Viebig zu Schilderungen wie der folgenden angeregt hat:

„Alle Abend nach neun war großer Kongreß [...] Da wurde die Herrschaft durchgehechelt wie Flachs, den man durch die scharfen Zähne der Hechel zieht. Die eine Herrschaft war zu streng, die andere

⁹⁴ Dabei steht fest, dass auch Männer klatschen. Die bekannteste Studie zu diesem Thema stammt von Levin und Arluke: Nach der Auswertung einer Beobachtungsstudie, die in einem Universitätsfoyer angelegt war, kamen sie zu dem Ergebnis, dass sich Klatsch von Männern und Frauen qualitativ kaum (bei beiden Gruppen war der Tonfall, die Wortwahl etc. ähnlich) und quantitativ nur geringfügig unterschied. Bei den Frauen klatschten 71 Prozent, bei den Männern 67 Prozent der Stichprobe (vgl. Arluke/Levin 1985).

⁹⁵ Der MERZ-Künstler Kurt Schwitters beschreibt in seinem Gedicht „Kaffeeschwestern“ folgende Situation: „Frau Müller, Frau Meier, Frau Schulze, Frau Schmitt/ Die saßen zusammen beim Kaffee zu dritt/ Die vierte war nämlich zu Hause/ Sie hatte Kaffeeklatschpause/ Die anderen aber berieten zu zwein./ wer von den vieren die dritte sollt sein./ Und kamen in hitzigem Rate/ Zu keinerlei Schlussresultate.“ (zitiert nach Gutknecht 2002: 118)

⁹⁶ Vom Komödiendichter Curt Goetz (1888 bis 1960) stammt folgender Aphorismus: „Männer können sich stundenlang über ein Thema unterhalten. Frauen benötigen dazu kein Thema.“ (zitiert nach Thiele-Dormann 1995: 79)

⁹⁷ Leo Tolstoi beschreibt in seinem Roman „Anna Karenina“ folgende Begebenheit: „In der Gruppe um den Samowar und die Gastgeberin hatte das Gespräch [...] geschwankt: ‚Haben Sie schon gehört, die Maltischschewa, nicht die Tochter, sondern die Mutter, lässt sich ein Kleid diable rose machen!‘ ‚Nicht möglich! Nein, das ist ja herrlich!‘ ‚Ich wundere mich nur, dass sie mit ihrem Verstand – sie ist ja nicht dumm – nicht einsieht, wie lächerlich sie sich macht.‘ Jede steuerte sein Teil zur Verdammung und Verspottung der armen Maltischschewa bei, und das Gespräch prasselte so munter wie ein brennender Holzstoß.“ (1877/1966, Bd. 1: 201)

⁹⁸ Zu denken ist dabei etwa an die Lithografie des französischen Malers Honoré Daumier (1808 bis 1879), die drei Damen im Nachtgewand zeigt, deren Gesichter von einer Kerze erleuchtet werden (vgl. Rysman 1977: 177).

zu nachsichtig; die zu schlumpig, jene zu geizig; jene zu genäschig – für drinnen auf den Tisch nichts gut genug, für die Dienstboten draußen alles zu teuer. Jene Madam war ein Zankteufel und der Herr ein Esel; die zweite Madam zu putzsüchtig, die dritte scheinheilig, die vierte dämlich, die fünfte vergnügungstoll, die sechste hatte einen Liebhaber und der Ehemann belästigte die Dienstmagd. So ging es fort ins unendliche. Sie konnten gar kein Ende finden. [...] Dazu drehte sich im Hintergrund, dumpf und ratternd und quietschend, die große Rolle, als ginge es ihr gegen den Strich, das Leinen und den Damast der Herrschaft glatt zu walzen.“ (Viebig 1929: 44)

Dass die konnotative Verkettung von Klatsch und Frauen, die in der *Klatschdichotomie* „männlich/weiblich“ (vgl. Kapitel 3.3) aufgeht, jedoch nicht naturgegeben ist, mögen nicht nur ethnografische Berichte (vgl. Kapitel 3.2.1.3) belegen, die aufzeigen, dass das „Sprechen über Privates“ keinem Genderaspekt unterliegt, sondern durchaus auch von Männern geschätzt wird (vgl. Wilms 2006). Dass diese assoziative Verbindung zwischen Klatsch und Frauen sich erst mit der Entstehung der bürgerlichen Kultur herausgebildet hat, lässt sich auch anhand eines Vergleichs von Lexikoneinträgen zum Stichwort „Klatsch“ nachvollziehen, zwischen deren Veröffentlichungszeitpunkten mehr als ein Jahrhundert Abstand liegt: Während in Zedlers Universal-Lexikon die Kommunikationsform Klatsch noch nicht geschlechtsspezifisch assoziiert ist – es bezeichnet vielmehr das „unnöthige langweilige Unterreden des liederlichen Gesindes“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) und „anderer gerne müßig gehender Leute“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) –, weisen die Einträge im Wörterbuch der Gebrüder Grimm eine eindeutige geschlechtsspezifische Zuordnung auf. Es heißt u. a. „Die weiber haben ins gemein 3 mängel [...] sie [wollen] allezeit etwas neues zu Klatschen haben“ (Grimm/Grimm 1873/1984, Bd. 11: Sp. 1010), und weiter werden die Worte „altweiberklatsch ...“ (Grimm/Grimm 1873/1984, Bd. 11: Sp. 1010), „klatschbüchse“ mit der Erklärung „ein plappermaul, besonders klatschhaftes weib“ (Grimm/Grimm 1873/1984, Bd. 11: Sp. 1010) sowie „Kaffeklatsch“ (Grimm/Grimm 1873/1984, Bd. 11: Sp. 1010) aufgeführt, das auch – wie ich noch zeigen werde – eine weibliche Assoziation impliziert (vgl. Kapitel 4.4.1 und 4.4.4).

Auch neuere etymologische Lexika weisen darauf hin, dass die Belegung der Kommunikationsform Klatsch mit einem *Genderaspekt nicht ursprünglich gegeben war, sondern sich offenbar erst entwickelt hat*: Wasserzieher führt an, dass das Wort „Klatschbase“ erst im 19. Jahrhundert entstanden sei (vgl. 1966:

261). Pfeifer verortet die Entstehung des Wortes „Kaffeeklatsch“ in der „2. Hälfte des 19. Jhd.“ (1989: 843; vgl. Kapitel 0). Im Französischen hat das Wort „comméragé“ „seit dem 18. Jh. die heutige Bedeutung“ (Gamillscheg 1969: 246) und leitet sich vom lateinischen „commère [...] ‚Gevatterin‘ ab“ (Gamillscheg 1969: 246). „Gevatterin“ ist ein altd deutsches Wort für „Patin“ (Gamillscheg 1969: 246). Das Grimmsche Wörterbuch weist auf eine besondere Bedeutung des Verbes „gevattern“ in einer Schweizer Mundart hin, welches dort auch synonym verwendet wurde für „mit jemandem vertraulich schwatzen“ (Grimm/Grimm 1873/1984, Bd. 6: Sp. 4673) – da ist es noch nicht gendermarkiert. Auch Rysman beschreibt, dass sich das Wort „gossip“ in seiner ursprünglichen Bedeutung im Altenglischen auf einen familiären Verband, der „God sib“, einem durch Patenschaften verbundenen Clan, bezogen habe und es weder abwertend konnotiert noch durch eine bestimmte Zugehörigkeit zu einem Geschlecht markiert war (vgl. 1977: 167). In einer veränderten Bedeutung tauche es erstmals im elisabethanischen Zeitalter um das Jahr 1600 auf. (Rysman 1977: 165). Bei Shakespeare werde „gossip“ verstanden als „tippling (drinking) companion“ (Rysman 1977: 165), als Saufkumpane. In diesem Zusammenhang werde es weder mit der Konnotation „Müßiggang“, „Zeitverschwendung“ oder „Geschwätz“, also mit weitgehend abwertenden Assoziationen verwendet, es ist im Gegenteil positiv besetzt: Das Gefühl von sozialer Verbundenheit, das sich aus der ökonomischen Einheit der Familie ergibt, werde auf den freiwilligen Verbund einer (Männer-)Freundschaft übertragen (vgl. Rysman 1977: 165). Erst im 19. Jahrhundert tauche das Wort „gossip“ erstmals in seiner heutigen, negativ assoziierten Bedeutung auf; gleichzeitig sei es, was auffällig ist, weiblich konnotiert (vgl. Rysman 1977: 177). Rysman fasst diese Entwicklung folgendermaßen zusammen: „The male meaning ‚tippling companion‘ carries a feeling of warmth and good companionship while the female application is more hostile. Women ‚run about‘ and women ‚tattle‘.“ (1977: 178)

Rysman deutet – das als kurzer Exkurs – weiter an, dass in der Bedeutungsverschiebung des Wortes „gossip“ adlige Werte und Ideale durch bürgerliche ersetzt werden: „Just as feudalism and chivalry prescribed a set of pseudo-kin relations for the nobility [...], so the institution of the god-parent relation allowed peasants to develop imaginary familial relations. [...]“ (1977: 176) Nimmt man den Vergleich, den Rysman zieht, wörtlich, ist die

Gleichsetzung von Adel („nobility“) mit „gossip“ in seiner ursprünglichen Bedeutung eines durch Patenschaften miteinander verbundenen Familienverbandes nicht unbegründet. Denn neben der Heiratspolitik gehörte auch die Wahl des Paten zu den wichtigsten politischen Instrumenten adliger Kultur. Wie die Ehe ermöglichte die Patenschaft, eine Verbindung zwischen zwei Häusern aufrechtzuerhalten, zu festigen oder überhaupt erst herzustellen. Eine Patenschaft bezog sich nicht auf das Kind alleine, sondern auf dessen gesamte Familie. Die langen Patenlisten von adligen Täuflingen zeugen davon. Ein aktuelles Beispiel aus dem Hause Bismarck stieß in der bürgerlichen Kultur auf Erstaunen:

„Das Fürstenhaus Bismarck tauft seinen männlichen Erben heute – die Frauen mit Hut, die Herren im Cut – im Bismarckmausoleum zu Friedrichsruh im Sachsenwald: Alexei Otto Hieronymus Janusz Pierre Robert Silas Graf von Bismarck. Warum der kleine Mann gleich so viele Namen hat? Wir haben seine Eltern, Graf und Gräfin von Bismarck, gefragt. Carl-Eduard von Bismarck, Bundestagsabgeordneter: ‚Unser Sohn heißt Alexei, weil die Mutter von meiner Frau Nathalie Russin ist und wir den Russen sehr nahe stehen, wie Otto von Bismarck, der Botschafter in St. Petersburg war. Sein zweiter Name Otto ist Tradition: Der erstgeborene Sohn bekommt in unserer Familie immer den zweiten Namen Otto in Gedenken an den Reichskanzler. Hieronymus kommt nach seinem Taufpaten Hieronymus Graf von Metternich, ein langjähriger Freund aus Deutschland. Janusz – so heißt auch der beste Freund meiner Frau, ein Australier. Pierre heißt unser Sohn nach seinem Taufpaten Prinz Pierre Darenberg, ein langjähriger Freund aus Frankreich. Robert steht für meinen alten Jugendfreund Rob Hersov aus Südafrika, und Silas – so heißt ebenfalls ein Pate aus Hongkong.‘ Und eigentlich hat er noch mehr Namen, nur stehen die nicht im Pass: Glenda und Brenda. Warum ein Junge wie ein Mädchen heißt? Die stolze Mutter, Nathalie Gräfin von Bismarck: ‚Diese zwei Namen hat er von seinen weiblichen Taufpaten, meinen zwei besten Freundinnen.‘⁹⁹

Zurück zur Genderproblematik: Warum sagt man, trotz der ursprünglich geschlechtsübergreifenden Bedeutung des Wortes „Klatsch“, heute *Klatschbase* statt *Klatschvetter*, warum redet man von *Klatschweib* statt von *Klatschkerl*, vom *Altweiberklatsch* und nicht vom *Altherrenklatsch*? Warum heißt es „Klatschbüchse“¹⁰⁰ (Grimm/Grimm 1873/1984, Bd. 11: Sp. 1010) und nicht – in

⁹⁹ S. n.: „Ein süßes Bismarck-Baby & viele schöne Wundertüten.“ In: Welt am Sonntag, 8. Oktober 2006, Onlineausgabe, www.welt.de, Abruf: 5. November 2011, 21: 54 Uhr.

¹⁰⁰ Über den Zusammenhang von Büchse und Weiblichkeit vgl. Freud (1900/1991¹⁰: 355): „Dosen, Schachteln, Kästen, Schränke, Öfen entsprechen dem Frauenleib, aber auch Höhlen, Schiffe und

Anlehnung an Freud – „Klatschschlüssel“? Und warum hat sich die Bedeutung des Wortes „Klatsch“ in der Weise verschoben, dass es nicht nur das „Gesinde“ bzw. Personal beschreibt, sondern im allgemeinen Sprachgebrauch weiblich konnotiert ist? Steht diese Bedeutungsveränderung ebenfalls, wie bereits die Entstehung des Wortes „*Klatsch*“ generell, im Zusammenhang mit der Entwicklung und Ausdifferenzierung der bürgerlichen Gesellschaft? Rysman deutet in seinem Aufsatz darauf hin (vgl. Rysman 1977). Inwieweit also reflektiert diese Bedeutungsverschiebung die Gepflogenheiten und Bräuche der adligen Kultur? Zu Antworten auf diese Fragen sollen hinleiten, a.) die Analyse des Begriffes „*Klatschbase*“, b.) eine Analyse der soziokulturellen Stellung der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft sowie c.) der Frau in der adligen Gesellschaft – vor dem Hintergrund der Frage, wie in jeweiligen Kulturen das „Sprechen über Privatangelegenheiten“ bewertet wird.

4.4.1 Bürgerliche Kultur und die Rolle der Base

„Base“ ist ein weniger gebräuchliches Synonym des Wortes „Cousine“; es bezeichnet die Tochter des Onkels oder der Tante. In einer Definition des Wörterbuchs der Gebrüder Grimm heißt es, dass das Wort „Base“ zwar zum Zeitpunkt, als die Gebrüder Grimm ihr Wörterbuch veröffentlicht haben, die Tochter der Elterngeschwister bezeichne, seine ursprüngliche Bedeutung davon aber abweiche (vgl. Grimm/Grimm 1854/1984, Bd. 1: Sp. 1147). Zunächst hatte das Wort „Base“ für Tante, dann allmählich für die „patruelis“ gestanden, also denjenigen weiblichen Teil der Verwandtschaft, der zum Bruder des Vaters gehört, und schließlich wurde die Bezeichnung auf alle „Verwandtinnen“ (Grimm/Grimm 1854/1984, Bd. 1: Sp. 1147) ausgeweitet. Erst im 19. Jahrhundert gab es demnach eine Bedeutungsverdichtung des Begriffs „Base“ (vgl. Grimm/Grimm 1854/1984, Bd. 1: Sp. 1147).

Die Veränderung der Wortbedeutung des Begriffs „Base“ bildet eine Veränderung der Familienstrukturen ab. Auffällig ist, dass das Wort im selben Zeitraum eine Veränderungsbedeutung erfährt, in dem das Wort „Klatsch“ entstanden ist, dessen Ursprung wiederum eng mit der Entwicklung der Familie vom „ganzen Haus“ zur

alle Arten von Gefährten. Zimmer im Traume sind zumeist Frauenzimmer, die Schilderung ihrer verschiedenen Eingänge und Ausgänge macht an dieser Auslegung gerade nicht irre.“

ökonomischen Einheit der Kernfamilie verbunden ist, und dem Wunsch, die Privatsphäre dieser durch moralische Gebote zu schützen. Welche Rolle und Funktion hat vor diesem Hintergrund die „Base“? Und warum wird sie mit dem Stigma der *Klatschhaftigkeit* in der Weise belegt, dass es sich sogar morphologisch konkretisiert?

In einer bürgerlichen Formation gestalten sich die Rolle und Funktion der Base komplex. Sie hängt mit der Entstehung der bürgerlichen „Kleinfamilie von heute, bei der die Wohneinheit sich auf die eheliche Gemeinschaft als der Grundform für die biologische Produktion wie für die gesellschaftliche Produktion beschränkt“ (Burguière/Klapisch-Zuber/Segalen/Zonabend 1997: 24) zusammen. Die Entwicklung dieses neuen Familientyps aus der „Buntscheckigkeit“¹⁰¹ (Ariès 1975¹⁵: 564) der Versorgungsgemeinschaften des „ganzen Hauses“ heraus wird im 17. und 18. Jahrhundert durch eine entscheidende Gesetzgebung begünstigt: Nach einem Todesfall darf der Familienbesitz nicht mehr an eine kollektive Erbgemeinschaft übergehen, sondern muss einer Einzelperson (meist dem ältesten Sohn) zukommen (vgl. Segalen/Segalen 1990: 19). Ein neues Steuerrecht ging eng mit den erhöhten Einnahmeinteressen des Adels einher, denn: „Es ist unmöglich, Gruppen von Verwandten oder Vettern zu besteuern oder die Einwohnerzahl über diffuse Verwandtschaftsnetze zu erfassen! Der Staat benötigt eine individualisierte häusliche Gemeinschaft [...]“ (Segalen/Segalen 1990: 19) Mit dieser Kontraktion vom „amorphen exogamen Klan“ (Segalen/Segalen 1990: 19), wie z. B. in „Dorfgemeinschaften“ (Segalen/Segalen 1990: 19), über den „differenzierten Klan“ (Segalen/Segalen 1990: 19) des „ganzen Hauses“ bis hin zur patriarchalen Familie mit konjugalem Kern (z. B. die „Buddenbrooks“), wird die Differenzierung, wer zur Familie zählt und wer nicht, deutlicher (vgl. Segalen/Segalen 1990: 19): Es sind nicht mehr alle diejenigen verwandt, die miteinander in einer Gemeinschaft oder unter einem Dach leben (seien es die „Leute“, das Personal oder die verschwägte Verwandtschaft), sondern es gibt folglich einen Unterschied zwischen dem engsten Familienkreis und der engeren und der entfernten Verwandtschaft. Zentrum des verwandtschaftlichen Grades ist der Patriarch bzw. „Haus-Vater“. Zu ihm zählen seine Frau und die Kinder,

¹⁰¹ Ariès wählt zur Erläuterung des Begriffes „Buntscheckigkeit“ die Wendung „Nebeneinander des Ungleichen“ (Ariès 1975¹⁵: 564) – gemeint ist eine Versorgungsgemeinschaft, die Angestellte, Arbeiter, Bluts- wie verschwägte Verwandte unter einem Dach zusammenfasst, kurz: die Ökonomie des „ganzen Hauses“.

eventuell noch seine Eltern – die Eltern der Ehefrau leben, wenn man mit Claude Lévi-Strauss davon ausgeht, dass in einer patriarchalen Ordnung die Frauen den Wohnort wechseln (vgl. Levi-Strauss 1949/1981), bei ihrem Bruder und dessen Ehefrau: Claude Lévi-Strauss beschreibt in seinem Buch „Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft“ (1949/1981) den „Frauentausch“. Damit ist gemeint, dass die Frauen bei der Hochzeit den elterlichen Haushalt verlassen und in den Haushalt des Mannes einziehen. Man bezeichnet diese Form der Wohnfolgeordnung, die regelt, wo ein jung verheiratetes Paar zunächst seinen Wohnsitz einnimmt, auch als „patrilokal“ – die Frau des Sohnes muss beim Vater des Mannes, auf dessen Grund und Boden oder in dessen Nähe wohnen.

Mit dieser an die bürgerliche Kleinfamilie gekoppelten Vorstellung davon, wer zur engen, nahen und fernen Verwandtschaft gehört, verschiebt sich nun auch die Verteilung von Wissen über die *Familien-, sprich: Geschäftsgeheimnisse* und die Frage, wer Zugang zu diesen hat. Eine problematische Rolle nimmt dabei die Base ein; sie zählt nicht zur engen Verwandtschaft, sondern nur zur nahen. Allerdings ist die Verwandtschaft wiederum so nah, dass man ihr den Zugang zum Privatbereich gewähren muss (vgl. Bergmann 1987: 76), der ja überhaupt erst mit der Vorstellung von einer Kernfamilie entsteht (vgl. Kapitel 4.3.1). Die Base darf nicht nur – wie etwa der Friseur – Eintritt zu dem Bereich erhalten, der als lokaler Privatbereich empfunden wird, sie hat auch Zugang zur informationellen Sphäre, also zum Familienwissen der nahen Kernfamilie. Konkret gesagt: Man muss sie zu allen hohen Familienfesten wie etwa Geburt, Taufe, Hochzeit oder Trauerfeier einladen, also genau zu den Festen, die Privatangelegenheiten kennzeichnen und *Inhalt eines Klatschgesprächs* sein können. Eine Einladung zu diesen Feiern kann man ihr innerhalb eines Familienverbandes nicht verwehren, ohne sich unschicklich zu verhalten. Das erweist sich jedoch als problematisch, denn die Familie des Patriarchen bildet eine biologische und wirtschaftliche Einheit, die ihren Mitgliedern materiellen Schutz gewährt und in geschäftlicher Konkurrenz zu anderen Familien steht, auch zur Familie der Base (vgl. Kapitel 4.3.1). Die Patriarchenfamilie hat als Familie (wie bereits oben zu sehen war) ihre Geheimnisse; und Familiengeheimnisse sind, wie gezeigt, Geschäftsgeheimnisse. Die Base hat durch ihre nahe Verwandtschaft jedoch die Möglichkeit, Privates über die Familie des Patriarchen herauszufinden und an ihre eigene Kernfamilie weiterzugeben. Sie kann also in der Kernfamilie,

der sie wiederum angehört, das tun, was als Klatsch definiert ist: Neuigkeiten aus dem Privatbereich anderer, in diesem Fall ihrer nahen Verwandten, erzählen. Diese Macht wird – wie etwa auch beim Personal (vgl. Kapitel 4.3.1) – gefürchtet, und dort wie hier wird m. E. dieser Macht in der Weise begegnet, dass man der Base unterstellt, sie würde *klatschen*, damit sie es genau nicht tut, was sich in einem Wort semantisch konkretisiert: eine „*Klatschbase*“ zu sein.

4.4.2 Adlige Kultur und die Rolle der Base

Die beiden Familienmodelle, die im 18. Jahrhundert miteinander konkurrieren, sind – stark vergrößert – zum einen diejenigen, die „sich durch Blutsbande oder durch denselben Ahnen zusammengehörig fühlen, zum anderen jene, in der sich alle wiedererkennen, die unter einem Dach leben und die gleichen Interessen als Produzenten und Konsumenten haben“ (Burguière/Klapisch-Zuber/Segalen/Zonabend 1997: 37). In den beiden Modellen lassen sich einerseits die weit gespannenen Verwandtschaftsnetze des Adels erkennen und andererseits die an einen Ort gebundenen Familien des Bürgertums. Da das konstitutive Merkmal adliger Kultur die hohe Geburt ist, empfindet die adlige Familie Zusammengehörigkeitsgefühle nur über Blutsverwandtschaft. Zwar gibt es auch hier wie beim bürgerlichen „ganzen Haus“ die Vorstellung von Häusern, denen man angehört, z. B. „das Haus Hohenzollern“, „das Haus Habsburg“; diese Vorstellung ist allerdings eher ideell zu sehen, eine Anwesenheit ist nicht nötig, die mit dem Titel verbundenen Apanagen und Abgaben können überallhin ausgezahlt werden. Ein Beispiel: Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz wurde 1776 in Hannover geboren. Nach dem frühen Tod ihrer Mutter im Jahr 1782 zog sie zu ihrer Großmutter, der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, nach Darmstadt. Nach der Hochzeit mit Kronprinz Friedrich-Wilhelm von Preußen im Jahre 1793 lebte sie im Berliner Kronprinzen-Palais. Erst nach Regierungsantritt ihres Mannes 1797 kommt sie auf einer Huldigungsreise in „das Land, dessen Namen sie trägt“ (Ohff 1992⁸: 16). Da ist sie knapp 21 Jahre alt. Gelebt hat sie von den (überschaubaren) Apanagen, die ihr als Zugehörige des *Hauses Mecklenburg* zustehen (vgl. Ohff 1992⁸).

Diese Sichtweise von Familie als „Haus“ entspricht der Bedeutung des Wortes „Base“ in der von den Gebrütern Grimm aufgeführten ursprünglichen Bedeutung:

Sie bezeichnet keinen spezifischen Verwandtschaftsgrad, sondern umfasst alle „Verwandtinnen“, mit denen man blutsverwandt und verschwägert ist, und da es zum Grundprinzip des Adels zählt, Verwandtschaft herzustellen, gehen die familiären Verzweigungen in alle Richtungen und Dimensionen. In adligen Familiengefügen ist eine Base also lediglich eine weibliche Verwandte, nicht eine Tochter der Vater- oder Muttergeschwister. Die Rolle der Base in der adligen Formation ist einfach die, dass sie dazugehört, ganz im Sinne von Friedrich Sieburg, der sagte: „Ihre [der Adligen] wichtigste Eigenschaft besteht darin, ‚verwandt‘ zu sein, und die Freude daran, dass alle miteinander verwandt sind und sich ‚Du‘ sagen.“ (zitiert nach von Schönburg 2006: 130; Erg. d. Verfin.)¹⁰² Auch ist es in adligen Kreisen üblich, sich – sobald die Verwandtschaftsbeziehung über die direkte Linie hinausgeht – unabhängig vom genauen Verwandtschaftsgrad mit „Cousin“ oder „Cousine“ anzusprechen. Diese Anrede gilt ebenso, wenn keine Verwandtschaft besteht. Die Sitte beruht auf „verbriefte[m] Recht“ (Leitner 2003a: 157). Zudem steht die Familie der Base nicht wie in einer konjugal-patriarchalen Familienkonstellation in Konkurrenz zur nahen Verwandtschaft, sondern sie ist eher – wie alle anderen Verwandten auch – Bindeglied. Die Base ist in gleicher Weise Subjekt wie Objekt von dynastischen Erwägungen und damit eingebunden in das, was in einer bürgerlichen Welt als Privatangelegenheit empfunden wird. Denn in adligen Kreisen ist es durchaus üblich, die Base zu heiraten. Ein Beispiel für diese Praxis der Ehestiftung sind die verwandtschaftlichen Verwicklungen des portugiesischen Hauses Braganza und der spanischen sowie österreichischen Habsburger:

„Johannas [die Wahnsinnige] Sohn, Karl V., heiratete seine Cousine, Isabella von Portugal, Tochter von Johannas Schwester, Maria, und Manuel I. von Portugal. Die beiden waren die Eltern jenes Philipp II., der in vierter Ehe sogar seine leibliche Nichte Anna von Österreich – sie war die Tochter seiner Schwester Maria und Maximilians II. – zur Frau nahm. Der aus der dieser Verbindung stammende Philipp III. von Spanien heiratete mit Margarethe von Österreich, eine Nichte Maximilians II., wiederum eine Cousine.“ (Thoma 2003⁶: 56; Erg. d. Verfin.)

¹⁰² Belege dafür, dass sich der Adel duzt, gehen bis ins 15. Jahrhundert zurück. Im heute noch in der Mediavistik als Quelle für Adelskultur gültigen „tractatus de civitate ulmensi, de eius origine, de civibus et statu“ (vgl. Veesenmeyer 1889) des Ulmer Dominikanermönchs Felix Fabri von 1488 beschreibt dieser es als typisches Kennzeichen adliger Familienverbände, sich zu duzen und damit ihre Zugehörigkeit auszudrücken. Heimann sagt in seiner Studie „Adelsherrschaft und Adelskultur in Beziehungsweisen. Zur Einleitung“, „dass man [in Adelskreisen] die aus der Verwandtschaft resultierende Du-Anrede übte“ (2000: 9).

Bei derartigen komplexen verwandtschaftlichen Verwicklungen ist weder die Rolle der Base so klar definiert wie in einer bürgerlichen Formation noch ist das, was als Familienangelegenheit bezeichnet wird, in gleicher Weise durch eine Sphäre des Privaten geschützt. Es ist vielmehr so, dass die bürgerlichen Kategorien nicht anwendbar sind und es beim Adel eher darum geht, ein möglichst engmaschiges Verwandtschaftsnetz zu bilden, das die an die territoriale Erbmasse gebundenen Geld- und Machtchancen erweitert, und die Familienfeste, die diese Bündnisse besiegeln, als öffentliches Ereignis zu begehen. Die Kategorien, die die Konkretisierung des Wortes „Klatschbase“ ermöglichen, sind in einer adligen Konstellation nicht vorhanden.

4.4.3 Die Base: Zusammenfassung

Die Idee von einer Base, die Klatsch verbreitet, ist eindeutig als Produkt einer bürgerlichen Kultur zu verstehen. Denn nur dort gibt es eine Vorstellung von einer Sphäre dessen, was als privat und als Familienangelegenheit empfunden wird, die keinen Außenstehenden etwas angeht, sowie die *Vorstellung von enger, naher und ferner Verwandtschaft*. Die Entstehung des Wortes „Klatschbase“ im 19. Jahrhundert (Wasserzieher 1966: 261) vollzieht sich gleichzeitig mit der Entstehung der Kleinfamilie und dem Aufstreben der bürgerlichen Gesellschaft. Die Stigmatisierung der Base als klatschhaft hat die gleiche Funktion für das Private als Erwerbsbasis der Kleinfamilie wie die Stigmatisierung ganzer Berufszweige als klatschhaft, die ebenfalls temporären Zugang zur Privatsphäre haben (vgl. Kapitel 4.3.1), wie z. B. Zimmermädchen, Friseure etc.: Es ist eine *Präventivmaßnahme*, die davor schützen soll, dass Privatangelegenheiten ausgeplaudert (vgl. Textor 1968⁸: 105) werden, und diejenigen, die es dennoch tun, mit einer vorwegnehmenden Ächtung warnt. Die moralische Sanktionierung schlägt sich in dem Wort „Klatschbase“ nieder. Unabhängig davon, ob die Base tatsächlich klatscht oder nicht, wirkt diese Zuschreibung wie ein Schutzschild gegen die Möglichkeit, die sie hat, *moralisch kontaminiertes Klatschwissen* zu verbreiten. Es bleibt jedoch die Frage, warum man lediglich der Base Klatschhaftigkeit nachsagt und nicht dem Vetter. Dies mag eng mit der Stellung der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft zusammenhängen und der Rolle, die ihr dabei aufgrund sozialer Strukturen zugedacht wird. Im Folgenden möchte ich

deshalb die *Stellung der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft* beleuchten und mit der Stellung der Frau in der adligen Kultur vergleichen sowie beider Funktion im Hinblick auf das „Sprechen über Privates“ oder „Ausplaudern von Privatangelegenheiten“ betrachten.

4.4.4 Bürgerliche Kultur und die Rolle der Frau

Mit der Entstehung der *bürgerlichen Kleinfamilie* ändern sich auch die Rolle der Frau und ihr Wissen über die Familiengeheimnisse, ihre Macht- und ihre Geldchancen. Denn eng an die Entwicklung vom „ganzen Haus“ zur bürgerlichen Kleinfamilie patriarchaler Prägung mit konjugalem Kern gekoppelt, ist die Vorstellung von der Frau, die zu Hause bleibt: die von der *Hausfrau*. Vordenker dieser Entwicklung war der Schweizer Jean-Jacques Rousseau mit seiner im Roman „Émile oder Über die Erziehung“ propagierten Vorstellung von der Frau in ihrer „natürlichen“ Rolle als Mutter und Erzieherin ihrer Kinder. Das Erstaunen, mit dem Rousseaus Ideen aufgenommen wurden, und die Tatsache, dass diese als neu oder revolutionär gefeiert wurden, zeigt, dass Mitte des 18. Jahrhunderts der Gedanke, dass die Frau mit der Rolle als Mutter und Erzieherin ihrer Kinder ihren sozialen Platz einnimmt, den meisten Menschen fremd war. Rousseaus Lehren, die sich seit den 1760er-Jahren von Frankreich aus ausgebreitet haben, haben „nicht nur den aufklärerischen Gleichheitsanspruch von Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft verhindert“ (Opitz 2000: 85), sondern auch zu dem geführt, was allgemein in der Soziologie als „*Domestizierung*“ der Frau bezeichnet wird. Claudia Opitz beschreibt es in ihrem Aufsatz „Mutterschaft und weibliche (Un-)Gleichheit in der Aufklärung“ so:

„Diese [die von der Aufklärung beflügelten Gesellschaftspolitiker] vertraten mehrheitlich die Auffassung, die Frau sei ‚von der Natur‘ zur Hervorbringung von Kindern bestimmt und solle deshalb so viele Kinder wie möglich gebären, aber auch am Leben erhalten, indem sie sie ‚eigenhändig‘ erziehe und vor allem selbst stille. Dies jedoch sei mit außerhäuslichen [...] Aktivitäten und Interessen unvereinbar und fordere ein ganz und gar ‚eingezogenes‘ häuslich-familiäres Dasein. Die meisten dieser Schriften [über die Rolle und Funktion der Frau] hatten sich explizit gegen die gesellschaftlichen oder gar ‚öffentlichen‘ Aktivitäten von gebildeten Frauen (Adeligen, Saloniären, Wissenschaftlerinnen) gerichtet und somit die ‚Domestizierung‘ weiblicher Lebensführung und den Ausschluß der Frauen aus der Öffentlichkeit befördert, die dann im 19. Jahrhundert für die bürgerliche

Lebensweise obligatorisch wurde.“ (Opitz 2000: 86; Kürz. u. Erg. d. Verfin.)

Die Vorstellung, dass das Haus der „natürliche“ Ort der Frau ist, deckt sich mit der Selbstinszenierung der bürgerlichen Gesellschaft der Vorrevolution als Gesellschaft der „Natur“ (im Gegensatz zur adligen Gesellschaft der Künstlichkeit), wie sie nach der Revolution zur vollen Blüte gelangte.¹⁰³ Sie geht weiter auf eine Kategorisierung zurück, die ihren Ursprung bereits in der vordemokratischen griechischen Antike und ihren stadtstaatlichen Gesellschaftsmodellen hat. Bereits in der Philosophie des antiken Griechenlands ist die assoziative Einheit von „Frau“ und „Haus“ fest verbunden mit dem Gedanken bürgerlicher Gesellschaftsmodelle: Aristoteles unterschied die Sphären der „Natur“ von der Sphäre der „Kultur“, die in seinen Schriften gekoppelt sind an die Dichotomien „notwendig“ und „nützlich“, Körper und Geist, Haus(halt) und Öffentlichkeit (der polis, dem Ort des politischen Denkens und Wirkens; vgl. Schwarz 1989: 100 ff.). In ihrer Aristoteles-Rezeption beschreibt Hannah Arendt, dass das Haus bzw. der Haushalt definiert ist als „the sphere where the necessities of life, of individual survival as well as of continuity of the species, were taken care and guaranteed“ (Arendt 1989: 22). In diesem Bereich des Hauses werde der Mensch auf die Notwendigkeiten seines Daseins zurückgeworfen, er sei Mensch als biologisches Wesen und in diesem Sinne jedem anderen Menschen gleich. Dem Haus, in dem alle Menschen „naturegebenen“ Notwendigkeiten folgen müssen, stehe der Bereich gegenüber, in dem sich die Individualität sowie die Differenz und die Freiheit ausdrückten:

„The public realm [...] was reserved for individuality; it was the place where men [sic!] could show who they really and inexchangeably were. [...] Excellence itself, arete as the Greeks, virtus as the Romans would have called it, has always been assigned to the public realm, where one could excel, could distinguish oneself from all others. Every activity performed in public can attain an excellence never matched in privacy.“ (Arendt 1989: 48; Anm. d. Verfin.)

¹⁰³ Die Verehrung der Natur, der natürlichen Regeln und Begebenheiten, die die Gedankenwelt der Französischen Revolution vorbereiten und bestimmen, zeigt sich u. a. in der Gestaltung des Revolutionskalenders, welcher einen extremen Versuch darstellt, die Zeit nach den Regeln der Natur zu ordnen. Das Jahr beginnt dort mit der Tag-und-Nacht-Gleiche; es ist in vier Jahreszeiten unterteilt, diese wieder in drei gleiche Monate, die Namen erhalten, die dem landwirtschaftlichen Sprachgebrauch entnommen sind, z. B. heißt der zweite Monat des Frühlings „Floréal“, weil in diesem Monat die Blumen blühen, der dritte Monat des Sommers „Fructidor“, weil hier die Früchte geerntet werden (vgl. Hunt 1992: 27).

Es ist bezeichnend, dass hier der Begriff „men“ im Zusammenhang mit der Unverwechselbarkeit („inexchangeably“) fällt und offenbar als Gegenpol zur Frau etabliert wird. Individualität steht gegen Biologie, die Notwendigkeit gegen das Nützliche. Innerhalb dieser Logik fällt die Erhaltung der Gattung der Frau, die Erhaltung des Einzelnen dem Manne zu, und es erscheint ganz folgerichtig, dass „das Arbeiten des Mannes, das der Nahrung dient, und das Gebären der Frau, das der Fortpflanzung dient“ (Arendt 1958/2005³: 40) als „die beiden natürlichsten Funktionen des Menschen“ (Arendt 1958/2005³: 40) ausgewiesen werden.

Diese Sphären beeinflussen sich idealerweise nicht. Hannah Arendt hat es in ihrer Verfallsgeschichte der Öffentlichkeit, „Vita activa“, folgendermaßen zusammengefasst:

„Griechischem Denken gemäß ist die menschliche Fähigkeit für politische Organisation von dem naturhaften Zusammenleben, in dessen Mittelpunkt das Haus (oikia) und die Familie stehen, nicht nur zu scheiden, sie steht sogar in einem ausgesprochenen Gegensatz dazu.“ (Arendt 1958/2005³: 35)

Mit dieser Verteilung entsteht also die Vorstellung von der Sphäre des *Privaten* und der des *Öffentlichen*; einer Sphäre, die der Frau zugeordnet wird, und einer Sphäre, die dem Mann zugeordnet wird. Paletschek fasst zusammen: „Entsprechend blieben dem Mann die Tätigkeit in Politik, Wissenschaft, Erwerbsleben vorbehalten. Der Wirkungsbereich der Frau hingegen war in Haushalt, Kindererziehung und Fürsorge für den Ehemann zu finden.“ (1994: 162)

All diese Gedanken leben im 19. Jahrhundert mit der *Entstehung der Kleinfamilie* wieder auf. Da jedoch, wie oben dargestellt (vgl. Kapitel 0), die Geld- und Erwerbschancen des Bürgertums nicht wie beim Adel bodengebunden sind, sondern auf Arbeit, Gelderwerb, Handel und Handwerk basieren, geht mit der Kontraktion vom „ganzen Haus“ zur Kleinfamilie und der bürgerlichen Vorstellung von zwei getrennten Sphären des Lebens ein *Bedeutungszuwachs* der Sphäre des Mannes einher und gleichzeitig ein *Bedeutungsverlust des Privaten* und damit auch ein Bedeutungs- und Machtverlust der Frau. Hannah Arendt formuliert es so: „Historisch ist es sehr wahrscheinlich, dass das Entstehen des Stadt-Staates und des öffentlichen Bereichs auf Kosten der Macht und der Bedeutung des Privaten, der Familie und des Haushalts, stattgefunden hat.“ (Arendt 1958/2005: 39)

Deutlich lässt sich das an der Entwicklung des Wortes „*Hausfrau*“ zeigen: Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts wird das aus dem mittelhochdeutschen Wort „*hûsvrouwe*“ (Grimm/Grimm 1854–1960/1984, Bd. 10: Sp. 662) abgeleitete Wort „*Hausfrau*“ mit der (in einer bürgerlichen Kultur essenziellen) ökonomischen Macht des Gelderwerbs identifiziert, die sie als hochrangiges Mitglied der kollektiven Ertrags- und Erbgemeinschaft „*ganzes Haus*“ innehat (vgl. Grimm/Grimm 1854–1960/1984, Bd. 10: Sp. 662). Sie ist als „*Haus-Frau*“ Partnerin des „*Haus-Vaters*“ (vgl. Grimm/Grimm 1854–1960/1984, Bd. 10: Sp. 662). Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist das nicht mehr so. Die Hausfrau wird zwar immer noch mit dem Haus identifiziert, aber sie ist von der Ökonomie und von der Öffentlichkeit ausgeschlossen. Der Bereich der Hausfrau ist kein Bereich der Erwerbstätigkeit mehr, sondern der Bereich, der das Private umfasst: das Haus, die Wohnung, die Familie, die Kinder, aber auch die Liebe, die Wärme, die Geborgenheit, das Gefühl, die Erotik und das Sexuelle (vgl. Rössler 2001: 41). Dieser Bereich hat durchaus seine Qualitäten, steht aber im Kontrast zur Sphäre des Mannes. Beate Rössler beschreibt sie folgendermaßen:

„Dieser häusliche Bereich, und mit ihm die Familie, wird geschätzt und positiv bewertet als der Bereich, der vor den Anforderungen des feindlichen Lebens geschützt ist, in dem Liebe und Zuneigung herrschen anstelle von Konkurrenz und Gewinnstreben, der Zuflucht bietet sowohl vor den harten Gesetzen der Ökonomie wie vor den unerbittlichen der Politik.“ (Rössler 2001: 42)

Mit dieser Beschränkung der Sphäre der Frau auf den häuslichen Bereich und der Gleichsetzung von Frau und Haus bzw. Haushalt und alldem, was damit assoziiert wird, geht auch eine Neubewertung des „Sprechen über Privates“ und des „Sprechen der Frauen“ einher. Das „Sprechen der Frauen“ wird in einer bürgerlichen Gesellschaft allein durch die Stellung der Frau und der ihr in der Sozialstruktur zugewiesenen Rolle diffamiert. Dabei folgt die Hierarchisierung der Güte von Gesprächen der klassischen Logik: Wenn dem Mann die Arbeit und die Öffentlichkeit zugeordnet wird und der Frau die Familie und das Private und die Frau ihre Lebenswelt in einem Gespräch mit einem Mann reflektiert, sind es gemäß der patriarchal-bürgerlichen Ordnung, deren Basis die Erweiterung von Geld- und Erwerbschancen durch Arbeit und Handel, also der Männer-Sphäre, ist, tatsächlich „Gespräch[e] über [weniger wichtige] private Dinge“ (Duden 1999³: 2132; Erg. i. O.) – eine Wendung, die laut Duden die Sozialform Klatsch

umschreibt. Die Formel dieser Annahme lautet: Wenn die Frau redet, redet sie über Privates, und Privates zählt zu den weniger wichtigen Dingen, ergo: Die Frau redet über weniger wichtige Dinge. Diese Logik mündet in einem Axiom und zeigt sich nicht nur in der Gendermarkierung des Wortes „Klatsch“, sondern konkretisiert sich auf morphologischer Ebene in Wortschöpfungen wie „Weiberklatsch“, „Altweiberklatsch“ und Wendungen wie „Klatschen wie ein Waschweib“, die allesamt Klatsch als „Sprechen von Frauen“ identifizieren. Die Folge, die diese Zuweisung bis heute hat, benennt das Soziologinnenteam Cheryl Benard und Edith Schlaffer in ihrem Aufsatz „Männerdiskurs und Frauentratsch“:

„Männer diskutieren, Frauen tratschen. Ein Frauengespräch, das ist schon gleichbedeutend mit Belanglosigkeit. Die Wertung bleibt aufrecht, unabhängig von Themenstellung und Inhalt.“
(Benard/Schlaffer 1981: 119)

Die aus einer ökonomischen Struktur erwachsene, aber ideologisch manifestierte Zuschreibung von Frau und Haus führt zwar zu einer Begrenzung der ökonomischen und öffentlichen Macht der Frau, aber die Frau erfährt auch einen Machtzuwachs über das Private und damit an Wissen über Privatangelegenheiten. Ein Beleg bietet Rysman: „Since men were not allowed to attend birth, the people at home delivery were women.“ (Rysman 1977: 178) Er legt dar, dass das Wort „gossip“ erst mit der Praxis der Hausgeburt, bei der alle Frauen der Gemeinde zusammenkamen, von der die Männer aber ausgeschlossen wurden, die heute typische weibliche Konnotation erfahren hat (1977: 177). Die Frauen haben durch diesen Zugang zur weiblichen Sphäre einen Wissensvorsprung, was das Private betrifft.

Da sich ihre Sphäre jedoch der Kontrolle des Mannes, dem die ökonomische Macht der Familie unterliegt und der das Private als ursprünglichen Hort von Geschäftsgeheimnissen schützen muss, entzieht, unterliegt ihr Sprechen den gleichen präventiven Sanktionen und moralischen Zuschreibungen, wie sie beim Personal (vgl. Kapitel 4.3.1) und bei der „Klatschbase“ (vgl. Kapitel 4.4.1) zum Tragen kommen: Der Frau wird unterstellt, dass sie *klatscht*, damit sie eben genau keine „Neuigkeit aus dem Privatbereich“ (Duden 1999³: 2132) ausplaudert (vgl. Textor 1968⁸: 105) – zumal der Privatbereich, von dem sie möglicherweise sprechen könnte, eben nicht der eines Dritten ist, sondern ihr eigener. Sie würde im Falle, dass sie tatsächlich klatscht, die Geld- und Erwerbschancen der ökonomischen Einheit, der sie selbst angehört, vermindern. Die Ursache der

Diffamierung eines Frauengesprächs hat m. E. also eher ökonomische als, wie die psychoanalytische Schule oft behauptet (vgl. Kapitel 0), sexuelle Ursachen.

Die Klatschkategorie Öffentlichkeit und der Kaffeeklatsch

Die Diffamierung von Frauengesprächen als Klatsch hat noch eine weitere Dimension als die, die ökonomisch wichtige Privatsphäre zu schützen. Eine gesonderte Betrachtung soll vor diesem Hintergrund den Implikationen gelten, denen das Wort und die soziale Handlung des *Kaffeeklatsches* unterliegt, die – wie im Anschluss zu sehen sein wird – als typisch weibliche Kommunikationsform gilt. Nach den Gebrüder Grimm kam der Gebrauch des Wortes „Kaffeeklatsch“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf (1854–1960/1971, Bd. 11: Sp. 1010), nach Pfeifers „Etymologischem Wörterbuch des Deutschen“ wird es ebenfalls erst in diesem Zeitraum gebräuchlich. Dort steht unter dem Stichwort „Klatsch“: „Kaffeeklatsch m. (2. Hälfte 19. Jh.)“ (1989: 843). Das Wort ist demnach in einer Zeit entstanden, in der die Entwicklung der bürgerlichen Kultur aus der ökonomischen Einheit des „ganzen Hauses“ zur Familie mit patriarchal-konjugalem Kern und das, was in der Soziologie als „Domestizierung“ der Frau (Opitz 2000: 86) bezeichnet wurde, abgeschlossen war. Mit der Anbindung an das Wort „Kaffee“ erfährt das Wort „Klatsch“ eine semantische Verdichtung an ein soziokulturelles Ritual, in dem sich bestimmte Wortvorstellungen verfestigen, die wie kein anderes Wort die negativen Pole der *Klatschdichotomien* „wichtiges/weniger wichtiges Gespräch“ und „Zeitökonomie/Zeitverschwendung“ in sich vereinen: Der „Kaffeeklatsch“ ist gewissermaßen die Reinform dessen, was im Alltag unter *Klatsch* verstanden wird. Hierzu Bergmann:

„Im Kaffeeklatsch, so scheint es, realisiert sich die Gattung Klatsch in ihrer reinsten Form. Als typisch für den ‚Kaffeeklatsch‘ erscheint uns im Alltag, daß sich ein Kreis von Bekannten, sei’s im Café, sei’s zu Hause in der Wohnstube – bei Kaffee und Kuchen und unbeschwert von drängenden Arbeitspflichten versammelt hat, denen der Sinn nur nach einem steht: sich über die Verfehlungen und das Treiben gemeinsamer, aber abwesender Bekannter wechselseitig ins Bild zu setzen und über Dinge, die sie nichts angehen, den Mund zu zerreißen. Der Kaffeeklatsch bildet, so könnte man sagen, die zur Institution geratene Form der Klatschkommunikation; er ist die auf Klatsch reduzierte Sozialform der Geselligkeit.“ (Bergmann 1987: 100)

Bergmann unterschlägt indes, dass die Wortvorstellungen, die mit dem „Kaffeeklatsch“ einhergehen, aufs Engste mit der Klatschkategorie „weiblich“ verbunden sind und sich in großen Teilen mit dem decken, was unter „Altweiberklatsch“ verstanden wird.

Zur Verdeutlichung soll hier das von Harvey Sacks entwickelte Instrumentarium der „category bounded items with unitary features“ (Sacks 1972: 333), im Folgenden „kategoriegebundene Aktivitäten“¹⁰⁴, fruchtbar gemacht werden. Es gibt zahlreiche Beispiele für Aktivitäten, die im Alltag mit bestimmten Personengruppen verbunden werden und sich in feststehenden Wendungen manifestiert haben (etwa „Feilschen wie auf dem Basar“, „Trinken wie ein Amtmann“). Die Implikationen, die diese Zuschreibungen mit sich führen, werden, so der Linguist, jedoch erst wirklich deutlich, wenn die Kategorie bzw. das Konzept und die Vorstellung, die man mit einer bestimmten Personengruppe in Verbindung bringt, einer anderen (opponierenden) Personengruppe anhängt. Diese Methode bringt nicht nur die zugrunde liegenden Implikationen der Zuschreibung zutage, sondern sie verstärkt sie noch. Kehrt man etwa das Wort „Hausfrau“ in „Hausmann“ um, treten nicht nur *Klatschkategorien* „Zeitverschwendung“, „Privates“ und „weniger wichtig“ hervor, sondern es kommt zum Vorschein, was in einer bürgerlichen Gesellschaft tatsächlich gemeint ist, wenn man sagt: „Sie ist *nur* eine Hausfrau.“ Der „Hausmann“ geht nämlich eben nicht nur „nicht arbeiten“, er „geht müßig“. Er spielt nicht nur keine Rolle in der Öffentlichkeit, sondern er hat keine Macht und nichts zu sagen, er beschäftigt sich lediglich mit „privaten Dingen“ und kümmert sich „nur“ um die Familie, er ist also gesellschaftlich betrachtet „weniger wichtig“, wobei sich das komparative „weniger“ als Bezugsgröße an den Themen misst, die in der *Öffentlichkeit*, die eigentlich die Sphäre des Mannes ist, verhandelt werden. Redet der „Hausmann“ über seine Lebenswelt, dann ist es „Geschwätz“ (Duden 1999³: 2132).

Ebenso wie die Anwendung der „kategoriegebundenen Aktivität“ (Sacks 1972: 333) auf das Wort „Hausfrau“ versteckte Implikationen offenbart, zeigt auch die Verknüpfung von „Männer“ und „Kaffee“, welche Wertmaßstäbe hinter der Assoziation von „Frau“ und „Kaffee“ stecken. Die Assoziation von „Männer“ und

¹⁰⁴ Harveys Formulierung „category features“ bzw. „category bounded items with unitary features“ wird hier mit „kategoriegebundene Aktivität“ übersetzt. Die im Folgenden dargestellte Wirkungsweise und Funktion dieser „kategoriegebundenen Aktivitäten“ wurde auf der Basis von Sacks Artikel „On the analyzability of stories by children“ (1972) entwickelt.

„Kaffee“ führt direkt zum Kern bürgerlicher Kultur – dem Warenhandel, mit anderen Worten: der Ökonomie des Geldes. Die Entstehung des gedanklichen Zusammenhangs von „Männern“, „Kaffee“ und „Warenverkehr“ (Habermas 1962/1990: 56) hat ihre frühen Wurzeln in der Londoner Kaffeehauskultur des 17. Jahrhunderts, deren Charakter sich von der Kultur heutiger moderner Cafés deutlich unterscheidet: „Nicht kuchenessende ältere Damen stellen die Kundschaft, sondern im Geschäftsleben stehende Männer.“ (Schivelbusch 1980: 61) In den Kaffeehäusern Londons, dem kapitalistischen Zentrum der Welt und Hauptumschlagsplatz für Kolonialwaren, traf man sich, um Geschäfte zu machen¹⁰⁵ (vgl. Thiele-Dohrmann 1997). Die Kaffeehäuser waren Umtauschplatz für Waren aller Art, aber auch für Wertpapiere und (Schiffs-)Versicherungen. Der Versicherungskonzern Lloyd etwa ging aus einem Kaffeehaus hervor (vgl. Schivelbusch 1980: 60). „Mann“ traf sich, um Geschäfte zu machen und in Gesprächen neue Geld- und Erwerbchancen auszuloten. Im Gegensatz zu den von Rausch und Raufereien geprägten Aufenthalten in den klassischen Bierstuben waren Kaffeehäuser Orte der „Mäßigung“ und der „Vernunft“ (Schivelbusch 1980: 80). Frauen waren per Gesetz vom Besuch eines Kaffeehauses ausgeschlossen (vgl. Thiele-Dohrmann 1997: 230).

Der assoziative Zusammenhang von „Männern“ und „Kaffee“ gleicht dem Ideal der bürgerlichen Kultur: Der Mann arbeitet, widmet sich dem Treiben des „Warenverkehrs“ (Habermas 1962/1990: 56), handelt, kauft, verkauft, macht Geld und Geschäfte. Sein Handeln und Tun steht gänzlich im Widerspruch zu dem, was allgemein mit „Frauen“ und „Kaffee“ verbunden wird, mithin Zeitverschwendung, Reden über Privates, Reden über „weniger wichtige private Dinge“ (Duden 1999: 2132). In der Umkehrung der „kategoriegebundenen Aktivität“ von „Frauen“ und „Kaffee“ zu „Mann“ und „Kaffee“ offenbart sich demnach, welche Implikationen das Wort *Kaffeeklatsch* tatsächlich enthält: Es ist eben nicht nur, wie Bergmann sagt, eine „Sozialform der Geselligkeit“ (1987: 100), sondern eine Abkehr von den Idealen der auf Gelderwerb und Handel gründenden bürgerlichen Kultur schlechthin.

¹⁰⁵ Mehr über Kaffeehauskultur findet man in Klaus Thiele-Dohrmann (1997): *Europäische Kaffeehauskultur*, sowie: Jürgen Schebera (1988): *Damals im Romanischen Café. Künstler und ihre Lokale im Berlin der zwanziger Jahre*.

Die Assoziationskette, die zwischen „Männern“ und „Kaffee“ besteht, führt jedoch über den „Warenverkehr“ (Habermas 1962/1990: 56) weiter hinaus zu einer anderen Kategorie bürgerlicher Kultur: der *Öffentlichkeit* (vgl. Habermas 1962). Die Kaffeehäuser waren eben nicht nur Orte des Handels, Geldes und Geschäftes, sie galten als „Brutstätten politischer Unrast“ (Habermas 1962/1990: 124). In einer Proklamation des Königshauses aus den 70er-Jahren des 17. Jahrhunderts wird dies deutlich:

„Men have assumed to themselves a liberty, not onely in the coffeehouses, (...) to censure and defame the proceedings of State, by speaking evil of things they understand not, and endeavouring to create and nourish an universal jealousy and dissatisfactions in the minds of all His Majesties good subjects.“ (zitiert nach Habermas 1962/1990: 124)

Mehr noch: Ein aufstrebendes Bürgertum versucht erstmals, seine *Geld- und Erwerbchancen* auch durch die Installation eines Parlamentes in *Machtchancen* umzusetzen, die ihm in einer aristokratisch-feudalen Gesellschaftsordnung verwehrt blieben. Denn so wie die Encyclopédie die Französische Revolution von 1789 gedanklich vorbereitet hat (vgl. Blom 2005), haben die Reden der Männer in den Kaffeehäusern Englands die Revolution von 1668 vorbereitet.¹⁰⁶ Die Entwicklung wird durch folgende Gesetzgebung gefördert: 1695 fällt mit dem Licensing Act die Vorzensur. Dieser Tatbestand sicherte ein Maß an Pressefreiheit, das zu einem Zeitungsboom führt. Nun sind Verleger nicht mehr gezwungen, ihre Veröffentlichungen von einem königlichen Zensor kontrollieren zu lassen (vgl. Habermas 1962/1990: 124 f.). Das Reden der Männer formte sich nach der Installation einer konstitutionellen Monarchie mit einem kontrollierenden Parlament erstmals zu einer öffentlichen Stimme, die Kaffeehäuser wurden zu informellen Redaktionssitzen. Es entstanden Zeitungsprojekte aller Art, für und wider die Regierungspartei. Einige von ihnen, wie beispielsweise Sir Richard Steeles und Joseph Addisons „The Spectator“ (1711–1714), gaben als Redaktionssitz sogar ein Kaffeehaus an (vgl. Zimmer 1999: 99 ff.).

Wenn man also nach Harvey Sacks Methode der „kategoriegebundenen Aktivität“ (Sacks 1972: 333) in Umkehrung des Begriffs „Kaffeeklatsch“, der mit „Frauen“

¹⁰⁶ Zum komplexen Verhältnis von „öffentlicher Meinung“, „Kaffeehaus“ und „Politik“ vgl. Speier, Hans *The Historical Development of Public Opinion*. In: *Social Order and the Risks of War* (1969: 323 ff.). Weiter: Cunow, Heinrich (1925): *Politische Kaffeehäuser*.

und „Kaffee“ einhergeht, der assoziativen Verbindung von „Männern“ und „Kaffee“ nachgeht, dann tut sich ein erstaunliches Bild auf: „Männer“ und „Kaffee“ stehen nicht nur für ein Urbild bürgerlicher Kultur, nämlich das Aushandeln von Geschäften, sondern sie stehen in einem direkten Zusammenhang mit der Entstehung der „Öffentlichkeit“ als bürgerlicher Kategorie (vgl. Habermas 1962). Denn aus den Kaffeehausreden entstanden die ersten politischen Forderungen (z. B. nach freiem Warenverkehr, dann nach freier Meinungsäußerung), die sich in einer öffentlichen Stimme gegen das Königshaus entluden (vgl. Speier 1969: 323 ff.; Cunow 1925). All das, was heute noch als Ideal einer freien Presse gilt, nämlich „die stetige Kommentierung und Kritik“ (Habermas 1962/1990: 126) von Beschlüssen des Staates, hat seinen Ursprung in der stetigen Kommentierung und Kritik der Kaffeehausbesucher an Maßnahmen und Beschlüssen der Krone und des Parlaments, das die Krone kontrolliert (vgl. Zimmer 1999, Habermas 1962).

Wenn man nun angesichts der Ergebnisse der sackschen Analyse die Assoziationskette, die sich aus den Begriffen „Männer“ und „Kaffee“ ableitet, mit der vergleicht, die sich aus „Frauen“ und „Kaffee“ ableitet, kommt das volle Ausmaß der Kritik zum Tragen, die sich in dem Begriff „Kaffeeklatsch“ verbirgt: Es ist nicht nur die Verschwendung von Zeit, die hier bemängelt wird (vgl. Bergmann 1987: 100), und die Angst davor, dass Frauen ihren Wissensvorsprung über die Sphäre des Privaten ausspielen; vielmehr wird mit der weiblich konnotierten Wendung „Kaffeeklatsch“ unterstellt, dass Frauen durch ihre Nutzung der Kaffeehäuser eine der größten bürgerlichen Errungenschaften trivialisieren: nämlich das *Recht auf freie Meinungsäußerung*, das sich nicht nur in einer kritischen Öffentlichkeit und Presse manifestiert hat, sondern auch die Schwelle markiert, in der das Bürgertum seine Geld- und Erwerbschancen erstmals in Machtchancen umzuformen versucht hat. Schivelbusch pointiert:

„Der Versuch, im Kaffeekränzchen dem Kaffeehaus der Männer ein häuslich-weibliches Pendant entgegenzustellen, wird zur Karikatur des Vorbildes, so wie der Kaffeeklatsch, über den sich die Männergesellschaft des 18. und 19. Jahrhunderts lustig macht, zur Karikatur des Kaffeehausgespräches gerät.“ (Schivelbusch 1980: 80)

4.4.5 Adlige Kultur und die Rolle der Frau

Während, wie zu sehen war (vgl. Kapitel 4.4.4), die Erstarkung bürgerlicher Kultur und schließlich ihre Emanzipation (gegenüber der herrschenden Aristokratie) mit einem Machtverlust der Frau einhergeht (vgl. Arendt 1958/2005: 39), hat die Frau in einer Kultur, deren Erfolg darauf beruht, Blutsverwandtschaft herzustellen, um sich dadurch das an Titel geknüpfte Recht zu sichern, Territorien und die darauf lebenden Bauern auszubeuten (vgl. Kautsky 1979: 1), zwar keine gleichberechtigte, aber grundsätzlich eine vorteilhaftere Position: Die Vorherrschaft des Mannes innerhalb der adligen Kultur wird zwar aus a.) kirchlichen Dogmen, wie etwa die vorgebliche „religiöse Minderwertigkeit der Frau“ (Paletschek 1994: 162), abgeleitet und durch b.) die Möglichkeit manifestiert, mit kriegerischen Aktivitäten Territorien hinzuzugewinnen und dadurch die Einflussosphäre zu erweitern (vgl. Kautsky 1979: 3), dennoch ist die Stellung der Frau innerhalb der adligen Kultur weitaus mächtiger als in der bürgerlichen Kultur. Elias sagt, dass adlige Frauen „größere Macht als in irgendeiner anderen gesellschaftlichen Formation“ (Elias 1969: 361) der ständischen Gesellschaft innegehabt hätten. Die Macht der Frau in der adligen Kultur beruht darauf, dass sie in einer Kultur, in der Geld- und Machtchancen durch „Heiratspolitik“ erweitert werden, nicht aus der Sphäre der kulturspezifischen Politik ausgeschlossen werden kann. Denn es ist nicht möglich, Erbansprüche auf Territorien geltend zu machen, wenn es keine Erben gibt, denn Vererbungslinien können nur durch Mann *und* Frau getragen sein. Die Frau ist folglich innerhalb der adligen Kultur nicht nur Objekt der „Heiratspolitik“, sondern auch deren Subjekt (vgl. Kapitel 4.4.2).

Wenn also das Verhältnis von *Mann* und *Frau*, das Verhältnis von *Öffentlichkeit* und *Privatem* sowie die Verteilung des Wissens über Familienangelegenheiten die ausschlaggebenden Kriterien dafür sind, dass in einer bürgerlichen Kultur eine assoziative Kette zwischen „Klatsch“ und „Frau“ hergestellt werden kann, ist nicht nur zu fragen, wie sich innerhalb der kulturspezifischen Logik adliger Kultur das Verhältnis von Sprechen über eine „Neuigkeit aus dem Bereich anderer“ (Duden 1999³: 2132) und *das Private* gestaltet, sondern auch, ob diese Kategorien – „Neuigkeit aus dem Bereich anderer“ (Duden 1999³: 2132), *das Private* – überhaupt innerhalb einer adligen Kultur gegeben sind, und wenn nein, welche es stattdessen sind. Anders gefragt: Wie wird in einer adligen Kultur das Sprechen

über das, was in einer bürgerlichen Gesellschaft als *privat* gilt, gehandhabt, gibt es eine *genderspezifische* Zuschreibung, und wie verhält sich dieses Sprechen über das Private anderer und zu den *Klatschkategorien* „wichtig/weniger wichtig“?

Um diese Fragen beantworten zu können, möchte ich quasi exemplarisch die Vorgänge und die Korrespondenz betrachten und analysieren, die sich auf das Eheleben der Marie Antoinette, Erzherzogin von Österreich, mit Ludwig Auguste, dem französischen Thronfolger und späteren Ludwig XVI., beziehen. Diese möchte ich so kurz wie möglich, aber dennoch so ausführlich wie nötig schildern, da sich an diesem Beispiel mehrere Merkmale, die spezifisch für die adlige Kultur sind, ableiten lassen.

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts versuchte das Königreich Preußen, das politische Gefüge innerhalb Europas zu seinen Gunsten zu verschieben (vgl. Clark 2006⁵: 220 ff.). Auch Russland brachte durch eine aggressive Expansionspolitik die innereuropäische Machtbalance ins Wanken (vgl. Leidinger/Moritz/Schippler 2003: 37). Die Ehe der Marie Antoinette mit dem französischen Thronfolger war vor diesem Hintergrund als machtstabilisierendes Bündnis zweier politischer Rivalen (Frankreich vs. Habsburg) zu sehen, die beide angesichts der aufstrebenden Mittelmächte Preußen und Russland an Einfluss verloren. An diese Ehe wurden dementsprechend hohe politische Erwartungen geknüpft. 1770 kam die 15-jährige Erzherzogin nach langen Verhandlungen an den französischen Hof und wurde mit dem Dauphin, dem Thronfolger Ludwig Auguste, verheiratet. Die Hochzeitsnacht war, wie bei Hofe üblich, öffentlich: Nur ein Vorhang trennte die Ehepartner von den Anwesenden¹⁰⁷ (vgl. Zweig 1932/2005: 33; Pangels 1980: 534). Zweig erklärt: „[...] die Hochzeit

¹⁰⁷ Eine öffentliche Hochzeitsnacht war Praxis am französischen Hof. Über die öffentliche Hochzeitsnacht von Ludwig XIII. und Anna von Österreich (vgl. Bernier 2003: 81) berichtet sein Leibarzt Jean Héroard, der von 1601 bis 1617 alles, was den heranwachsenden König betraf, aufgezeichnet hat, was 1989 unter dem Titel „Journal de Jean Héroard sur l'enfance et la jeunesse de Louis XIII.“ herausgegeben wurde. Ich zitiere hier aus einer deutschen, leider nicht vollständigen Übersetzung: „[...] er schämt und fürchtet sich sehr [...] die jungen Leute, die ihn umringen, erzählen schlüpfrige Geschichten, um ihm Selbstvertrauen zu geben [...]. Schließlich verlangt er nach seinen Pantoffeln, zieht seinen Schlafrock an und geht ins Zimmer der Königin. Man legt ihn ins Bett neben die Königin, seine Gattin, wobei seine Mutter, die Königin, anwesend ist [...]. Um Viertel nach zehn Uhr kommt er zurück. Zuvor hatte er seine Stunde geschlafen und zweimal das getan, was er uns sagt, nachdem er sie gefragt hat, ob sie es auch wollte. Als er erschien, war sein Spätzchen rot.“ (zitiert nach Muhlstein 2005: 152) Auch am preußischen Hof wurde kontrolliert, ob die Ehe tatsächlich vollzogen wurde – und zwar von der Königin und der Königinwitwe, soweit sie noch lebte, und deren Hofstaat (vgl. Kuenheim 1984: 44; Leitner 1995¹⁴: 165).

wurde im eigentlichen Sinne nicht vollzogen, nicht heute, nicht morgen und nicht in den nächsten Jahren.“ (Zweig 1932/2005: 33) Über diese nicht vollzogene Ehe entwickelte sich nur kurze Zeit später zwischen Marie Antoinette und ihrer Mutter Maria Theresia eine Korrespondenz, die sich über sieben Jahre hinzog. Darin beklagt sich die Frischvermählte zunächst über einen „nonchalant mari“ (zitiert nach Zweig 1932/2005: 33), einen nachlässigen Gatten, und schiebt sein sexuelles Desinteresse zunächst auf seine „nature tardive“ (zitiert nach Zweig 1932/2005: 34). Die Kaiserin rät ihrer Tochter zu „caresses, carjolies“ (zitiert nach Zweig 1932/2005: 34), Zärtlichkeiten, Liebkosungen. Nachdem diese Strategie mehrere Monate keinen Erfolg hatte, glaubt sie nicht an ein Unvermögen aufgrund einer „maladresse et jeunesse“ (zitiert nach Zweig 1932/2005: 34), sondern an eine „maudit charme“ (zitiert nach Zweig 1932/2005: 34), eine Störung. Das alles teilt sie ihre Tochter in Briefen mit. Der politisch erfahrenen Kaiserin ist bewusst, dass die Stellung ihrer Tochter am französischen Hof in Gefahr ist, solange sie keine Kinder hat. „Eventuell wäre sogar eine Nichtigkeitserklärung der Ehe in Frage gekommen, wenn sie de facto nicht vollzogen worden war.“ (Pangels 1980: 532) Die Kaiserin berät sich mit ihrem Hofarzt van Swieten – ohne Erfolg. Schließlich beginnt Maria Theresia einen ausführlichen Briefwechsel mit dem Grafen Mercy, ihrem Unterhändler am französischen Hof, über diesen „fatalen Gegenstand“ (Pangels 1980: 532), und dem Schwiegervater der Dauphine: König Ludwig XV. „Brief auf Brief schreibt Maria Theresia nach Paris“ (Zweig 1932/2005: 34). Der König bespricht sich mit seinem Sohn und bittet seinen Hofarzt Lassone, diesen zu untersuchen und das junge Paar in der Ausübung seiner ehelichen Pflichten zu unterweisen. Am 15. März 1773 schreibt Marie Antoinette an ihre Mutter:

„Der König hat zu Lassone, meinem Arzt, gesagt, daß er Ungeschicklichkeit und Unwissenheit zwischen dem Herrn Dauphin und mir vermute. Er hat mit ihm ernstlich erwogen, was hier zu tun wäre. Schließlich hat er ihm aufgetragen, jeden von uns zu unterweisen. Der Herr Dauphin ist in mein Zimmer gekommen, damit man bei ihm nichts merkt. Er hat ohne Verlegenheit und mit viel gesundem Menschenverstand gesprochen. Lassone ist sehr zufrieden und hat gute Hoffnung.“ (zitiert nach Christoph 1952: 80)

Die Hoffnung hält an. Am 17. Dezember 1774 schreibt Marie Antoinette, die nach dem Tod König Ludwig XV. nun Königin und deren Mann König ist, mehr als anderthalb Jahre nach dem ersten überlieferten Brief, abermals: „[...] Vor acht Tagen hat der König eine lange Unterredung mit meinem Arzt gehabt; ich bin über seine Verfassung sehr froh und hege gute Hoffnung, bald dem Beispiel meiner Schwester zu folgen.“ (zitiert nach Christoph 1952: 141) Lassone diagnostiziert, dass der Bräutigam aufgrund einer Vorhautverengung (Phimose) daran gehindert sei, geschlechtlich zu verkehren. Diese Information schickt auch der spanische Gesandte Don D'Aranda an den Madrider Hof. Es heißt in seinem Bericht:

„Quien dice que el frenillo sujeta tanto et prepucio que no cede a la introduccion y causa un dolor vivo en el, por el quel se retrahe S.M. del impulso que conviniera. Quien supone que el dicho prepucio esta tan cerrado que noe puede explayarse para la dilatacion de la punta o cabeza de la parte, en virtud de lo que no llegua la errecion al punto de elasticidad necesaria.“ (zitiert nach Zweig 1932/2005: 35)

Der Arzt rät zu einer Operation, doch zwei Jahre lang kann sich der junge König nicht zu diesem Schritt entschließen. Im April 1777 fährt Kaiser Joseph II., Marie Antoinettes ältester Bruder, nach Paris, um den Mann seiner Schwester zu diesem entscheidenden Eingriff zu überreden. Es gelingt, dennoch stellt sich nicht der gewünschte Effekt ein. Joseph sucht das Gespräch. „Er hatte mit seinem Schwager eine lange Unterredung, im Verlaufe derer ihm Ludwig so manches anvertraut haben mochte, was Joseph seiner Schwester nicht weitererzählen konnte.“ (Pangels 1980: 543) Wie auch immer sich das Eheleben des Paares nach der Unterredung der beiden Männer und der Operation gestaltet haben mag, es dauert bis zum 30. August 1777, bis Marie Antoinette an ihre Mutter Maria Theresia meldet: „Ich befinde mich in dem für mein ganzes Leben größten Glück. Schon seit acht Tagen ist meine Ehe vollkommen vollzogen; der Beweis ist wiederholt worden, und noch gestern vollständiger als das erste Mal!“ (zitiert nach Christoph 1952: 221). Warum Marie Antoinette von einem Akt, der „vollkommen vollzogen“ (zitiert nach Christoph 1952: 221) und nicht nur „vollzogen“ wurde, spricht, mag ein Brief ihres Bruders, Kaiser Joseph II., an den Bruder Leopold erhellen. Am 10. Juni 1777 schreibt der Kaiser über seinen königlichen Schwager Ludwig XVI. an seinen Bruder:

„Das Geheimnis liegt im Ehebett. Er hat ausgezeichnete Erektionen, führt sein Glied ein, verharrt dort regungslos vielleicht zwei Minuten lang, und ohne sich zu ergießen, zieht er sein immer noch aufrechtstehendes Glied zurück und wünscht seiner Frau Gutenacht. Das Ganze ist unbegreiflich, da er manchmal feuchte Träume hat. Er ist völlig zufrieden und gibt offen zu, dass er den Akt nur als Pflichtübung betrachtet und keinerlei Vergnügungen daran findet. Ach, wenn ich nur einmal hätte dabei sein können, ich hätte es ihm schon beigebracht! Man sollte ihn auspeitschen wie einen Esel, damit er ejakuliert.“ (zitiert nach Cronin 1975: 204)

Auch der spanische Gesandte D'Aranda meldet nach Madrid, dass der König „keineswegs seltene Erektionen“ (zitiert nach Cronin 1975: 547) habe und deswegen bald mit einem Kindersegen zu rechnen sei (vgl. Cronin 1975: 547). Am 4. August 1778 wird schließlich die Schwangerschaft Marie Antoinettes verkündet, am 19. Dezember 1778 wird sie von einem gesunden Mädchen entbunden (vgl. Zweig 1932/2005: 171; Pangels 1980: 544).

Was sagt dieses Beispiel über den Stellenwert des *Privaten* in einer adligen Kultur aus? Wie wird das, *was man aus bürgerlicher Sicht das Private* nennt, also: Angelegenheiten, die die Familie, die Ehe, das Eheleben, die Kinder, aber auch die Erotik und das Sexuelle betreffen, in einer adligen Formation verhandelt? Gibt es eine Gendermarkierung des *Sprechens über Privates*? Das gewählte Beispiel illustriert, dass all diese Fragen abschlägig beantwortet werden müssen. Zunächst einmal gibt es keine *Gendermarkierung des Sprechens über das Private*: Nicht nur Mutter und Tochter korrespondieren über das Eheleben der Marie Antoinette, sondern die Kaiserin auch mit dem Großvater des Betroffenen, König Ludwig XV., weiter die Brüder der Betroffenen, Kaiser Joseph II. und der spätere Kaiser Leopold II., und der spanische Gesandte D'Aranda mit dem spanischen Hof. Darüber hinaus werden in Gesprächen die Leibärzte van Swieten und Lassone in diese Thematik mit einbezogen. Der Gesandte Mercy, die Brüder und machtpolitischen Rivalen des Thronerben, der Graf Provence und der Graf Artois, machen sich ihr Wissen über das Eheleben des Herrscherpaares ebenso zunutze wie der gesamte französische Hof, der die Beratungen, ob eine Operation stattfinden soll, mit den Worten kommentiert: „[...] pour lui rendre la voix“ (zitiert nach Zweig 1932/2005: 35). Zweig berichtet weiter: „In Berichten des

preußischen, des sächsischen, des sardischen Gesandten finden sich ausführliche Erörterungen der heiklen Angelegenheit.“ (Zweig 1932/2005: 38)

Das Beispiel zeigt: Privatangelegenheiten werden in einer adligen Kultur nicht wie in einer bürgerlichen Kultur der Frau zugeordnet, sondern das, was man in einer bürgerlichen Kultur Privatsache nennen würde, ist allgemein zugänglich, weil es von allgemeinem Interesse ist. Denn die Rolle als Frau ist in einer Kultur, die auf der Basis von Erbrechten fußt, per se öffentlich und politisch.

Darüber hinaus wird deutlich: Es gibt keine Abwertung des „Sprechens über private Angelegenheiten“ – weder in Bezug auf Frauen noch allgemein. Ganz im Gegenteil, es zeigt sich, dass Dinge aus der Sphäre des Privaten und Intimen geradezu konträr zur bürgerlichen Kultur behandelt werden: nämlich nicht als Gespräch über „weniger wichtige private Dinge“ (Duden 1999³: 2132), sondern als „Reden über sehr wichtige Dinge“. In einer Kultur, deren Machtchancen auf Erbensprüchen auf Territorien beruhen und die diese (neben kriegerischer Annexion) auch durch Eheschließung durchzusetzen versucht, ist es geradezu notwendig, Dinge, die das Familienleben betreffen, als „wichtig“ oder politisch zu behandeln. In einer adligen Kultur sind nicht nur alle Familienangelegenheiten – wie Eheschließung, Geburt, Taufe, Krankheit und, auch wenn es das Beispiel nicht abdeckt, der Tod – *relevant*, sondern ganz konkret die „vollzogene“ Ehe. Zweig sagt: „[...] das Bett gehörte so offenkundig mit zum menschlichen Dasein wie das Taufbecken oder der Sarg.“ (Zweig 1923/2003: 37) Vor diesem Hintergrund mag sich auch die Praxis der öffentlichen Hochzeitsnächte, die an großen adligen Höfen durchaus üblich war (vgl. Fußnote 107) und überhaupt die aus bürgerlicher Perspektive – wie das Beispiel des Ehelebens der Marie Antoinette belegen soll – frappierende Offenheit, mit der über private, ja intimste Angelegenheiten korrespondiert und gesprochen wird, erklären. Denn Privat- und Familienangelegenheiten sind in einer adligen Kultur *wichtig*. Mehr noch: Sie sind wichtig, weil sie gleichbedeutend sind mit hoher *Politik*. Der Ausspruch, mit dem Marie Antoinette nach „sieben Jahren lächerlichen Kampfes, durch die zweitausend Nächte“ (Zweig 1932/2005: 35) am Morgen des 22. August 1777 Madame Campan, ihrer ersten Kammerfrau, begegnet, macht das mehr als deutlich. Denn sie verweist weder auf ihr persönliches Glück noch auf erfüllte

Zärtlichkeit und Liebe¹⁰⁸, sondern allein auf die Erfüllung ihrer hochpolitischen Aufgabe und ihre hohe Stellung innerhalb der Monarchie, wenn sie nach der erstmals vollzogenen Ehe sagt:

„Jetzt bin ich endlich die Königin von Frankreich.“ (zitiert nach Szerb 1943/2005²: 134)

Was zeigt also das gewählte Beispiel? In einer adligen Kultur gibt es keine Sphäre, die der bürgerlichen Kategorie *Privates* gleicht. Das Private ist hier gleichsam das Öffentliche bzw. das Politische. Darüber hinaus ist das Sprechen über das, was aus dem Blickwinkel der bürgerlichen Kultur als *Privates* bezeichnet werden könnte, höchst *relevant*, ist deshalb nicht sozial geächtet und erfährt auch keine geschlechtsspezifische Zuweisung. Das Sprechen über das, was in einer bürgerlichen Kultur als privat bezeichnet werden könnte, unterliegt innerhalb der adligen Kultur nicht den Kriterien, die es rechtfertigen könnte, dieses Sprechen als Klatsch zu bezeichnen. Es tangiert weder die *Klatschdichotomien Öffentlichkeit/Privates* und *männlich/weiblich* noch die Kategorie *Reden über wichtige/weniger wichtige Dinge*. Es scheint vielmehr so, dass diese dichotomische Sichtweise in der adligen Kultur nicht existent ist, sondern einer anderen Wertvorstellung unterliegt: Nicht nur, dass die Kategorie *männlich/weiblich* in Bezug auf das „Sprechen über Privates“ nicht relevant ist, sondern auch, dass *das Private* und *Öffentliche* quasi zusammenfallen und deshalb das „Sprechen über Privates“ als äußerst wichtig erachtet wird.

Es scheint eine Idiosynkrasie adliger Kultur zu sein, sich über eine „Neuigkeit aus dem Bereich anderer“ (Duden 1999³: 2132) auszutauschen, oder auch selbst Dinge aus seinem Leben preiszugeben, die aus heutiger Perspektive als privat oder intim bewertet werden können, wobei dies jedoch nicht tabuisiert ist, sondern vielmehr als kulturspezifische *Normalität* angesehen werden kann. Das Beispiel der Marie Antoinette ist anschaulich, aber kein Einzelfall:

1.) Mit frappierender Deutlichkeit etwa schreibt Kronprinz Friedrich von Preußen, der spätere Friedrich der Große, im November 1735 an einen Freund: „Ich teile das Schicksal der Hirsche, die gegenwärtig Brunftzeit haben. In neun Monaten könnte sich etwas ereignen [...]!“ (Ohff 2001⁵: 91). Einem anderen Freund

¹⁰⁸ Vgl. Peter Gay (1993): „Die zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter“. Gay vertritt die Hypothese, dass die bürgerliche Ehe sich durch Liebe und Zärtlichkeit auszeichnet und sie sich genau durch diese beiden Merkmale von adligen Ehen unterscheidet, die auf politischem Kalkül beruhen.

vertraut er über seine Frau Elisabeth von Braunschweig-Bevern an: „Sie hat einen wunderschönen Leib und ein zuckersüßes Vötzchen.“ (Ohff 2001⁵: 91) Darüber, ob die Ehe tatsächlich vollzogen wurde, gibt es in der Geschichtsschreibung zahlreiche Spekulationen. Feuerstein-Praßer fasst es so zusammen: „So wird behauptet, der junge Fritz habe sich eine Geschlechtskrankheit zugezogen, sei von stümperhaften Ärzten verstümmelt und dadurch impotent geworden.“ (2000²: 188)

2.) Auch die Sitten am russischen Hof sind gezeichnet von einem offenen Umgang mit Eheproblemen: Nachdem die Ehe zwischen dem Zarewitsch Peter und seiner Frau Katharina, die spätere Katharina die Große, acht Jahre lang kinderlos blieb, ermunterte die Zarin Elisabeth, Peters Tante, ihn und seine Frau Katharina zu außerehelichen Affären (vgl. Fedorowski 2001⁴: 123). In ihren posthum veröffentlichten „Erinnerungen“ schildert Katharina, wie ihre Hofdame von der Zarin instruiert worden war, Katharina für außereheliche sexuelle Aktivitäten zu begeistern (vgl. Kuntze 2007: 171).

3.) Auch am spanischen Hof, der als der sittenstrengste Europas galt, wird offen über Familiär-Vertrauliches gesprochen und verhandelt. Der französische Gesandte am spanischen Hof, Graf Rébenac, schrieb z. B. im Dezember 1688 an Ludwig XIV., „die Königin von Spanien habe ihm einmal erzählt, sie sei zwar nicht mehr länger Jungfrau, doch glaube sie, niemals Kinder bekommen zu können“ (Thoma 2003⁶: 66). Rébenac vermutete, dass eine „allzu große Begehrlichkeit des Königs dazu führe, dass der Koitus nicht richtig stattfinden“ (Thoma 2003⁶: 66) könne.

4.) Ungeniert spricht auch Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Schwägerin Ludwigs XIV., über ihr Eheleben mit ihrem homosexuellen Mann Philipp von Orleans, wobei sie eine erstaunliche Toleranz gegenüber den freizügigen Sitten am französischen Hof zeigt. An die englische Königin, Caroline von Wales, schreibt sie über ihr Eheleben: „Was Monsieur [ihren Mann Philipp von Orleans] ahnbelangt, so mach ich auch mein bestes thun, ihn zu persuadieren, daß ich ihn nicht in seinem divertissement undt männerlieb troublieren will, er glaubt immer, ich wolle wehren, daß er all sein gutt nicht ahn seine galans gibt [...]“. (Van de Cruysse 1995⁹: 193; Erg. d. Verfin.)

Es scheint ein Spezifikum adliger Kultur zu sein, sich über Angelegenheiten, die aus einer bürgerlichen Perspektive als privat betrachtet werden, auszutauschen, und zwar über die Geschlechtergrenzen hinweg und ohne ein Bewusstsein für Scham, eben weil es in einer Kultur, deren Macht- und Geldchancen auf Erbrechten beruhen, als relevant betrachtet wird. Aber nicht nur äußerst intime Details, sondern auch Familienangelegenheiten bzw. die Möglichkeit, durch Ehen neue Verbindungen zu knüpfen und diese Möglichkeiten gedanklich durchzuspielen und deren Effekt vorwegzunehmen, sind innerhalb dieser Kultur von großer Bedeutung, dass sie nicht wie in einer bürgerlichen Kultur als „weniger wichtige private Dinge“ (Duden 1999³: 2132) empfunden werden. Ein Einblick, wie wichtig dies auch heutzutage noch ist, bietet Christine Gräfin von Brühl in ihrem Ratgeber „Noblesse obligé. Die Kunst ein adliges Leben zu führen.“ In dem Kapitel „Lies den *Gotha*!¹⁰⁹“ beschreibt sie folgendes Szenario:

„Natürlich sollten Adlige gar keinen *Gotha* brauchen und auswendig wissen, wer mit wem verwandt ist. Kaum eine soziale Gruppe spricht schließlich so viel über ihre Vorfahren, Abstammung und Verwandtschaftsgrade. Adlige tun nichts lieber, als Abend und Abend zusammensitzen und darüber zu reden. *Sie erzählen von dieser Tante und von jenem Neffen, erzählen, wer sich mit wem verlobt hat und woher derjenige stammt, den man letzte Woche auf einer Jagd kennengelernt hat.* [...] Diese Art Gespräche ist so beliebt, dass man sie als Gesellschafts- und vor allem Wettspiel bezeichnen kann. Sie dauern stundenlang. Verloren hat derjenige, der schließlich aufspringt und den *Gotha* holt, denn selbstverständlich gibt es in jedem Haus, in dem Adlige leben, mindestens einen *Gotha*, meist ein ganzes Regal voller *Gothas*.“ (von Brühl 2009: 151; Hervorh. d. Verfin.)

Eine abschließende Anmerkung noch zur Editionsgeschichte der Korrespondenz, die das Eheleben der Marie Antoinette betrifft: Das „Sprechen über Privates“, das innerhalb einer adligen Kultur gepflegt wird und das seinen Ursprung in den auf Erbensprüchen beruhenden Geld-, Erwerbs- und Machtchancen des Adels hat, als Klatsch zu bezeichnen und es an den Werten bürgerlicher Kultur messend abzuwerten, indem man es als Eingriff in die Intimsphäre wertet oder als „Ausplaudern“ (Textor 1968⁸: 105) etikettiert, ist eine Projektion heutiger (bürgerlicher) Wertvorstellungen auf zurückliegende Ereignisse (vgl. Kapitel 3.2.1.3) und kann, in Bezug auf die Geschichtsschreibung, zu Verfälschungen

¹⁰⁹ Als *Gotha* wird bezeichnet *das Genealogische Handbuch des Adels*, ein Nachschlagewerk in mehreren Bänden, das seit 1951 vom C. A. Starke Verlag in Limburg herausgegeben wird. Der ursprüngliche Sitz des Verlags war im thüringischen Gotha. Daher ist der verkürzende Name *Gotha* gebräuchlich (vgl. von Brühl 2009: 150).

führen. Ein Beispiel für solch eine *Projektion heutiger Wertvorstellungen auf historische Begebenheiten* ist die Edition des Briefwechsels zwischen Marie Antoinette und Maria Theresia, die 1978 von Alfred Ritter von Arneth herausgegeben wurde. Es heißt ohne Rücksicht auf die Verfälschung der historischen Faktenlage:

„Da diese Correspondence zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette im vollsten Sinne des Wortes eine vertrauliche genannt werden muß, so ist es leicht zu erklären, daß auch nach Verlauf eines so langen Zeitraumes noch manche Stelle derselben nicht zur Veröffentlichung geeignet erscheinen. Sie beziehen sich fast ausschließlich nur auf den innigen Wunsch, von welchem beide Frauen beseelt waren, daß Marie Antoinette ihre eigentliche Bestimmung erfülle und Frankreich mit einem Erben der Königskrone beschenke. Es wird daher nicht anders als begreiflich gefunden werden, daß herüber zwischen Mutter und Tochter manchmal in einer Weise gesprochen wird, welche auch jetzt noch eine gewisse Begrenzung der Veröffentlichung zur Pflicht macht.“ (von Arneth 1978: X)

Stefan Zweig, der in seiner Biografie über Marie Antoinette sich nicht gescheut hat, auch diese von von Arneth zurückgehaltene Korrespondenz der beiden Regentinnen zu veröffentlichen, hat darauf hingewiesen, dass es nur zu einem vollständigen Eindruck der Begebenheiten kommen kann, wenn genau diese Fakten veröffentlicht werden. Er sagt m. E. auch, um sich vor einem bürgerlichen Publikum dafür zu rechtfertigen, dass er in seiner Biografie über die Monarchin „intime Details“ (Burkhardt 2002: 9) in einer Offenheit preisgibt, die ein *Unbehagen* auslösen mag:

„Wäre es nicht zu vermeiden gewesen (fragt vielleicht manches empfindsame Gemüt), an dies heikle und heiligste Geheimnis des Alkovens zu rühren? Hätte es nicht genügt, die Tatsache des königlichen Versagens bis zur Unkenntlichkeit zu verschatten, zaghaft an der Tragödie des Ehebettes vorbeizuschleichen, bestenfalls unverblümt vom ‚fehlenden Glück der Mütterlichkeit‘ zu munkeln? Ist wirklich die Betonung solch intimster Einzelheiten unentbehrlich für eine charakterologische Darstellung? Jawohl, sie ist unentbehrlich, denn all die Spannungen, Abhängigkeiten, Hörigkeiten und Feindseligkeiten, die sich allmählich zwischen dem König und der Königin, den Thronanwärtern und dem Hof herausbilden und weit bis ins Weltgeschichtliche hinüberreichen, sie bleiben unverständlich, wenn man nicht offenherzig an ihren eigentlichen Ursprung herangeht. Mehr weltgeschichtliche Folgeerscheinungen, als man gemeinhin zuzugeben gewillt ist, haben im Alkoven und hinter den Baldachinen der Königsbetten ihren Anfang genommen; kaum in irgendeinem anderen Falle aber liegt die logische Kette zwischen privatstem Anlass und politisch-welthistorischer Auswirkung so eindeutig offen wie bei dieser

intimen Tragikomödie, und jede charakterologische Darstellung bleibt unehrlich, die ein Geschehnis in den Schatten drückt, das Marie Antoinette selbst den ‚article essentiel‘, den Hauptpunkt ihrer Sorgen und Erwartungen, genannt hat.“ (Zweig 1932/2005: 36)

Und weiter:

„Und dann: deckt man wirklich ein Geheimnis auf, wenn man frei und ehrlich von der langjährigen ehelichen Unfähigkeit Ludwigs XVI. spricht? Durchaus nicht. Nur das neunzehnte Jahrhundert mit seiner krankhaften moralischen Sexualprüderie hat ein Nolimetangere *aus jener unbefangenen Erörterung physiologischer Verhältnisse gemacht*. Im achtzehnten Jahrhundert aber, wie in allen früheren, galt die Ehefähigkeit oder Eheunfähigkeit eines Königs, Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit einer Königin *nicht als private, sondern als politische und Staatsangelegenheit*, weil sie die ‚Erbfolge‘ und damit das Schicksal des ganzen Landes entschied.“ (Zweig 1932/2005: 36 f.; Hervorh. d. Verfin.)

4.4.6 Zusammenfassung: Klatschdichotomie männlich/weiblich

Erst mit der Entstehung des *Privaten*, einer wie das Öffentliche *bürgerlichen Kategorie*, kommt es zu einer geschlechtsspezifischen Zuweisung: Die Frau ist in einer bürgerlichen Formation die Trägerin des Wissens über das Haus, die Familie, aber auch das Intime, die Sexualität und eben: „Privatangelegenheiten“ (vgl. Kapitel 4.4.4). *In diesem Bereich erfährt sie rein strukturell einen Wissenszuwachs gegenüber dem Mann*, dessen Bereich die Öffentlichkeit ist. Dieser Wissenszuwachs aber bedeutet für die Frau auch einen Zuwachs an Macht. Denn Familiengeheimnisse sind Geschäftsgeheimnisse. Zwar ist, wie Bergmann zusammenfasst: „Wissen über Privates [...] per definitionem sozial ungleich verteilt. Eine Angelegenheit wird ja gerade dadurch privat, dass sie den Blicken anderer entzogen oder verallgemeinert ausgedrückt: dem Wissen anderer vorenthalten wird“ (Bergmann 1987: 77), aber in einer bürgerlichen Kultur, die die Frau domestiziert, ist es vor allem der Mann, dem dieses Wissen vorenthalten wird und der darüber hinaus keine Kontrolle darüber hat, was mit dem Wissen über seine Familie während seiner Abwesenheit passiert. Es ist zu vermuten, dass die Anbindung des Wortes „Klatsch“ an den Pol *weiblich* der Dichotomie *männlich/weiblich* mit einer negativen Konnotation und der Unterstellung einer Verletzung der Privatsphäre durch „Ausplaudern“ (Textor 1968⁸: 105) nach einem ähnlichen Muster verläuft, wie bereits im Zusammenhang mit dem Personal (vgl.

Kapitel 4.3.1) und der *Klatschbase* (vgl. Kapitel 4.4.1) erwähnt: Es ist eine *Präventivmaßnahme*, die davor schützen soll, dass Privatangelegenheiten tatsächlich ausgeplaudert (vgl. Textor 1968⁸: 105) werden, und diejenigen, die es dennoch tun, mit einer vorwegnehmenden Ächtung vor diesem Tabubruch warnt. In einer bürgerlichen Erwerbsgemeinschaft riskierte derjenige, seine eigenen Erwerbschancen zu verlieren, der tatsächlich Familiengeheimnisse ausplauderte (vgl. Textor 1968⁸: 105). Darüber hinaus erfährt das *Sprechen der Frauen* innerhalb der Wertvorstellungen bürgerlicher Kultur noch eine weitere Abwertung. Es wird, da es ihren Lebensbereich, nämlich das Private, reflektiert als Reden über „weniger wichtige private Dinge“ (Duden 1999³: 2132) verstanden, wobei sich die Wendung „weniger wichtig“ komparatistisch zu den Angelegenheiten verhält, die die Lebenswelt des Mannes reflektiert: das Öffentliche. Sinnfälliger Ausdruck dieser Diffamierung weiblichen Sprechens ist der Begriff „*Kaffeeklatsch*“ (vgl. Kapitel 0).

Das Sprechen über Privates bzw. das, was in einer bürgerlichen Kultur als privat empfunden wird (vgl. Kapitel 4.3.2), unterliegt innerhalb einer adligen Kultur keiner geschlechtsspezifischen Zuordnung. Privatangelegenheiten werden in einer adligen Kultur nicht wie in einer bürgerlichen der Frau zugeordnet, sondern das, was man in einer bürgerlichen Kultur Privatsache nennen würde, ist allgemein zugänglich, weil es von allgemeinem Interesse ist (vgl. Kapitel 4.4.5). Die Frau in einer adligen Kultur kann also nicht durch die strukturell bedingte Zuweisung von Frau, Haus, Familie, Privates mit Klatsch in Verbindung gebracht werden. Ihre Rolle als Frau ist in einer Kultur, deren Geld-, Erwerbs- und Machtchancen auf Erbrechten an Territorien fußt, per se politisch (vgl. Kapitel 4.4.5). Die Frau innerhalb der adligen Kultur kann also nicht von derselben axiomatischen Logik und Zuweisung getroffen werden, die die Frau innerhalb der bürgerlichen Kultur trifft, und zwar weder auf der Ebene der Zeitökonomie („Müßiggang“), da der Adel, egal ob Mann oder Frau, nicht arbeitet (vgl. Kapitel 4.2.2), noch auf der Ebene der Irrelevanz ihrer Themenwahl („weniger wichtige private Dinge“), da Familienthemen bis ins intimste Detail hochpolitisch sind, und ebenso wenig auf der Ebene des angeblichen Ausplauderns von Privatangelegenheiten („Familiengeheimnisse“ bzw. „Geschäftsgeheimnisse“), da es keine Privatsphäre gibt. In einer adligen Kultur ist das, was in einer bürgerlichen Kultur als Klatsch bezeichnet wird, demnach nicht vorhanden und daher auch nicht weiblich

konnotiert. Im Gegenteil: Sprechen über Privates wird von beiden Geschlechtern ausgeübt und ist von hoher politischer Brisanz (vgl. Zweig 1932/2005: 37).

4.5 Zusammenfassung: Klatsch – eine vom Wertewandel des Übergangs zwischen adliger und bürgerlicher Kultur geprägte Sozialhandlung

Zurück zur Ausgangsfrage dieses Kapitels: Ist das Wort „Klatsch“, das an der Schwelle der von der Entmachtung des Adels und dem Erringen der Macht durch das aufstrebende Bürgertum gekennzeichneten Reformzeit entstanden ist, nun gefärbt von den in jener Zeit miteinander konkurrierenden Kulturen? Und inwiefern wurde das Miteinanderreden bzw. Reden über andere, das mit Rekurs auf die Wortvorstellung vom Reden am „Dorfbrunnen“ (Neverla 2002b: 48) oder dem Reden am Lagerfeuer (vgl. Dunbar 1998: 17) als anthropologische Konstante eingestuft werden kann, neuen Bewertungen und Konnotationen unterzogen, die dem Wandel des gesellschaftlichen Wertesystems entsprechen? Anhand einer Gegenüberstellung der Dichotomien, die in dem Sinngebilde des komplexen Wortes „Klatsch“ zusammenlaufen, und anhand struktureller Charakteristika der beiden einander ausschließenden Kulturen des Adels (Geld-, Erwerbs- und Machtchancen durch Erbrechte an Territorien) und des Bürgertums (Geld-, Erwerbs- und Machtchancen durch Arbeit in Handel und Handwerk sowie im Bereich der Bildung), konnten verschiedene *Wertvorstellungen* ausgemacht werden, die in *Wechselwirkung* stehen mit „Klatsch – oder etwas allgemeiner gesagt – [dem] Gespräch“ (Langenbucher 1969: 67; Erg. d. Verfin.). Eine Tabelle soll zunächst einen Überblick über die Verschiedenartigkeit, aber auch Unvereinbarkeit beider Kulturen verschaffen:

<i>Klatschdichotomien</i>	Adlige Kultur	Bürgerliche Kultur
Zeitökonomie/ Zeitverschwendung	<p>Zeitverschwendung</p> <p>Zeitökonomie ist hier kein Kriterium, da dieser Maßstab eng an Gelderwerb gebunden ist und der Adel nicht arbeitet. Der Adel hat folglich viel Zeit. Ihm geht es im Gegenteil darum, sich die Zeit gegen die allgegenwärtige <i>Langeweile</i> durch <i>Unterhaltung</i>, wie Tanz, Geselligkeit, aber auch die Verfeinerung des Geschmacks durch die Anschaffung und Fertigung von Luxusgütern, zu vertreiben. Bemerkenswert ist, dass das Wort <i>Unterhaltung</i> dem Tanz entlehnt ist, einer typisch adligen kulturellen Sitte.</p>	<p>Zeitökonomie</p> <p>Das Bürgertum definiert sich durch Gelderwerb durch Arbeit (Handel, Handwerk, Bildung). Am <i>Klatsch</i> wird die Zeit kritisiert, die „verschwendet und übel angelegt“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) ist, da diese Form des Sprechens von der Arbeit abhält. Auffällig ist, dass die Metaphorik, mit der innerhalb der bürgerlichen Kultur Zeit bezeichnet wird, dem Finanzwesen entstammt, z. B. „verschwenden“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866) sowie „übel anlegen“ (Zedler 1737, Bd. 15: 866). Zeit wird so kostbar bewertet wie Geld.</p>
Unterhaltung/ Information	<p>Unterhaltung</p> <p>Ein gutes Gespräch gilt innerhalb der adligen Kultur als eines, das <i>unterhält</i>, amüsan ist, bei dem die Partner aufeinander wechselseitig reagieren wie beim <i>Tanz</i>. Verpönt ist es, in einem Gespräch zu langweilen oder Gelehrigkeit zu offenbaren.</p>	<p>Information</p> <p>Ein gutes Gespräch innerhalb der bürgerlichen Kultur wird gemessen am <i>Nutzen</i>, den es den Gesprächspartnern bringt. Als nützlich gelten Gespräche, die über Themen des Geldgeschäftes, der Arbeit und der öffentlichen Lebenswelt informieren. Mitte des 18. Jahrhunderts, als sich das Bürgertum durch Bildung neue Geld- und Erwerbschancen sichern kann, zählt auch die Gelehrigkeit dazu.</p>

<p>Öffentlichkeit/ Privates</p>	<p>Das Private ist öffentlich bzw. politisch Einer Kultur, deren Geld-, Erwerbs- und Machtchancen auf Erbrechten an Territorien beruht, ist das, was in einer bürgerlichen Kultur als privat gilt: öffentlich. Es gibt keinen Schutz des Privaten und Intimen. Hochzeitsnächte und Geburten finden öffentlich statt, um die Legitimität der Nachkommen anzuzeigen. Das Private ist öffentlich bzw. politisch.</p>	<p>Öffentliches und Privates als getrennte Sphären Das Öffentliche ist eine bürgerliche Kategorie. Das Private ebenso. Sie bedingen sich gegenseitig. Die Privatheit ermöglicht die Freiheit des u. a. Handelns, Denkens und Redens – und bedingt damit die Öffentlichkeit, die aus der Opposition gegen die Monarchie (adlige Kultur) entstanden ist.</p>
<p>Männlich/weiblich (Gendering)</p>	<p>Kein Gendering In einer Kultur, die ihre Geld-, Erwerbs- und Machtchancen auf der Basis von Erbrechten an Territorien aufbaut, haben Frauen wie Männer den annähernd gleichen Stellenwert. Sie sind beide Subjekt wie Objekt der adligen Ökonomie.</p>	<p>Gendering Das Ideal bürgerlicher Kultur besteht in der Trennung des öffentlichen Lebens von dem Privaten, wobei die Öffentlichkeit dem Mann, die Privatsphäre der Frau zugeordnet wird. In einer Gesellschaftsordnung jedoch, deren Machtchancen in der <i>Öffentlichkeit</i> ausgehandelt werden, wird dieser (und damit dem Mann) folglich ein höherer Stellenwert beigemessen als dem Privaten.</p>

<p>Wichtiges/ weniger wichtiges Gespräch</p>	<p>Familienangelegenheiten zu besprechen, gilt als wichtig Es ist wichtig, über Familienangelegenheiten zu reden, denn sie sind der Kern der Ökonomie der Verwandtschaft – Männer wie Frauen tun es, es ist hohe Politik. Das Wort „Heiratspolitik“ kennzeichnet diese Kultur.</p>	<p>Familienangelegenheiten zu besprechen, gilt als weniger wichtig In einer bürgerlichen Kultur ist es wichtig, über Geldchancen zu reden, die Machtchancen ermöglichen. Das Reden über Familie, Privates, Häusliches ist in dieser Kultur folglich weniger wichtig.</p>
<p>Reden der Männer/ Reden der Frauen</p>	<p>Es gibt kein Gendering in Bezug auf das Sprechen über das, was in der bürgerlichen Gesellschaft als privat bezeichnet wird. In einer Kultur, in der Frauen und Männer aufgrund der spezifischen Geld-, Erwerbs- und Machtchancen annähernd gleichgestellt sind, und darüber hinaus das Öffentliche und das Private zusammenfallen, gibt es keine Gendermarkierung von Gesprächen, wie sie im Vergleich dazu in der bürgerlichen Gesellschaft zu verzeichnen sind.</p>	<p>Frauengespräche gelten als Klatsch, Männergespräche als wichtig. Da in der bürgerlichen Kultur das Öffentliche den Männern, das Private den Frauen zugeordnet wird, und dem Privaten gegenüber dem Öffentlichen ein gesellschaftlich geringerer Wert beigemessen wird, wird auch das Reden der Frauen über den ihnen strukturell zugeordneten Lebensbereich als weniger wert geachtet. Sinnfälliger Ausdruck dieser Bewertung sind z. B. die Wörter „Altweiberklatsch“ und „Kaffeeklatsch“, wobei Letzterer als Karikatur eines männlichen Kaffeehausgespräches begriffen wird (vgl. Schivelbusch 1980: 80).</p>

Tabelle 1: Adlige und bürgerliche Kultur im Hinblick auf Klatsch, eigene Darstellung

Es scheint vor dieser Analyse der beiden kulturspezifischen Strukturen des Adels und des Bürgertums gerechtfertigt zu sagen, dass das Wort und die Wortvorstellung, die mit dem Sinnkonglomerat „Klatsch“ verbunden wird und die eine komplexe Assoziationsstruktur sowie eine klare konnotative Bewertung aufweist, ein Ausdruck ist, der die Werte der bürgerlichen Kultur widerspiegelt: Nur vor dem Hintergrund eines bürgerlichen Wertekanons kann das *Reden über Privates* sanktioniert und als Ausplaudern (vgl. Textor 1968⁸: 105) verfehmt werden – da das Private eine bürgerliche Kategorie ist, die die ökonomische Basis des Bürgertums gewährleistet und schützt (vgl. Kapitel 4.3.1). Nur vor dem Hintergrund bürgerlicher Erwerbs- und Machtchancen, die auf den Bereich der Arbeit (Handel, Handwerk, Bildung) und der Öffentlichkeit fokussiert sind und diesem folglich einen hohen Stellenwert beimessen, kann das Reden über Privates als „Gespräch über [weniger wichtige] private Dinge“ (Duden 1999³: 2132) ausgelegt werden. Und: Nur vor dem Hintergrund eines bürgerlichen Wertekanons erfährt die Sozialhandlung Klatsch eine geschlechtsspezifische Konnotation, da nur innerhalb dieser Kultur (im Vergleich zur adligen Kultur) die Frau eine Domestizierung erfahren hat und ihr das Haus, das Private, das Familiäre zugeordnet wird.

Das Verhältnis zwischen der Wortvorstellung „Klatsch“ und adliger sowie bürgerlicher Kultur gestaltet sich aber noch komplexer: Klatsch ist nicht nur ein Sinnkonglomerat, das die Werte einer aufstrebenden bürgerlichen Kultur in seinem komplexen Konnotationsgefüge aufgenommen hat, sondern an der Sozialhandlung Klatsch wird auch gleichzeitig das kritisiert, was die bürgerliche Kultur an der adligen Kultur ablehnt. In folgenden Punkten zeigt sich das besonders markant:

1.) Im Sinngebilde „Klatsch“ äußert sich eine Kritik an mangelnder Zeitökonomie, also in einer Kritik an Zeitverschwendung. Die Zeitverschwendung ist jedoch eines der Hauptmerkmale adliger Kultur, da der Adel nicht arbeitet und ihm die Zeit in einem endlosen Maße zur Verfügung steht. Das Zeitempfinden des Adels ist geprägt von Langeweile. Er hat eine hoch differenzierte Kultur der Zeitverschwendung, Zerstreung und Unterhaltung entwickelt, um sich diese Langeweile zu vertreiben.

2.) Der Begriff „Klatsch“ birgt eine Kritik an Gesprächen über „weniger wichtige Dinge“, die darüber hinaus noch mit dem Privaten und dem Ausplaudern (Textor 1968⁸: 105) von Privatangelegenheiten assoziiert werden. Das Reden über das, was aus bürgerlicher Sicht als Privatangelegenheit betrachtet wird, nämlich das Reden über familiäre Angelegenheiten, zählt jedoch zum herausragenden Merkmal adliger Kultur; über alle Alters- und Geschlechtergrenzen hinweg wird über Familie etc. geredet, sogar bis in die intimsten Details hinein. In einer Kultur, die ihre Geldchancen, Erwerbchancen und Machtchancen – neben Eroberungen durch Krieg – auf Erbrenten an Territorien gründet, ist das von allerhöchstem Stellenwert: Das Private ist hier sehr wichtig, es ist politisch.

3.) Ein weiterer Aspekt, der sowohl die Kritik am *Klatsch* als auch die Kritik des Bürgertums an der adligen Kultur umfasst, bezieht sich auf die Stellung der Frau: Im Sinnkonglomerat „Klatsch“ wird das Reden von Frauen kritisiert, weil unterstellt wird, dass sie die Macht, die sie über den Bereich des Privaten haben, nutzen, um die bürgerlichen Errungenschaften, die in der Sphäre des Mannes (der Öffentlichkeit, des Warenverkehrs) erobert wurden, zu untergraben. In einer adligen Kultur aber hat die Frau Macht und betreibt über die Angelegenheiten, die die Familie und das Private betreffen, Politik.

4.) Auffällig ist des Weiteren: Die bürgerliche Perspektive auf Gespräche über eine „Neuigkeit aus dem Bereich anderer“ (Duden 1999³: 2132) und die Diffamierung dieser Gespräche als Klatsch klammert durch die Fokussierung auf die negativen Eigenschaften dieser Sozialform die positiven Eigenschaften dieser Sozialform aus: etwa das Miteinander, das Solidarische (vgl. Malinowski: 1922/1979), das Kommunikative (vgl. Sabini/Silver: 1982), das Unterhaltende (vgl. Rosnow/Fine: 1976), das Informative (vgl. Malinowski 1922/1979; Luhmann 1962) sowie das Machtverschaffende (vgl. Rubel 1960; Kluckhohn 1995). Und gerade dass in naher Vergangenheit in populärwissenschaftlichen Werken *Klatsch* als „clevere Kommunikationsform“ (Topf 2005: 1), die verbindet und soziale Nähe schafft, ausgelobt wird, belegt, dass es im Grunde genommen und im allgemeinen Verständnis genau so *nicht* gesehen wird. Eine besondere Erwähnung dessen wäre sonst nicht nötig gewesen.

Bleibt die Frage: Warum werden diese positiven Eigenschaften, die der Sozial- und Kommunikationsform Klatsch ebenso zu eigen sind wie die, die in einer

bürgerlichen Kultur als negativ empfunden werden, in einer bürgerlichen Kultur so gezielt ausgeklammert? Es wäre möglich, die Antwort als Hinweis darauf zu deuten, dass dies einem Zugeständnis an eine aristokratisch-feudale Kultur gleichkommen würde, die über Jahrhunderte hinweg um Geld-, Erwerbchancen und schließlich ab dem 18. Jahrhundert um Machtchancen mit der bürgerlichen Kultur konkurriert hat und mit den eigenen Wertvorstellungen völlig gegensätzliche und unvereinbare Wertvorstellungen und -maßstäbe pflegt. Denn beide Kulturen schließen einander aus (vgl. Kapitel 5). Mit der Ablehnung der Sozialform Klatsch werden die darin enthaltenen Wertvorstellungen adliger Kultur abgelehnt, etwa der Veröffentlichung des Privaten oder die hohe (gar politische) Relevanz eines Gespräches über private Angelegenheiten.

Das Wort „Klatsch“ und die Sozialform, die dieses Wort bezeichnet, scheinen also durchaus auf komplexe Weise den gesellschaftlichen Wertewandel widerzuspiegeln, der mit dem Übergang von einer feudal-aristokratischen Gesellschaftsform zu einer bürgerlichen Gesellschaftsform einherging, in die der Entstehungszeitraum des Wortes „Klatsch“ fällt, das einerseits die Werte einer aufstrebenden bürgerlichen Kultur in seiner Bedeutungsstruktur aufnimmt und andererseits in seiner Bedeutungsstruktur die Werte adliger Kultur unterdrückt. „Klatsch“ ist ein Wort der bürgerlichen Kultur, das Ausformungen adliger Kultur beschreibt – und kritisiert. In der Ablehnung von Klatsch werden adlige Wertvorstellungen abgelehnt.

Das Zusammenspiel von Überresten, Restbeständen, Fragmenten einer adligen Kultur mit einer bürgerlichen Kultur bzw. mit bürgerlichen Kategorien soll im folgenden Kapitel erklärt werden.

5 Parallelkulturen: Eine Überlegung

5.1 Ausschließende Gesellschaftsordnungen

Bevor in Kapitel 5.2 das Zusammenspiel von Überbleibseln, Resten oder, wie in der Folge gesagt werden wird, *Fragmenten* adliger Kultur mit der bürgerlichen Kultur (und deren Wirkung innerhalb einer bürgerlichen Kultur) anhand einer von mir entwickelten Theorieskizze von zwei *Parallelkulturen* dargestellt werden wird, sollen kurz die Überlegungen, die zu dieser Theorieskizze führen, zusammengefasst werden: In Kapitel 0 wurde gezeigt, dass Adel und Bürgertum verschiedene *Erwerbs-, Macht- und Geldchancen* (Erbrechte vs. Arbeit/Warenverkehr) haben und aufgrund dessen eine unterschiedliche, so meine Definition von Kultur, *Gesamtheit von sozialen Praktiken, Symbolen und Werten* herausgebildet haben. Das Gegeneinander von Erbrecht und Arbeit/Warenverkehr als Wertebasis bildet die Leitdifferenz beider Kulturen. Die Verschiedenheit der aufgrund dieser *Leitdifferenz* kultivierten Praktiken, Symbole und Werte habe ich anhand der Konnotationen des Wortes „Klatsch“ in Kapitel 4 herausgearbeitet und abschließend in einer vergleichenden Tabelle zusammengefasst (vgl. Kapitel 4.5). Bemerkenswert war, dass die Wertvorstellungen beider „sozialen Gruppen“ (von Brühl 2009: 151) selbst bei einer so elementaren Sozialhandlung wie dem *Reden über Privates*, das als anthropologische Konstante (vgl. Becker/Albrecht 2002) gilt, einander ausschließen. Mehr noch: Adlige Kultur und bürgerliche Kultur haben sich m. E. nicht nur durch „eine Serie von ergebnisoffenen Kämpfen um Diskurse und Dispositive“ (Moebius/Reckwitz 2008: 17) konstituiert, sie haben diese Kämpfe (vgl. Kapitel 4) auch gegeneinander geführt und ausgefochten. Die kulturimmanenten „Mechanismen diskursiver und semiotischer Stabilisierung und Destabilisierung“ (Moebius/Reckwitz 2008: 9) haben sich m. E. entlang der Demarkationslinie zwischen adliger und bürgerlicher Kultur entzündet, und – so meine Hypothese – sie tun es noch (vgl. Abbildung 4). Adlige und bürgerliche Kultur bilden voneinander gänzlich *unabhängige Gesellschaftsordnungen* mit einem *eigenen Wertekodex und einer eigenen systemimmanenten Logik*. Sie sind unterschiedlich ausdifferenziert – und nicht miteinander vereinbar. Adlige und bürgerliche Kultur sind m. E. aufgrund ihrer Unvereinbarkeit *Parallelkulturen*: Die bürgerliche Kultur war Subkultur unter adliger Leitkultur, bis sie selbst Leitkultur wurde und die adlige Kultur (zumindest in Überresten, besser gesagt

Fragmenten) in den Status einer Subkultur drängte (vgl. von Brühl 2009), die jeweils die Grundwerte der anderen Kultur infrage stellt. Wie *Leitkultur*, *Subkultur*, *Leitdifferenz* und *Fragmente* interagieren, soll im folgenden Kapitel 5.2 anhand dreier Schaubilder dargestellt werden.

5.2 Verhältnis von Fragment und jeweiliger Leitkultur

Drei Schaubilder sollen erläutern, was ein Fragment ist, wie es innerhalb einer konkurrierenden Kultur wirkt und wie es sich von einer Sub- zur Leitkultur und vice versa entwickelt hat:

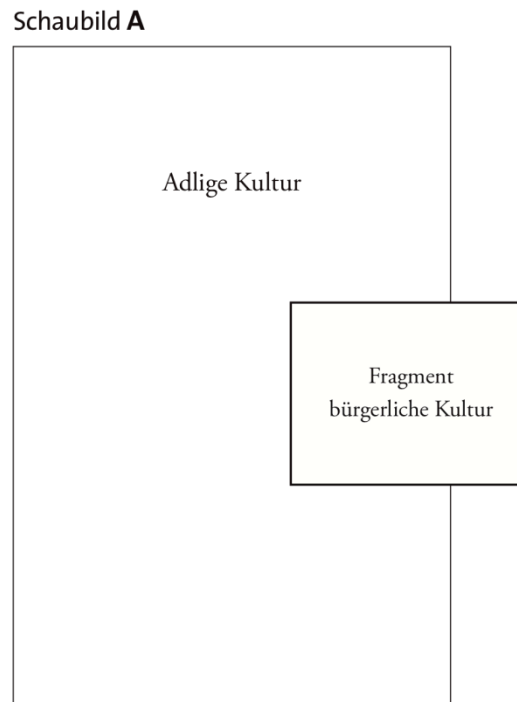


Abbildung 2: Fragment einer bürgerlichen Kultur in der adligen Gesellschaft, eigene Darstellung

Schaubild A/Abb. 2 soll die folgende Struktur verdeutlichen: Die adlige Kultur ist Leitkultur, die bürgerliche Kultur ist Subkultur. Die Grenzen zwischen beiden Kulturen sind *nicht permeabel*. Die Subkultur ist wiederum unterteilt in *Fragmente*, die Wertvorstellungen dieser Kultur darstellen, die Subkultur ist. Sie sind mit der Leitkultur nicht vereinbar. Als bürgerliches Fragment könnte etwa die

Forderung nach Privatbesitz gelten, ebenso *die Forderung nach Marktrechten* oder *die Forderung (im Gegensatz zu den leibeigenen Bauern), den Ertrag der Arbeit behalten zu dürfen*. Der Hintergrund ist folgender: Das Bestreben des Bürgertums, den durch Handel oder Handwerk erarbeiteten Privatbesitz vor dem Ausbeutungsbestreben des Adels zu schützen, zu dessen Selbstverständnis es zählt, andere, wie die leibeigenen Bauern und die Territorien, die diese bearbeiten, auszubeuten (vgl. Kautsky 1979; vgl. Kapitel 0), hat nach und nach zur Umbildung dieser *Erwerbs- und Geldchancen* in *Machtchancen* – und schließlich zu einer Entmachtung des Adels – geführt. Paul Barz erklärt es so:

„Der Grundbesitz gehört den Lehnsherren, die Bauern waren als Leibeigene quasi Teil dieses Besitzes. Dafür bildete sich in den Städten der Stand der Zukunft heraus, und mit dem Bürgertum kam jene neue Weltmacht auf, die Grund und Boden als Maßstab für Besitz und Macht ablöste: das Geld.“ (Barz 2008: 11 f.)

Aus den Fragmenten *Handel* und *Erhalt des Privatbesitzes* ist eine Gesellschaftsordnung erwachsen, die auf Warenverkehr beruht. Dieser *Kampf um den Privatbesitz* ist anfänglich ein *Fragment bürgerlicher (Sub-)Kultur in einer adligen Gesellschaft*. Dennoch: Schon in diesem Stadium birgt es im Keim die Entmachtung des Adels. Kautsky sagt: „Dieses instinktive *Misstrauen* [des Adels] gegen einen zur Modernisierung führenden Handel ist weiter nicht verwunderlich, da sich darin der *Anfang vom Ende* aristokratischer Herrschaft ankündigte.“ (1979: 10; Erg. u. Hervorh. d. Verfin.) Dieses Misstrauen möchte ich *Unbehagen* nennen.

Schaubild B (18., 19. Jahrhundert)

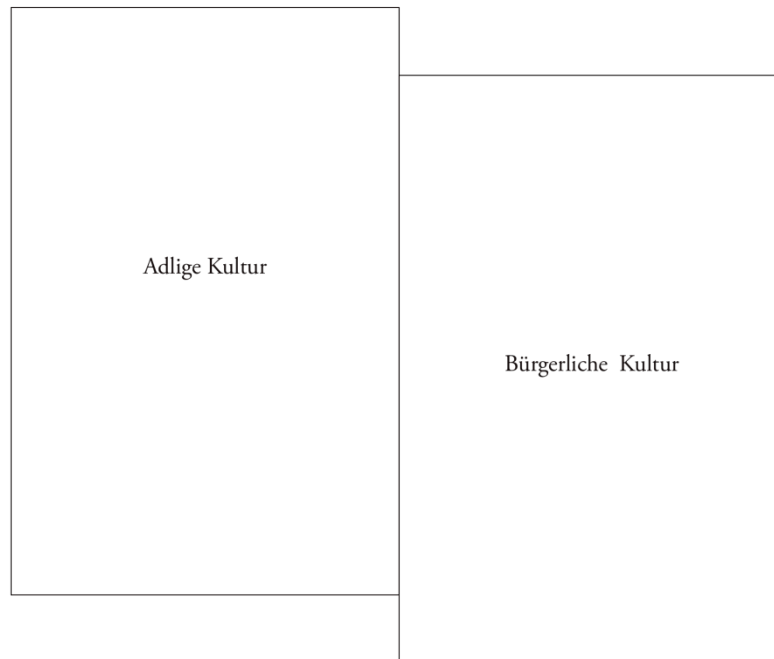


Abbildung 3: Verhältnis adliger zu bürgerlicher Kultur im 18./19. Jahrhundert, eigene Darstellung

Das *Schaubild B/Abb. 3* zeigt das Verhältnis von adliger und bürgerlicher Kultur im ausgehenden 18. Jahrhundert und 19. Jahrhundert. Die adlige Kultur ist geschwächt durch die bürgerliche Kultur, deren Fragmente (Forderungen nach Gleichheit, Forderungen nach Mitbestimmung, Forderungen nach Meinungsfreiheit) in *Machtchancen* umgesetzt werden konnten. Beide Kulturen rivalisieren. In diesem Zeitraum hat sich die Wortvorstellung der neuen „Sozialform“ (Bergmann 1987: 1) Klatsch in dem Wort „Klatsch“ morphologisiert.

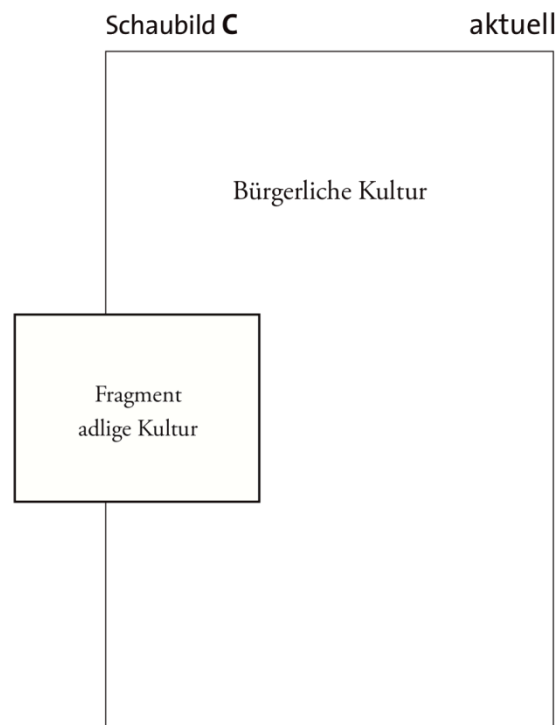


Abbildung 4: Fragment einer adeligen Kultur in der bürgerlichen Gesellschaft, eigene Darstellung

Das *Schaubild C/Abb. 4* zeigt die *bürgerliche Gesellschaftsordnung*, die – wie ich hier als Hypothese anführen möchte – ebenso wie ehemals die adelige Kultur *Fragmente einer bürgerlichen Subkultur* einschloss, nun *adlige Fragmente* einschließt, die die Werte der bürgerlichen Kultur infrage stellen und bekämpfen und gegen die aus ebendiesem Grund innerhalb der bürgerlichen Kultur ebenso ein „Misstrauen“ (Kautsky: 1979: 10) herrscht, wie der Adel es gegen die *Fragmente bürgerlicher Kultur* gehegt hat. In diesem Fall ist ein Fragment nicht der Keim einer (neuen) Gesellschaftsordnung, sondern ein Überrest, ein Überbleibsel, ein, wie es im Folgenden genannt sein soll: *Fragment*, in dem die Wertvorstellung einer adeligen Kultur eingekapselt ist – und weiter wirksam. Das *Unbehagen* gegen dieses adlige Fragment aber bleibt. Denn ein Fragment adeliger Kultur ist (wie die bürgerliche *Forderung nach Privatbesitz* nicht mit der adeligen Kultur vereinbar war) nun nicht mit der bürgerlichen Kultur vereinbar – sondern schließt sie aus. Ein solches Fragment ist nicht mit den Mitteln bürgerlicher Wertvorstellungen erklärbar, nicht integrierbar, deshalb ist die Grenze zur bürgerlichen Leitkultur nicht *permeabel*.

Ein Beispiel, was mit Fragment gemeint ist: Meines Erachtens ist die *Ehre* ein Fragment adliger Kultur in der bürgerlichen Gesellschaft. Frevert beschreibt, dass die *Ehre* ursprünglich als Standesehre begriffen und nach Auflösung der Stände vom Bürgertum etwa im Ritual des Duells, das auch als „Ehrenhändel“ bezeichnet wird, aufgenommen wurde (vgl. Frevert 1995: 31), obwohl die kulturellen Werte dieses Rituals in der bürgerlichen Gesellschaft *keine Entsprechung und Verankerung* haben (vgl. Frevert 1995: 31). Guttandin definiert diesen Wandel des Begriffes „Ehre“ folglich als *Paradoxon* (vgl. Ebender 1993), weil sie nicht mit dem Wertekontext der bürgerlichen Gesellschaft vereinbar ist.¹¹⁰

5.3 Klatsch als Fragment adliger Kultur

Meines Erachtens ist auch Klatsch ein *Fragment adliger Kultur*. Es spiegelt Wertvorstellungen adliger Kultur wider – aus der Sicht eines bürgerlichen Wertekontextes. Vergleicht man die Schlussfolgerungen aus der Analyse der Teilbedeutungen und Konnotationen des Wortes „Klatsch“ vor dem Hintergrund adliger bzw. bürgerlicher Kultur (vgl. Kapitel 4.1) mit der in Kapitel 3.3 dargestellten Definition der Sozialform Klatsch als „*Sinnkonglomerat von gleichzeitig aktualisierten Dichotomien*“ (vgl. Kapitel 3.3), fällt auf, dass genau dieses *gleichzeitige* Vorhandensein von (scheinbaren) Gegensätzen mit den strukturellen Gegebenheiten der *adligen Kultur* korrespondiert (vgl. Kapitel 3.3). Hier werden die aus der bürgerlichen Sicht widersprüchlichen Klatschdichotomien wie z. B. *wichtig/weniger wichtig, gutes Gespräch/schlechtes Gespräch, Zeitverschwendung/Zeitnutzen, nützliches Gespräch/unnützes „Geschwätz“* (Mackensen 1985: 211), *männlich/weiblich, Unterhaltung/Information* und nicht zuletzt *Privatheit/Öffentlichkeit* integriert, z. B.:

- reden *Männer* wie *Frauen* beide innerhalb einer *adligen Kultur* über das, was in einer bürgerlichen Kultur als privat gilt. Es gibt also keine Genderzuweisung für das Reden über Privates (vgl. Kapitel 4.4.5).

¹¹⁰ Vgl. auch: Schultz 1996; Guttandin 1993, Burkhart 2006. Ein Beispiel, wie Ehre und bürgerliche Gesetze konfliktieren: Sichtbar wurde diese Unvereinbarkeit z. B. in der CDU-Spendenaffäre und der Haltung Helmut Kohls, die Namen der Spender nicht preiszugeben, weil er ihnen sein *Ehrenwort* gegeben habe, obwohl er laut Parteigesetz, das er als Bundeskanzler selbst verabschiedet hatte, dazu rechtlich verpflichtet gewesen wäre. Kohls Ehrbegriff konfliktiert mit den bürgerlichen Gesetzen. Diese Haltung löste bei vielen ein diffuses *Unbehagen* aus.

- bietet die *Unterhaltung* im eigentlichen Sinne, also der Tanz und die Geselligkeit, die Möglichkeit, *Informationen* über potenzielle Ehepartner zu sammeln – wichtige *Informationen*, in einer Kultur, deren *Geld-, Erwerbs- und Machtchancen* u. a. auf Erbrechten an Territorien beruhen. Man informiert sich, indem man sich miteinander unterhält (vgl. Kapitel 4.2.2; sowie: Kapitel 3.2.1.3, das Reden über und mit anderen als anthropologische Konstante).
- sind diese Formen von Unterhaltung *wichtig* und nicht *weniger wichtig* als Gespräche über Politik. Denn sie sind Politik (vgl. Kapitel 4.2.2).
- da mit dem, was aus der bürgerlichen Perspektive als *privat* gilt, Politik gemacht wird, gibt es in einer adligen Kultur keine Differenz zwischen *Privatem* und *Öffentlichem*. Das *Private* ist hier das *Öffentliche* (vgl. Kapitel 4.3.2 und Kapitel 4.4.5).

Der dichotomische Charakter der Sinnmerkmale, die in dem „Sinnkonglomerat“ Klatsch zusammenlaufen, scheint demnach eher mit der Sichtweise der bürgerlichen Kultur zu korrespondieren, die aufgrund ihrer ökonomischen Basis (vgl. Kapitel 4) *diese Unterscheidungen zu kultivieren gezwungen war* (vgl. Kapitel 4) und auf der Ebene der Gesamtbetrachtung der Sozialform Klatsch sich auf die negativen Pole fokussiert und diese Sozialform deshalb in ihrer *Gesamtheit sanktioniert*. Da jedoch die Bedeutungsstruktur von Klatsch eine *Gleichzeitigkeit*¹¹¹ von (vermeintlichen) Dichotomien aufweist (vgl. Kapitel 3.3), in einer adligen Kultur (in Bezug auf die *Klatschbedeutungsmerkmale*) diese Gegensätze aufgehoben bzw. diese Bedeutungsmerkmale ebenfalls *gleichzeitig* vorhanden sind, berechtigt das zu der Hypothese, dass *Klatsch ein Fragment adliger Kultur* ist. Mehr noch: Da bürgerliche Kultur genau diese Dichotomien, die im Klatsch gleichzeitig aktualisiert werden, kultiviert hat und darüber hinaus noch die aufgehobenen Dichotomien an der adligen Kultur kritisiert, möchte ich vor dem Hintergrund eines Wettstreits zwischen adliger und bürgerlicher Kultur Klatsch nicht nur als *Fragment adliger Kultur* definieren, was lediglich auf eine strukturelle Ähnlichkeit abzielt, sondern als *Fragment adliger Kultur in der*

¹¹¹ Vgl. Bergmann 1987: 163. Auch Lazarus (1878: 242), von Wiese (1955: 310) und Mitscherlich (1963¹⁰: 316; 322) haben auf das *gleichzeitige* Vorhandensein von widersprüchlichen Handlungsformen oder Eigenschaften der Kommunikationsform *Klatsch* hingewiesen (vgl. auch Kapitel 3.3).

bürgerlichen Gesellschaft. Denn erst die bürgerliche Perspektive macht (ein harmloses) Reden über Privates zu *Klatsch*.

5.4 Klatsch in der bürgerlichen Kategorie Journalismus und das Unbehagen

Wenn *Klatsch* ein *Fragment adliger Kultur* ist, dann ist *Klatschjournalismus* eine *Verbürgerlichung adliger Kultur*: Thematisch werden Fragen aufgegriffen, die innerhalb einer adligen Kultur, die – wie zu sehen war – ihre *Erwerbs-, Geld- und Machtchancen* u. a. auf *Heiratspolitik* aufbaut, von höchster Relevanz sind: Wer heiratet wen und unter welchen Umständen? Wer bekommt ein Baby? Wer bekommt kein Baby? Aber auch: Wer geht mit wem fremd? Wer lässt sich scheiden? Wer liegt im Sterben? Wer ist krank, und worunter leidet er? (vgl. dazu auch ausführlicher: Kapitel 6). Diese einer adligen Kultur entstammenden, aber in einer bürgerlichen Kultur nicht anschlussfähigen Fragestellungen werden auf Leistungsträger der bürgerlichen Gesellschaft übertragen, auf Schauspieler und Schauspielerinnen, Popstars, Volksmusikanten, Sportler und, ein beachtenswerter Sonderfall, zunehmend auch auf Politiker¹¹², und in den in einer bürgerlichen Presse etablierten Formaten präsentiert (vgl. Kapitel 6).

Mit der Definition von Klatsch als Fragment adliger Kultur und Klatschjournalismus als Verbürgerlichung adliger Kultur wird die vielfach in der Wissenschaft geäußerte Kritik an Klatschjournalismus *verstehbar*, die sich a.) u. a. als Furcht vor einer vermehrten *Personalisierung, Privatisierung, Entpolitisierung* (vgl. Ross 1998) besonders im Nachrichtenjournalismus äußert, wo es nicht mehr nur um politische Sachinhalte geht, sondern um private Details, die Mandatsträger in ein bestimmtes (menschliches) Licht rücken sollen: Ein Minister planscht mit seiner neuen Liebe im Pool, eine Ministerin pflegt ihren an Alzheimer erkrankten Vater, ein Bundespräsident spricht über seine Ehe. Es ist eine *Refeudalisierung*, die sich b.) seit jeher in einer *fundamentalen Skepsis* gegenüber dem *Klatschjournalismus* zeigt, die sich (auch in einem grundsätzlich sachlichen akademischen Umfeld) teilweise in einer bemerkenswert unsachlichen

¹¹² In Frank Schätzing's Roman „Lautlos“ heißt es in einer Szene über die Funktion der Medien und den Status von Politikern in den Medien: „Die Amerikaner haben ihre Politiker eben zu Monarchen gemacht.“ (Schätzing 2006: 224) Danke an Dr. Hans J. Kleinsteuber für diesen Beitrag.

und heftigen Wortwahl niederschlägt: Dovifat wählt das stark wertende Vokabular: „verlotterte ‚Background‘-Berichterstattung“ (Dovifat 1964: 180; Hervorh. d. Verfin.), und Langenbucher spricht, ebenfalls wertend, von „wenig appetitlichem Enthüllungsjournalismus“ (1969: 68). Diese fundamentale Skepsis fließt aber auch subtil und unterschwellig in die Argumentation oder Fragestellung ein: Makowsky etwa moniert, dass *Klatschjournalisten* ihre Recherche nicht nach journalistischen Kriterien ausüben, sondern sich von ihrem „Gespür“ (1988: 84) leiten ließen, was jedoch weder seine Befragungen noch seine Ergebnisse belegen (vgl. Makowsky 1988: 84; vgl. Kapitel 2.5). Treiber etwa zeigt sich verwundert darüber, dass „Gesellschaftsreporter [...] ein feines Gespür für gesellschaftliche Ränge“ (1982: 143) haben, und spricht ihnen damit gleichzeitig die Kompetenz ab (vgl. Kapitel 2.4). Würde er Vergleichbares in einer übergreifenden Studie über Politikreporter gefragt haben? Langenbucher und Mahle haben in ihrer Studie „Unterhaltung als Beruf?“ (1974) trotz umfassenden empirischen Materials übersehen, dass die 516 befragten Journalisten „Objektivität, Genauigkeit, Sorgfalt, Zuverlässigkeit der Information, Wissensvermittlung, Aufklärung, Wahrhaftigkeit“ sowie „objektive und wahrheitsgetreue Berichterstattung“ (Langenbucher/Mahle 1974: 78, 79) als journalistisches Selbstverständnis angeben, deuten dies aber in den Wunsch um, unterhalten zu wollen (vgl. Langenbucher/Mahle 1974: 78, 79). Der Salzburger Kommunikationswissenschaftler Rudi Renger kommt zu dem Urteil, dass „man halt Probleme mit Begriffen wie Wahrheit und Objektivität [hat], wenn sie aus demselben Munde“¹¹³ von Chefredakteuren kommen, die ihre Leser als „doof, doofer geht es gar nicht“ (zitiert nach Langenbucher/Mahle 1974: 66) beschreiben – wobei nicht ganz deutlich wird, was das eine mit dem anderen zu tun hat. Mit anderen Worten: Dieses *Unbehagen* bewirkt, dass nicht zu Ende gedacht wird, was angedacht ist, weil bestimmte Schlussfolgerungen vor dem Hintergrund eines latenten Wertekanons nicht gezogen werden *dürfen* – nämlich dass Klatsch im Journalismus integrierbar sei. Es bewirkt, dass falsche Bezüge und Manifestationen aufrechterhalten werden (Unterhaltung vs. Information) – und bringt selbst jene Forscherinnen und Forscher, die sich dem sogenannten „Populären Journalismus“ (Renger 2002a) nähern, um die Früchte ihrer Erkenntnis. Diese Skepsis, diese Furcht, dieser Argwohn, diese zum Teil

¹¹³ Mit Genehmigung aus einer E-Mail-Korrespondenz mit Rudi Renger am 11. Oktober 2006, 13:53 Uhr.

unsachliche, zum Teil unlogische Argumentation ist m. E. lediglich die manifeste Ausprägung eines latenten Gefühls, das ich, auch wenn es „nicht bequem [ist], Gefühle wissenschaftlich zu bearbeiten“ (Freud 1930/1994⁸: 32) in Anlehnung an Freuds berühmten Aufsatz „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930), in dem er die Skepsis des Menschen vor der eigenen Kultur beschreibt, *Unbehagen* nennen werde.

5.5 Das *Unbehagen* – seine Berechtigung, sein Nutzen

Das *Unbehagen* gegen Klatschjournalismus ist viel mehr als die von Renger diagnostizierte „Agnosie gegenüber populärkulturellen Medienformen“ (Renger 2000b: 15) oder der von Langenbucher und Mahle angemahnten Fokussierung auf „die schönen Tiere“ (Langenbucher/Mahle 1974: 12). Das *Unbehagen* rührt tiefer, als Eitelkeiten und akademische Profilierung bedingen können. Doch mit der Definition von Klatsch als *Fragment adliger Kultur* ist nun auch erklärbar, worin die Ressentiments gegenüber Klatschjournalismus bestehen: Es ist m. E. eben nicht nur die (vermeintliche oder tatsächliche) Verletzung der *Privatsphäre*, die im Zusammenhang mit Klatschjournalismus immer wieder beklagt wird, sondern mehr noch der Tatsache geschuldet, dass Klatsch strukturelle Parallelen zu einer Kultur aufweist, gegen die sich die bürgerliche Kultur über Jahrhunderte hinweg hat behaupten müssen, nämlich zur adligen Kultur, und dass mit der Kritik an Klatsch eben eine (berechtigte) Kritik an adliger Kultur gemeint ist. Denn wenn nun ausgerechnet in der bürgerlichen Kategorie Journalismus, die sich erst in Ablehnung und durch „die stetige Kommentierung und Kritik“ (Cunow 1925: 126) des machthabenden Adels herausgebildet hat, nun die Prinzipien (z. B. veröffentlichtes Privates, Unterhaltung; vgl. Kapitel 4.5) einer adligen Kultur weiterexistieren, wird das quasi wie ein Trojanisches Pferd empfunden, das hinter die Absperrungen von hart erkämpften Errungenschaften eingeschleust wird.

Das *Unbehagen* ist Ausdruck einer *Kritik* an der adligen Kultur, die in ihren Grundsätzen gänzlich unvereinbar ist mit der bürgerlichen Kultur. Es ist ein diffuses Gefühl, das aber sehr präzise vor einer *Refeudalisierung* warnt, vor einer Wiederbelebung von Werten, die die bürgerliche Kultur untergraben – und sich in der Forschung in Fehlschlüssen und unlogischer Argumentation manifestiert, weil es verhindern will, dass adlige Kultur im bürgerlichen System Journalismus

legitimiert werden soll. Das *Unbehagen* ist Ausdruck eines Kampfes zweier einander ausschließender Kulturen, einer Verteidigung der bürgerlichen Ordnung und bürgerlicher Errungenschaften, ein Abwehrkampf gegen eine Kultur, die nicht nur nach gänzlich anderen Regeln funktioniert als sie selbst, sondern gegen deren Hegemonialanspruch sich die bürgerliche Kultur über Jahrhunderte hinweg hat behaupten müssen und die sie nur unter schweren Rivalitätskämpfen überwinden konnte – die *adlige Kultur*. Das *Unbehagen* ist, um es in Anlehnung an Kautsky zu sagen, das „instinktive Misstrauen“ (1979: 10) gegen eine Unterwanderung, die den „Anfang vom Ende“ (Kautsky 1979: 10) einläutet, nämlich das Ende von Systemkritik und Beobachtung. Es ist nichts weniger als die Furcht vor einer „*Refeudalisierung* der Öffentlichkeit“ (Habermas 1962/1990: 292; Hervorh. d. Verfin.)¹¹⁴; ein Misstrauen gegen die Tendenz, Sachinhalte durch Personalisierung darzustellen, eben weil die Personalisierung (man denke an den Ausspruch Ludwigs XIV.: „Ich bin der Staat“) ein Instrument adliger Kultur ist.

In nichts zeigt sich das *Unbehagen* gegen die adlige Kultur deutlicher, als darin, wenn Klatschjournalismus als verbürgerlichte adlige Kultur seinen Blick nicht nur auf bürgerliche Leistungsträger und bürgerliche Protagonisten richtet, sondern darüber hinaus auch auf den modernen Adel. Da schlägt das *Unbehagen*, also die Furcht vor einer Aushöhlung bürgerlicher Errungenschaften, von einfacher Kritik in eine Warnung vor einer Parallelwelt um, und die Blätter der „Regenbogenpresse“ (Nutz 1969: 1) werden zu Überresten, ja *Fragmenten*, einer antibürgerlichen Ordnung. Besonders in den auf Gesellschaftskritik (vgl. Negt 1993) ausgerichteten Theorien der Frankfurter Schule (vgl. Kapitel 2.3) hat man diese restaurativen Tendenzen mit *Unbehagen* wahrgenommen. Auch wenn diese Herangehensweise in den 1970er-Jahren Konjunktur hatte, ist sie heute noch nachvollziehbar. Ritter spricht von einer „Untermauerung einer reaktionären Weltanschauung“ (1974: 56) und einem „harten Kern der reaktionären, restaurativen Manipulation“ (Ritter 1974: 215), Kodron-Lundgreen und Kodron beklagen den „konservativ-reaktionären“ (1976: 71) Grundton. Sommer moniert restaurative Inhalte (vgl. Sommer 1994: 20), Meyn diagnostiziert eine Vorliebe für eine hierarchisch-autoritäre Ordnung *des vordemokratischen 19. Jahrhunderts*

¹¹⁴ Habermas hat die Wendung „*Refeudalisierung* der Öffentlichkeit“ (1962/1990: 292; Hervorh. d. Verf) auf die PR bezogen. Ich habe die Wendung entlehnt, weil ich darstellen möchte, dass mit der allgemeinen Ablehnung von *Klatsch* ebenfalls, wie Habermas in der Ablehnung von PR, eine strukturelle Ähnlichkeit zu finden ist: nämlich der Ausschluss einer kritischen Öffentlichkeit im bürgerlichen Sinne (vgl. Habermas 1962/1990: 1).

(1990: 68; vgl. auch: Nutz 1969; sowie: Kapitel 2.3), und Nutz warnt in den einleitenden Worten zu seiner Analyse „Die Regenbogenpresse“ (1971) vor der Fokussierung auf eine Parallelwelt, die mit der Realität einer bürgerlichen Gesellschaft nichts mehr gemein habe und einem Rückzug aus dieser bürgerlichen Ordnung Vorschub leiste:

„Wäre die deutsche Regenbogenpresse ein allenthalben anerkannter Spiegel der Weltgeschehnisse, dann käme man als Leser etwa zu folgendem Schluss: Das erste Halbjahr 1967 wurde von zwei gewaltigen Ereignissen bestimmt: 1. Von der Geburt des Oranierprinzen Willem Alexander Claus Georg Ferdinand, Sohn der holländischen Kronprinzessin Beatrix und ihres deutschblütigen Gemahls aus Hitzacker, Claus von Amsberg, heute Prinz Claus der Niederlande, 2. vom unüberbietbaren Glanz des Staatsbesuches Seiner Kaiserlichen Majestät, des Schahs von Persien, und seiner Shabanu, Kaiserin Fara Dibah. Diese Ereignisse überschatteten alle anderen Geschehnisse, wie etwa den 6-Tage-Krieg zwischen Israel und den Arabern in Nahost, die schwelende bundesdeutsche Wirtschaftskrise, den Vietnamkrieg, und drängten sie in einen bedeutungslosen informationspolitischen Winkel.“ (Nutz 1971: 9)

Das *Unbehagen* mag zwar durch die Furcht, eine antibürgerliche Ordnung zu legitimieren, die sachliche Analyse von inhärenten Gesetzmäßigkeiten und Qualitätskriterien im Klatschjournalismus – wie mehrfach angemerkt wurde – verhindern (vgl. Kapitel 6), weil es eben Abwehrgefühle fördert, statt einen den kühlen analytischen Kopf bewahren lässt, aber es hat eine *wichtige*, m. E. sogar *systemerhaltende Funktion* für die bürgerliche Gesellschaft:

Es signalisiert nämlich, dass das Empfinden für das, was die bürgerliche Ordnung anführt, tief in unserem Unbewussten verankert ist, und es macht dagegen (gegebenenfalls auch mit Unsachlichkeit) mobil. Es ist ein Schutzmechanismus, der davor bewahrt, dass die bürgerliche Ordnung, das bürgerliche System, ein bürgerlicher Moralkodex infrage gestellt und untergraben werden. Eine mahnende öffentliche Stimme. Vor diesem Hintergrund wundert es nicht, dass in einem (bürgerlichen) akademischen Rahmen noch nie zu (inhärenten) Qualitätsmerkmalen von Klatschjournalismus geforscht wurde – denn derlei Bestrebungen stünden schnell in dem Ruf, adlige Kultur zu legitimieren.

5.6 Die Anziehungskraft und Macht adliger Kultur

Klatschjournalismus wurde oft gedeutet als ein Medium für das gemeine Volk (vgl. Renger 2000a: 103 ff.) oder als Presse für die „ärmeren Bevölkerungsschichten“ (Bollinger 1996: 97), anders gesagt: als journalistische Form des *Kleinbürgertums*, der *Angestellten- und Arbeiterkultur*, was die Frage aufwarf, ob man vor deren (vermuteten) „*niederen*“ Wünschen“ (Langenbacher 1969: 70; Hervorh. i. O.) kapitulieren dürfe (vgl. Langenbacher 1969: 70). Deutet man Klatsch im Journalismus jedoch nicht als Ausdruck einer *Arbeiterkultur*, auf deren Bedürfnisse (notgedrungen) eingegangen werden muss, sondern als Fragment einer *adligen Kultur*, lässt sich die hohe Resonanz, die diese Form von Journalismus bei seinem Publikum genießt, noch auf eine andere Weise erklären. Denn im Klatsch als *Fragment adliger Kultur* im *bürgerlichen Journalismussystem* wirken all die *positiven* Eigenschaften (vgl. Kapitel 3.3), die in der negativ konnotierten bürgerlichen Gesamtbedeutung des *Sinnkonglomerates der gleichzeitig aktualisierten Klatschdichotomien* untergehen. Klatsch ist eben nicht nur verpönte Zeitverschwendung, es hat auch einen Zeitnutzen (denn Privatinformationen können z. B. von Nutzen sein; vgl. Luhmann 1962: 11 ff.). Er ist nicht nur weiblich, sondern geschlechtsübergreifend wirksam, er ist nicht nur ausschließend, sondern auch sozial integrierend (vgl. Kapitel 3.3), anders gesagt „sozialer Kitt“ etc. – und gerade wegen *der positiven Eigenschaften* mag dieses *Fragment adliger Kultur* für die Massen *attraktiv* sein. Es sind also m. E. nicht die niederen Wünsche von „ärmeren Bevölkerungsschichten“ (Bollinger 1996: 97), die hier bedient werden, sondern es sind vielmehr die positiven Eigenschaften *adliger Kultur*, die hier wirksam werden und Klatsch so attraktiv machen. Aber gerade diese Attraktivität löst ein *Unbehagen* aus. Denn *adlige Kultur* ist nicht nur mächtiger als *Arbeiterkultur*, sie war auch über Jahrhunderte mächtiger als *bürgerliche Kultur*, die sich gegen sie behaupten musste.

5.7 Adlige Kultur als Unterhaltung

Der Kampf zwischen adliger und bürgerlicher Kultur spiegelt sich nicht nur in einer instinktiven Skepsis gegenüber Klatsch (als Fragment adliger Kultur) im (bürgerlichen) Journalismus wider, sondern bildet sich auch in der Debatte um die

Hyperkategorien *Unterhaltung* und *Information* ab, die m. E. ebenfalls von einem nicht weiter definierbaren Gefühl, dem *Unbehagen*, darüber getragen wird, dass es sich dabei letztlich um einander ausschließende Kategorien handelt. Nimmt man den Kampf zwischen *adliger und bürgerlicher Parallelkultur* für gegeben, dann ist es gar nicht möglich, etwas anderes anzunehmen: Denn, wie ich in Kapitel 0 dieser Arbeit dargelegt habe, ist *Unterhaltung* gleichzusetzen mit *adliger Kultur*. Der Begriff „Unterhaltung“ bezeichnet – wie auch das englische „entertainment“ sowie das französische „entretien“ (vgl. Schmölders 1979: 25) – das dynamische Gleichgewicht des sich gegenseitigen Stützens und Haltens beim *Tanz* (vgl. Schmölders 1979: 25), einem *Ritual des Adels* (vgl. Braun 1993), das nicht nur dem *Zeitvertreib* dient, sondern das *Zusammentreffen der Geschlechter* fördert, was in einer Kultur, deren ökonomische Basis auf Erbrechten an Territorien beruht, von grundlegender Relevanz ist. Von dieser Urbedeutung ausgehend, wurde es erst für die Beschreibung des Gesprächs bzw. einer im adligen Sinne idealen Konversation entlehnt (vgl. 0) und dann, übertragen auf die Beschreibung eines „entspannten Zeitvertreib[s], entweder als direkte Kommunikation (Spiel, Gespräch) oder durch Medien vermittelt (z. B. Fernsehen, Lesen, Computerspiele)“ (Brockhaus 2001 Bd. 14: 319). In der (vermuteten) Unvereinbarkeit von *Unterhaltung* und *Information* zeigt sich nichts anderes als die Unvereinbarkeit von *adliger* und *bürgerlicher* Kultur. Denn *Tanz ist adlige Kultur, Unterhaltung ist Tanz*, folglich gilt: *Unterhaltung ist adlige Kultur*. Es ist, wie Neverla sagt, also tatsächlich ein „Kulturkampf“ (2002b: 48), wenn es um die Unvereinbarkeit von *Information* und *Unterhaltung* geht, aber einer auf der Metaebene der *Parallelkulturen*.

Es bleibt darüber nachzudenken, ob – freilich vor dem Hintergrund des Kampfes der *Parallelkulturen* – möglicherweise alle Konkretisierungen, die die *Unterhaltung* als Mittel des Zeitvertreibs gegen die Langeweile innerhalb der *adligen Kultur* erfahren hat, z. B. die Beschäftigung mit Mode, mit Architektur, mit Inneneinrichtungen, mit Gesellschaften und Geselligkeit, mit aufwendigen Fortbewegungsmitteln (vgl. Kapitel 4.2.2) etc., die im bürgerlichen Journalismus als Modejournalismus, Lifestylejournalismus, Autojournalismus und Partyberichterstattung realisiert werden, ebenfalls nur eine bedingte Anerkennung genießen (vgl. Weischenberg 2005: 143 f.), weil sie eben auch *adliger* und nicht

bürgerlicher Kultur entspringen. Anders gefragt: Ist auch hier von einer *Verbürgerlichung adliger Kultur* auszugehen?

6 Verbürgerlichung adliger Kultur:

Ein Anwendungsbeispiel

Im Folgenden soll gezeigt und dargelegt werden, ob und wie man die von mir in Kapitel 5 aufgestellte *Theorie der Parallelkulturen* operationalisieren kann: Geht man von der Prämisse aus, dass Klatsch – wie in den Kapiteln 4.5 und 5.3 dieser Arbeit dargestellt – ein Fragment adliger Kultur ist (und damit tatsächlich *Unterhaltung* in seinem ursprünglichen Sinn; vgl. Kapitel 0), das im bürgerlichen System Journalismus wirkt, und Klatschjournalismus eine *Verbürgerlichung adliger Kultur* ist, dann lässt sich *folgende Hypothese* aufstellen: *Im Klatschjournalismus sind nicht Themen relevant, die in einer bürgerlichen Kultur relevant sind (parlamentarische Politik, Geldwirtschaft etc.), sondern Themen, die in einer adligen Kultur relevant sind (Hochzeitpolitik etc.)*. Es geht dabei nicht – wie verkürzt angenommen werden könnte – um Berichterstattung über den aktuell amtierenden Hochadel, sondern allein um *strukturelle Ähnlichkeiten*:

A.) Ereignisse, die in einer adligen Kultur relevant sind, werden auf Repräsentanten einer bürgerlichen Öffentlichkeit, sprich: Prominente aus Kultur, Unterhaltung, Sport, Politik etc., übertragen und journalistisch zu „Nachrichten aus der Promiszene“ (Johst 2002: 26) aufbereitet. Die Auswahlkriterien folgen nicht der Logik einer bürgerlichen Kultur, sondern der einer adligen Kultur, die auf Erbrechten an Territorien basiert und folglich statt Themen aus der Finanzwirtschaft und Politik andere Themen für wichtig erachtet: nämlich Hochzeiten, Geburten, Tod, Trennungen und Scheidungen (vgl. Sommer 1994: 92). Indem diese Themen einen konkreten, fassbaren Berichterstattungsanlass liefern, werden diese Ereignisse im Journalismussystem als News aus dem Promibereich *verbürgerlicht*.

B.) Wie in einer bürgerlichen Kultur *prozesshafte Thematiken* (Entwicklung an der Börse, Debatte über eine neue Gesetzgebung, Klimawandel) einer kontinuierlichen Beobachtung ausgesetzt sind, gibt es auch in einer adligen Kultur Prozesse, die über einen längeren Zeitraum *beobachtet werden*. In einer Kultur, deren Geld-, Erwerbs- und Machtchancen auf *Erbchancen* beruht, ist die Beobachtung, ob und wie krank eine Person ist, zwingend, weil Neuigkeiten zu

dieser Frage im Hinblick auf einen möglichen Tod (und der daran anschließenden Frage nach dem Erbe) *von höchster Relevanz sind*.

Einige Beispiele mögen den Gedanken von der Verbürgerlichung adliger Kultur und die Übertragung der Themenrelevanz adliger Kultur verdeutlichen:

- In einer Kultur, die auf Erbrechten beruht, ist die *Hochzeitspolitik* von höchster Relevanz. Wer wen heiratet, gilt als eine der zentralen Fragestellungen adliger Kultur. Im Klatschjournalismus ist ein Bericht über eine Hochzeit ein Klassiker. Die Nachricht von einer Prominentenhochzeit wird in der Regel an bedeutender Stelle platziert – zumal wenn sie exklusiv ist: So enthüllte *Bild* am 19. September 2009 auf ihrer Seite 1: „Oliver Geißen & Christina Plate: Heimliche Hochzeit auf Mallorca“¹¹⁵, *Bild am Sonntag* legte am 19. September 2009 mit folgender Berichterstattung nach: „Oliver Geissen und Christina Plate heiraten auf Mallorca: Ja-Wort in Luxus-Finca auf Mallorca“¹¹⁶. In *Bunte* wurde am 15. Juli 2009 auf der Titelseite die Geschichte angekündigt: „Bunte exklusiv – Krassnitzer & Kramer: Geheimhochzeit“¹¹⁷. Am 14. April 2011 titelte *Bunte*: „Roberto Blanco: Traumhochzeit auf den Seychellen“¹¹⁸.
- Dass die öffentliche Betrachtung und Begutachtung von Neugeborenen dem Grundprinzip adliger Ordnung entsprechen, liegt auf der Hand. Denn in einer Kultur, die ihre Macht auf Erbrechten gründet, ist es von *hoher Relevanz*, zu sehen, ob das Kind gesund ist und welches Geschlecht es hat. (Und ebenso, ob ein nicht erbberechtigtes Kind untergeschoben wurde.) So finden Geburten bei Hofe oftmals unter mehreren hochadligen Zeugen statt. Katharina II. schildert in ihren Erinnerungen:

„Am Dienstag jedoch ging ich in meinem Schlafzimmer zu Bett und wachte in der Nacht mit heftigen Schmerzen auf, so dass ich Madame Wladislawa weckte. Sie ließ sofort die Hebamme holen, welche erklärte, dass die Zeit meiner Niederkunft da sei. Darauf weckte man den Großfürsten, der in seinem Zimmer schlief, und den Grafen Alexander Schuwaloff. Der letzte schickte sogleich nach der Kaiserin,

¹¹⁵ Vgl. Poehls, Kristina: „Oliver Geißen & Christina Plate: Heimliche Hochzeit auf Mallorca“. In: *Bild*, 18. September 2009, S. 1. Onlineausgabe, www.bild.de, Abruf: 2. Oktober 2011, 14.07 Uhr.

¹¹⁶ Vgl. Posselt, Fabian: „Oliver Geissen und Christina Plate heiraten auf Mallorca: Ja-Wort in Luxus-Finca auf Mallorca“. In: *Bild am Sonntag*, 19. September 2009, Onlineausgabe, www.bild.de, Abruf: 2. Oktober 2011, 14.08 Uhr.

¹¹⁷ Vgl. s. n.: „Bunte exklusiv – Krassnitzer & Kramer: Geheimhochzeit“. In: *Bunte*, 15. Juli 2009, S. 1.

¹¹⁸ Vgl. s. n.: „Roberto Blanco. Traumhochzeit auf den Seychellen“. in: *Bunte*, 14. April 2011, S. 1.

die etwa um zwei Uhr morgens eintrat.“ (zitiert nach Kuntze 2007: 193 f.)

Noch dramatischer gestaltete sich die Lage am französischen Hof zur Zeit Ludwigs XVI. Zweig schildert die Vorgänge bei der ersten Niederkunft Marie Antoinettes:

„Die Luft wird in dem verschlossenen Raum immer dicker und schwüler vom Atmen der etwa 50 Menschen, von dem scharfen Geruch des Essigs und der Essenzen. Aber niemand öffnet ein Fenster, keiner verlässt seinen Platz, und sieben volle Stunden dauert die *öffentliche* Folterszene, bis endlich um halb zwölf Uhr mittags Marie Antoinette einem Kind das Leben gibt – hélas! – eine Tochter.“ (Zweig 1932/2005: 171; Hervorh. d. Verfin.)

Analogien zu dieser Babyschau gibt es in der Klatschpresse. Fotos von Neugeborenen haben quasi den Status eines Klassikers. Ein Beispiel: Die Spekulationen, die die US-Schauspieler Tom Cruise und Katie Holmes auslösten, weil sie vier Monate nach der Geburt ihrer Tochter Suri immer noch kein Foto von dieser an die Presse gegeben hatten, zeigen beachtliche Analogien zu Gepflogenheiten innerhalb einer adligen Kultur. Es hieß, „es gäbe das Baby vielleicht gar nicht“¹¹⁹. Erst mit offiziellen Fotos konnten diese Spekulationen eingedämmt werden. Weitere Beispiele zeigen, welche hohe Relevanz Fotos von Neugeborenen in der Klatschpresse haben – da sie oftmals prominent platziert werden: Die Erstausgabe des Klatschmagazins „InTouch“, die im Oktober 2005 auf den deutschen Markt kam, machte auf der Titelseite mit Fotos von Henry Günther Ademola Dashtu Samuel, dem ersten gemeinsamen Kind des Sängers Seal mit dem Fotomodel Heidi Klum, auf.¹²⁰ Die Exklusivrechte des Fotos des ersten gemeinsamen Kindes der US-amerikanischen Schauspieler Brad Pitt und Angelina Jolie, Shiloh Nouvel, haben sich die Magazine *Bunte*¹²¹

¹¹⁹ Vgl. s. n. A.: Cruise-Holmes-Baby: Und es gibt Suri doch. In: Stern, 10. August 2006, Onlineausgabe, www.stern.de, 1. November 2011, Abruf: 23:08 Uhr.

¹²⁰ Vgl. s. n.: „Exklusiv. Heidis Baby. Top-Model, Mama, sexy Ehefrau – wie schafft sie das alles?“. In: InTouch-Magazine, 20. Oktober 2005, S. 1.

¹²¹ Vgl. Kohlrusch, Eva: „Jetzt ist ihr Glück vollkommen. Angelina Jolie & Brad Pitt zeigen stolz ihre Tochter Shiloh Nouvel. BUNTE präsentiert die begehrtesten Babyfotos der Welt.“ In: Bunte, 14. Juni 2006, S. 1, 18–29.

und *Gala*¹²² gemeinsam für eine nicht bezifferte Summe gesichert und am 14. Juli 2006 auf ihren Titelbildern abgedruckt.

- In einer adligen Kultur, deren *Geld-, Erwerbs- und Machtchancen* auf Erbrechten an Territorien beruht (vgl. Kapitel 0), ist die *Nachricht von einer Fehlgeburt* politisch höchst relevant. Denn sie kann die Frage nach der Erbfolge aufwerfen. Historische Beispiele dafür sind: Die Nachricht von einer Fehlgeburt der Herzogin Marie-Adélaïde von Burgund, der Frau des ältesten Enkels König Ludwig XIV., Louis Herzog von Burgund, hat Versailles erschüttert (vgl. Bernier 2003: 333), weil die Thronfolge in direkter Linie nicht mehrfach gesichert war und die Partei um den Bruder des Königs, dem Herzog von Orléans, an Stärke und Macht gewann (vgl. Bernier 2003: 346 ff.). Ebenfalls in Aufruhr versetzt hat den preußischen Hof die Totgeburt, die die Kronprinzessin Luise am 7. Oktober 1794 erlitt: Auch hier war die Thronfolge noch nicht gesichert (vgl. Ohff 1992⁸: 138); das Kind, das im Mutterleib verstorben ist, wäre das erste des frisch vermählten Paares gewesen (vgl. Ohff 1992⁸: 138). Die Unsicherheit, ob es weitere Kinder geben würde, war der Tatsache geschuldet, dass Kronprinz Friedrich Wilhelm als sehr schüchtern galt (vgl. Ohff 1992⁸: 138). Thematisch-strukturelle Analogien finden sich auch in der Klatschpresse: Am 21. Oktober 2005 titelt *Bild*: „Fehlgeburt – Jenny Elvers weint um ihr Baby!“¹²³ In einer bürgerlichen Kultur, die ihr Interesse auf politisch-wirtschaftliche Geschehnisse richtet, mag die Nachricht von einer Fehlgeburt, abgesehen vom persönlichen Drama, das es für die Betroffene und ihren Partner hat, als weniger relevant, wenn nicht gar als irrelevant gelten. Aber in der Klatschpresse ist es – wie innerhalb einer adligen Kultur – ein wichtiges Thema: Am 10. Oktober 2009 enthüllt Senta Berger in *Frau im Spiegel*: „Und ein Kind habe ich ja

¹²² Vgl. Affeld, Tim, Siering Frank: „Sie ist ein wahrer Schatz. Angelina Jolie & Brad Pitt präsentieren stolz ihre Tochter Shiloh Nouvel. Doch nicht nur ihnen ist die Kleine lieb und teuer.“ In: *Gala*, 14. Juni 2006, S. 1, 12–18.

¹²³ Vgl. Hoffmann, Christiane: „Fehlgeburt – Jenny Elvers weint um ihr Baby!“ In: *Bild*, 21. Oktober 2005, S. 1.

verloren.“¹²⁴, am 23. März 2009 erzählt Schlagerstar Michelle nach der Totgeburt ihrer Tochter in *Bild*: „Das Schicksal hat uns hart getroffen.“¹²⁵

- In einer adligen Kultur sind nicht nur Eheschließungen, sondern auch *Scheidungen*, so sie denn möglich waren, von höchster politischer Relevanz, da mit der Auflösung einer Ehe die damit verbundene Sicherstellung von Geld-, Erwerbs- und Machtchancen sowie die Erbansprüche der Kinder neu ausgehandelt werden müssen: Das bedeutendste historische Beispiel ist die Scheidung von Heinrich VIII., König von England, und seiner ersten Frau Katharina von Aragon, die in der Loslösung der englischen Krone von der katholischen Kirche und der Gründung der anglikanischen Kirche mündete. Auch die Scheidung des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, später König Friedrich Wilhelm II., von seiner ersten Frau Elisabeth-Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel war von politischer Bedeutung – da mit der Auflösung dieser Ehe die Thronfolge im Hause Brandenburg, wenn auch nur für kurze Zeit, in Gefahr war (vgl. Ohff 2001⁵: 150). Berichte über Trennungen oder Scheidungen zählen ebenfalls zu einem typischen Topos der Klatschmedien: *Das Neue Blatt* berichtet am 21. September 2011 exklusiv in seiner Onlineausgabe: „Nach 17 gemeinsamen Jahren ... Stefan Mross und Stefanie Hertel: Trennung“¹²⁶. Am 18. Februar 2006 titelt *Bild*: „Er verlässt seine Frau Dana nach 10 Jahren Ehe. Til Schweiger: Traum-Ehe kaputt“¹²⁷. Am 21. Januar 2009 meldet *Bild*: „Trennung: Simone Thomalla und Rudi Assauer. Liebes-Aus nach 8 Jahren! Sie waren Deutschlands Powerpaar.“¹²⁸
- Die Berichterstattung über den *Tod* einer Person nimmt sowohl in der adligen Kultur als auch in der bürgerlichen Kultur einen hohen Stellenwert

¹²⁴ Vgl. Reisch, Ulrike: „Senta Berger ist Oma – Sie verlor damals ein Kind.“ In: *Frau im Spiegel*, 10. Oktober 2009, Onlineausgabe, http://www.presseportal.de/pm/29590/frau_im_spiegel, Abruf: 1. November 2011, 23.39 Uhr.

¹²⁵ Vgl. Kuschel, Sven; Nareyek, Matthias: „Schlagerstar Michelle und ihr Mann trauern ums Baby: „Das Schicksal hat uns schwer getroffen“. In: *Bild*, 23. März 2003, S. 4.

¹²⁶ Vgl. s. n.: „Nach 17 gemeinsamen Jahren ... Stefan Mross und Stefanie Hertel: Trennung“. In: *Das Neue Blatt*, 21. September 2011, Onlineausgabe, www.das-neue-blatt.wunderweib.de, Abruf: 2. Oktober 2011, 0.28 Uhr.

¹²⁷ Vgl. Hoffmann, Christiane; Rosendahl, Iris: „Er verlässt seine Frau Dana nach 10 Jahren Ehe. Til Schweiger: Traum-Ehe kaputt“. In: *Bild*, 18. Februar 2006, S. 1.

¹²⁸ Vgl. s. n.: „Trennung: Simone Thomalla und Rudi Assauer. Liebes-Aus nach 8 Jahren! Sie waren Deutschlands Powerpaar.“ In: *Bild*, 21. Januar 2009, S. 4.

ein – dies gründet sich jedoch auf verschiedenen Ursachen. In der bürgerlichen Kultur werden das Lebenswerk und *das Verdienst* einer verstorbenen Person des öffentlichen Lebens gewürdigt, in einer adligen Kultur geht es um die Erbrechte und deren politischen Folgen, die das für die konkrete Figuration haben könnte – besonders dann, wenn die Erbfolge nicht klar ist. (Eines der bekanntesten historischen Beispiele sind die unter dem Namen *Rosenkriege* mit Unterbrechungen zwischen 1455 und 1485 geführten Streitigkeiten zwischen den englischen Häusern York und Lancaster, in denen die Anwärtschaft auf den englischen Thron ausgefochten wurde.) Thematische Analogien finden sich in dem Streit um das Erbe der TV-Moderatorin Petra Schürmann, die nach dem Tod ihres Mannes die gemeinsame Villa geerbt hat, ohne dessen leibliche Kinder, die ihre Stiefkinder sind, auszuzahlen und nach ihrem Tod ihr gesamtes Vermögen einer Freundin und deren Kindern vermachte. Die Münchner Lokalausgabe von *Bild* hat diesen Streit in mehreren Artikeln verfolgt: Am 4. Januar 2011 heißt es: „Petra Schürmanns Villa droht der Abriss“¹²⁹, am 18. Januar 2011 „Jetzt spricht Erbe Prinz Emanuel von Bayern: „Meine Mutter wird unfair behandelt“¹³⁰, am 21. Februar 2011 endlich: „Petra Schürmann († 76): Streit um ihr Erbe vorbei“¹³¹.

- Auch der Gesundheitszustand einer Person ist in einer adligen Kultur von hohem Stellenwert – davon hängt letztlich die Frage nach einem möglichen Tod einer Person und damit in der Folge die Frage nach potenziellen Erwerbs- und Machtchancen der Erben ab. Ein historisches Beispiel: Karl II., König von Spanien, hatte aufgrund des Generationenschwunds in seiner Ahnenreihe¹³² seit seiner Geburt mit den Folgen von zahlreichen „Degenerationserscheinungen“ (Thoma 2003⁶: 58) zu kämpfen; Thoma protokolliert:

¹²⁹ Vgl. Wittmann, Burkhard: „Petra Schürmanns Villa droht der Abriss“. In: *Bild*, Lokalausgabe München, 4. Januar 2011, S. 3.

¹³⁰ Vgl. von Muntius, Franziska: „Jetzt spricht Erbe Prinz Emanuel von Bayern: „Meine Mutter wird unfair behandelt.“ In: *Bild*, Lokalausgabe München, 18. Januar 2011, Onlineausgabe, www.bild.de, Abruf: 2. Oktober 2011, 0.46 Uhr.

¹³¹ Vgl. Muntius, Franziska von; Wittmann, Burkhardt: „Petra Schürmann († 76): Streit um ihr Erbe vorbei. Gütliche Einigung zwischen Testamentsvollstreckerin und Stiefsohn.“ In: *Bild*, Lokalausgabe München, 21. Februar 2011, S. 3.

¹³² Thoma beschreibt: „[...] während jeder Normalsterbliche in der fünften Generation 32 verschiedene Vorfahren aufzuweisen hat, waren es bei Karl [...] nur noch zehn und sieben seiner acht Urgroßeltern stammten auch noch direkt von Johanna der Wahnsinnigen ab.“ (2003⁶: 58)

„Im Alter von vier Jahren war der Knabe noch immer nicht entwöhnt, mit sechs Jahren konnte er sich kaum auf den Beinen halten. Er hatte das lange Gesicht der Habsburger mit der typischen hängenden Unterlippe. Doch was bei seinen Vorfahren noch ein unbedeutender Schönheitsfehler gewesen war, hatte sich nun zu einer augenfälligen Missbildung ausgewachsen. Karls untere Gesichtshälfte war so deformiert, dass Unter- und Oberkiefer nicht zusammentrafen, so dass er zeit seines Lebens Schwierigkeiten hatte, die Nahrung zu kauen, was wiederum ständige Verdauungsprobleme zur Folge hatte. [...] Trotz dieser immensen erbbiologischen Belastung war Karl zum Leben verurteilt. Mit einer erstaunlichen Zähigkeit kämpfte sein schwächlicher Körper vierzig Jahre lang gegen Krankheiten und quälende Schmerzen.“ (Thoma 2003⁶: 58 f.)

Da Karl keine jüngeren Brüder hatte und, als er verheiratet war, keinen Thronfolger zeugen konnte, wurde sein Gesundheitszustand *über Jahre beobachtet* (vgl. Bernier 2003: 295). Denn gleich drei Häuser (Frankreich, Habsburg, Bayern) konnten beanspruchen, die Krone und damit das Land Spanien zu erben (vgl. Bernier 2003: 295 f.). Auch in der Klatschpresse gibt es Analogien, in denen der *Gesundheitszustand eines Prominenten über längere Zeit* beobachtet wird und ein Wandel oder eine Veränderung des Gesundheitszustandes als Neuigkeit in einer laufenden Berichterstattung konkretisiert wird: Über den Sänger Udo Jürgens erscheinen immer wieder Artikel, die seinen Gesundheitszustand thematisieren. Am 28. Juli 2007 berichtet *Das Neue* über die Alkoholprobleme, die Udo Jürgens überwunden hat.¹³³ Am 18. März 2008 schreibt *Das Neue Blatt*: „Große Sorge um Udo Jürgens (73)“¹³⁴. Der Entertainer war vorzeitig von einer Gala abgereist, hatte auch diverse Interviews abgesagt und trat in der Folge einen längeren Urlaub nach Indien an, um wieder zu Kräften zu kommen.¹³⁵ Am 18. Juni 2008 thematisiert *Bild* bei Udo Jürgens die Gebrechen des Alters.¹³⁶ Am 26. März 2010 meldet die *Hamburger Morgenpost*: „Mit 75 Jahren, da fängt

¹³³ Vgl. Gallach, Daniel: „Udo Jürgens (72) zieht Bilanz: Zu viele Frauen, zu viel Alkohol! Ich bin ein Lumpenhund“. In: *Das Neue*, 28. Juli 2007, S. 56.

¹³⁴ Vgl. s. n.: „Große Sorge um Udo Jürgens (73)“. In: *Das Neue Blatt*, 18. März 2008, S. 6–7.

¹³⁵ Ebenda.

¹³⁶ Vgl. Tell, Willem A.: „BILD-Osgar-Gewinner Udo Jürgens: Das private Glück habe ich nie erreicht“. In: *Bild*, 18. Juni 2008, S. 5. Es heißt wörtlich: „Dem Alter ins Auge blicken zu müssen, lässt einen nicht nur jubeln. Es erfordert Kraft und innere Stärke, dies ohne Jammern und Zetern zu ertragen. Alter ist nicht nur herrlich. Man hat auch mit *Gebrechen, Kurzatmigkeit und kommenden Schwierigkeiten* zu tun.“ (Bild, 18. Juni 2008, S. 5; Hervorh. d. Verfin.)

das Leiden an: Udo Jürgens hat Hüfte¹³⁷, der Sänger litt nach einem Sturz unter Arthrose, die ihn einige Jahre quälte. Am 11. Juni 2010 meldet *Bild* Frankfurt: „Udo Jürgens fühlt sich fit mit neuer Hüfte.“¹³⁸ Am 21. September 2011 geht es in *Neue Post* abermals um die „Begleiterscheinungen des Alters“¹³⁹. Auch der Krankheitsverlauf bei Ralph Siegel wurde wie in einer höfischen Gesellschaft von der Klatschpresse beobachtet: Am 5. Februar 2010 meldet *Bild* in einer Schlagzeile: „Grand-Prix-König Ralph Siegel. Krebs! ‚Ich kämpf um mein Leben‘“¹⁴⁰, einen Tag später erzählt Ralph Siegels Frau in *Bild*: „Ich schimpfe täglich auf diesen verdammten Krebs“¹⁴¹, in *Neue Post* vom 15. September 2010 erzählt der Komponist: „Meine Ärzte machen mir gute Hoffnungen, denn meine Blutwerte sind mehr als erfreulich nach all den Behandlungen. Man kann aber nicht alle Gedanken verdrängen. Besonders wenn man immer wieder hört, wer alles an der Krankheit gestorben ist.“¹⁴²

- In einer adligen Kultur, deren Geld-, Erwerbs- und Machtchancen auf Erbsprüchen an Territorien beruhen und die deshalb das Zusammentreffen der Geschlechter fördert, nehmen Feste, Gesellschaften, Geselligkeiten, gemeinsame Diners, Soupers, Dejeuners eine hohe gesellschaftliche Relevanz ein (vgl. Kapitel 0). Diese Veranstaltungen geben nicht nur die Möglichkeit, sich die Zeit gegen die *Langweile* zu vertreiben und sich – im ursprünglichen sowie abgeleiteten Sinne des Wortes – zu *unterhalten* (vgl. Kapitel 0; Schmölders 1979: 25), sondern sie dienen auch dazu, die Luxusgüter, die der Distinktion innerhalb des Adels dienen, zur Schau zu stellen, denn „die Reichtümer verfolgen vor allem den Zweck, adlige Rivalen zu beeindrucken, zu bestechen oder einzuschüchtern“ (Kautsky 1979: 11). Zwei historische Berichte dienen

¹³⁷ Vgl. s. n.: „Mit 75 Jahren, da fängt das Leiden an: Udo Jürgens hat Hüfte“. In: Hamburger Morgenpost, 26. März 2010, S. 56.

¹³⁸ Vgl. s. n.: „Udo Jürgens fühlt sich fit mit neuer Hüfte“. In: *Bild*, Lokalausgabe Frankfurt am Main, 11. Juni 2010, Onlineausgabe, www.bild.de, Abruf: 1. Oktober 2011, 22.58 Uhr.

¹³⁹ Vgl. Hennig, Bettina: „Zum 77. Geburtstag. Udo Jürgens im Interview: ‚Am Klavier verlor ich die Angst vor den Bomben.‘“. In: *Neue Post*, 21. September 2011, S. 66–67.

¹⁴⁰ Hoffmann, Christiane: „Grand-Prix-König Ralph Siegel. Krebs! ‚Ich kämpf um mein Leben‘“. In: *Bild*, 5. Februar 2005, S. 1, 13.

¹⁴¹ Vgl. Hoffmann, Christiane: „Krebs-Drama. Jetzt spricht Siegels Frau“. In: *Bild*, 6. Februar 2010, S. 1, 5.

¹⁴² Vgl. Sieker, Anke: „Ralph Siegel: ‚Durch meine Krankheit ist unsere Liebe noch stärker geworden‘“. In: *Neue Post*, 15. September 2009, S. 10–11.

der Illustration: Am 5. April 1804 schreibt Königin Luise an ihren Bruder Georg:

„Die Zeit gebrach mir wahrlich, und wenn Du Dir das nicht denken kannst [...], – so bitte ich recht sehr, an den verlebten Berliner Karneval zu denken und Dir dazu noch eine Hochzeit (ganz pompös) zu denken, die die Kartons der Nitzen, Quittels, Michelets, Vorasts und Vibeaus so anhäuften, daß knapp der König durch sein Zimmer einen engen Fußsteig finden konnte [...]. Dann die Bälle, Konzerte, Courses (Hofempfänge), Opern, Assembléen (Gesellschaften), die erinnerst Du Dich doch auch noch und weißt, dass sie Kräfte nehmen, und daß man Kräfte herbeischlafen muss.“ (zitiert nach Ohff 1992⁸: 245 f.)

Auch Katharina II. berichtet von der Geselligkeit am Hofe. In ihren Erinnerungen schreibt sie:

„Man setzte sich zu Tisch, und nach dem ersten Gang teilte sich der Vorhang, der die große Allee verdeckte. Man sah in der Ferne das Orchester auf einem Wagen herankommen, der von etwa zwanzig mit Kränzen geschmückten Ochsen gezogen wurde, und von allen Tänzern und Tänzerinnen, die ich hatte auftreiben können, umgeben war. [...] Zu beiden Seiten teilten sich nun auch noch zwei kleine Vorhänge und man erblickte hell erleuchtete Buden. In der einen verteilte man gratis Lotterienummern für das darin enthaltene Porzellan, in der anderen Blumen, Bänder, Fächer, Kämmen, Geldbeutel, Handschuhe, Degengehänge und andere solche Kleinigkeiten. Als die Buden leer waren, aß man das Dessert, worauf bis sechs Uhr morgens getanzt wurde. Keine Intrige, kein unliebsamer Zwischenfall kam während meines Festes vor.“ (zitiert nach Kuntze 2007: 255).

Ein aktuelles Beispiel, das Analogien zu den historischen Berichten aufweist, ist das folgende: In *Bunte* vom 22. September 2011 heißt es unter der Überschrift: „Bei LIZ unter den Linden“:

„Die Bertelsmann-First-Lady lud auch in diesem Jahr wieder ein zur rauschenden Sommerparty. Die Firmenrepräsentanz Unter den Linden war in festliches Licht getaucht, die Limousinendichte davor höher als bei manchem Staatsbesuch. Motto des Abends: Kreativität. Schon in der Eingangshalle räkelt sich stimmungswaltige Damen in bunten Abendroben auf einem Flügel, von der Decke baumelten Kunstinstallationen herab und in den Gläsern perlte der Champagner. Berauscht von derlei Impressionen schwärmten die Gäste aus und trafen sich später wieder in zahlreichen Salons zu Rehfilet, Seeteufel und Dessertvariationen. [...] Schwenk auf die Dachterrasse mit Blick aufs Lichtermeer der Hauptstadt: Promis herrlich entspannt.“¹⁴³

In zahlreichen Klatsch- und Boulevardmedien zählen die Seiten mit einer Party- oder Gesellschaftsberichterstattung zum Repertoire: Die

¹⁴³ Waldburg, Marie: „Berlin. Bei LIZ unter den Linden“. In: *Bunte*, 22. September 2011, S. 112.

Hamburger Morgenpost hat eine Kolumne namens „Partyzone“, *Bunte* und *Gala* nennen ihre Berichterstattung „Society“, bei *Das Neue* heißen diese Seiten „Partytime“, bei *Das Neue Blatt* und *Neue Post* läuft diese Rubrik ohne Dachzeile, bei *Bild am Sonntag* heißt die Partyberichterstattung „Society am Sonntag“. In der *Freizeit Revue* nennt sich diese mehrseitige Rubrik „Promigeflüster“, in *Frau im Spiegel* „Die Partys der Woche“.

- Ein Kaleidoskop der Themen, die in einer adligen Kultur von hoher Relevanz sind, bieten die jeweiligen Jahresrückblicke der Klatschpresse. Das „InTouch-Magazin“ vom 23. Dezember 2008 bilanziert über „Babyboom und Liebesglück, Scheidungen und Abschiedsschmerz“ und zeigt „die süßesten Babys“, erzählt von den „schmutzigsten Trennungen“ und der „peinlichsten Geburtstags-Party“. ¹⁴⁴ *Gala* blickt auf das Jahr 2001 mit den Schwerpunkten „Paare“¹⁴⁵, „Trennungen“¹⁴⁶, „Babys“¹⁴⁷, „Todesfälle“¹⁴⁸ und „Partys“¹⁴⁹ zurück. *Das Neue Blatt* vom 16. November 2005 ruft zur „Leser-Aktion. Jetzt haben Sie die Wahl. Jahresrückblick 2005“ auf und fragt: „Über welches Baby haben Sie sich am meisten gefreut?“, „Welcher Todesfall hat Sie zutiefst betroffen?“, „Welche Trennungen/Scheidungen haben Sie am stärksten berührt?“ und „Welche Hochzeit war für Sie die schönste?“¹⁵⁰ – und löst das Publikumsvotum am 28. Dezember 2005 in einer achtseitigen Schau mit dem Titel „Das ist IHR Jahresrückblick 2005“¹⁵¹ auf. Zum Vergleich ein Auszug aus dem Jahresrückblick des Nachrichtenmagazins *Focus* des Jahres 2008. Auszug aus der Rubrik „März“: „Machtwechsel in Kiel: Heide Simonis (SPD) scheitert bei dem Versuch, ein neues Regierungsbündnis aus Sozialdemokraten, Grünen und SSW zu schmieden“, „Die Ruhe nach dem Staub-Sturm: Stuttgart und München erreichen als erste deutsche Städte den EU-Höchstwert für Fein-Staubbelastung“, „Erst befreit, dann

¹⁴⁴ Vgl. s. n.: „Jahresrückblick 2008!“ In: InTouch-Magazin, 23. Dezember 2008, S. 62–67.

¹⁴⁵ Vgl. s. n.: „Paare – Jahresrückblick 2001“. In: *Gala*, 27. Dezember 2001, S. 38–42.

¹⁴⁶ Vgl. s. n.: „Trennungen – Jahresrückblick 2001“. In: *Gala*, 27. Dezember 2001, S. 44–51.

¹⁴⁷ Vgl. s. n.: „Babys – Jahresrückblick 2001“. In: *Gala*, 27. Dezember 2001, S. 30–34.

¹⁴⁸ Vgl. s. n.: „Todesfälle – Jahresrückblick 2001“. In: *Gala*, 27. Dezember 2001, Seite 72–73.

¹⁴⁹ Vgl. s. n.: „Partys – Jahresrückblick 2001“. In: *Gala*, 27. Dezember 2001, S. 82–89.

¹⁵⁰ Vgl. s. n.: „Leser-Aktion. Jetzt haben Sie die Wahl. Jahresrückblick 2005“. In: *Das Neue Blatt*, 16. November 2005, S. 13–14.

¹⁵¹ Vgl. s. n.: „Das ist IHR Jahresrückblick“. In: *Das Neue Blatt*, 28. Dezember 2005, S. 11–18.

beschossen: Die im Irak entführte italienische Reporterin Giuliana Sgrena kommt nach einem Monat frei“, „Neuer Weltbank Chef: Trotz internationaler Kritik wird US-Vizeverteidigungsminister Paul Wolfowitz zum neuen Präsidenten der Weltbank gewählt.“¹⁵²

Betrachtet man Klatsch im Journalismus als ein *Fragment adliger Kultur*, lässt sich, wie dargestellt, anhand von strukturellen Ähnlichkeiten erklären, welche Themen innerhalb des Klatschjournalismus von Relevanz sind und welche nicht, und diese vor dem Hintergrund der Theorie der Parallelkulturen zu einem Qualitätskriterium operationalisieren, wobei das *Unbehagen*, das die Fragestellung nach Qualitätskriterien beim Klatschjournalismus unmittelbar auslösen mag, ebenfalls auf der Basis dieser Theorie erklärt werden kann: Es ist m. E. eben nicht nur die (vermeintliche oder tatsächliche) Verletzung der *Privatsphäre*, die im Zusammenhang mit Klatschjournalismus immer wieder beklagt wird. Das Unbehagen gegenüber Klatschjournalismus ist m. E. eben mehr noch der Tatsache geschuldet, dass Klatsch strukturelle Parallelen zu einer Kultur aufweist, gegen die sich die bürgerliche Kultur über Jahrhunderte hinweg hat behaupten müssen, der adligen Kultur.

¹⁵² Vgl. s. n.: „März 2005 – Der große Jahresrückblick“. In: Focus, 12. Dezember 2005, S. 106–108.

7 Zusammenfassung

7.1 Zusammenfassung und Fazit

Die Ausgangsfragestellung dieser Arbeit „*Klatschjournalismus. Fragment einer adligen Kultur in der bürgerlichen Gesellschaft*“ beruhte auf der Beobachtung, dass es in der Diskussion um die Hyperkategorien Unterhaltungsjournalismus vs. Informationsjournalismus, in der das Kriterium Qualität den sogenannten Premiumtiteln zugeordnet wird, gar nicht möglich ist, journalistische „Qualitätskriterien“ für Klatschjournalismus geltend zu machen, zumal Klatschjournalismus in dieser Debatte mit Unterhaltung gleichgesetzt und oftmals infrage gestellt wird, ob es sich bei Klatschjournalismus überhaupt um Journalismus im klassischen Sinn handelt. Und es deswegen notwendig sei, zunächst eine theoretische Basis zu entwickeln, die a.) das Zusammenwirken von Klatsch und Journalismus erklärt und b.) in der Folge möglich machen könnte, gattungsimmanente Qualitätskriterien zu bestimmen und transparent zu machen.

Kennzeichnend bei der Analyse des Forschungsstandes war, dass über Klatsch und Klatschjournalismus zwar ein sehr ausgeprägtes Alltagswissen vorhanden ist, dass aber bei genauer Betrachtung dieses Alltagswissen erkennbar wird, dass a.) auf die Sozialform Klatsch in so verschiedener Weise referiert wird, dass dieser Grundbegriff als vage bezeichnet werden kann. Deshalb mussten als Grundlage für die Erforschung von Klatschjournalismus der Grundbegriff Klatsch und seine zahlreichen Konnotationen und Teilbedeutungen sowie deren Zusammenspiel erst einmal herausgearbeitet werden. Des Weiteren blieb nachzuweisen, dass sich b.) diese Ungenauigkeit bei der Verwendung des Begriffs „Klatsch“ auch in der Erforschung des Klatschjournalismus niedergeschlagen hat – wenn man bei der geringen Anzahl von wissenschaftlichen Arbeiten, die sich direkt auf Klatschjournalismus und nicht auf generelle Betrachtungen zu vermeintlich verwandten Themen wie *Unterhaltung* beziehen, überhaupt von – auch das kann als Teilergebnis dieser Arbeit „*Klatschjournalismus. Fragment einer adligen Kultur in der bürgerlichen Gesellschaft*“ gelten – Erforschung sprechen kann. Denn es fiel auf, dass es zu Klatschjournalismus auffallend wenige Arbeiten gibt. Das führte c.) in Kombination mit der ungenauen Verwendung des Begriffs „Klatsch“ m. E. dazu, dass sich in der Beurteilung von Klatschjournalismus –

einfach auch mangels Arbeiten, die sich mit der Frage auseinandergesetzt haben: „Was tun Klatschjournalisten?“ – Manifestationen festgesetzt haben, die eher vom Alltagswissen über die Sozialform Klatsch geleitet wurden, statt von einer forschungsinteressengeleiteten, empirischen Auseinandersetzung mit dem Klatschjournalismus. Das Alltagswissen darüber, dass Klatsch etwas *Negatives* ist, findet sich auch in der Einordnung von Klatschjournalismus wieder. Es heißt: Klatschjournalismus sei niederer Journalismus (vgl. Kapitel 2.1; Kapitel 2.3). Er sei unpolitisch (Kapitel 2.3). Klatschnachrichten sieht man als „soft news“ an, im Gegensatz zu „hard news“ (vgl. Kapitel 2.7). Klatsch sei Teil einer Verdummungskultur (vgl. Kapitel 2.3). Klatschjournalismus bediene das Gefühl (vgl. Sommer 1994, Renger 2000a: 196, Weischenberg 1997) - nicht den Verstand. Klatschjournalismus diene allein dem ökonomischen Nutzen des Verlegers (vgl. Kapitel 2.3) und habe keine Relevanz für die Bildung einer politischen Meinung (vgl. Kapitel 2.3). Er klärt nicht über politische Verhältnisse auf, weil er strukturelle Probleme personalisiere (vgl. Kapitel 2.3, aber auch 2.5). Klatschtexte gelten als seicht (Sommer 1994: 96), fiktiv (vgl. Kapitel 2.3; Kapitel 2.5; Kapitel 2.6; Kapitel 2.7; sowie Sommer 1994: 16; Koszyk/Pruys 1969: 309; Döhn/Klößner 1979: 190; Wunden 1994: 12; Rudi Renger 2000a: 196) und sind dem *Unterhaltungsjournalismus* zuzuordnen (vgl. Kapitel 2.5, 2.6, 2.7). Sie haben keine politische Relevanz (vgl. Kapitel 2.1, 2.3, 2.4, 2.6, 2.7), weil sie lediglich das „Gesellschaftliche“ (vgl. Kapitel 2.1, 2.4) berühren. Das Publikum der Klatschpresse gilt als politisch desinteressiert (vgl. Kapitel 2.1, 2.3), es lasse sich lediglich von „niederen Instinkten“ (vgl. Langenbucher 1969: 70) leiten. Klatschjournalisten folgten lediglich ihrem „Gespür“ (vgl. Kapitel 2.5) und gingen keiner journalistisch fundierten Recherche nach. Die Beschaffung von Informationen über das Privatleben Prominenter entspreche nicht den gängigen journalistischen Standards (vgl. Kapitel 2.5) und verletze ethische und moralische Grenzen (vgl. Sommer 1994: 95). Vernunft, Verantwortung und Augenmaß (vgl. Kapitel 2.1) würden von Klatschjournalisten vernachlässigt. Die (unterstellte) Verletzung der Privatsphäre Prominenter bei der klatschjournalistischen Recherche sei nicht legitimiert (vgl. Sommer 1994: 95), weil die Informationen, die durch sie gewonnen würden, gesellschaftlich nicht relevant seien.

Die Voraussetzung, dass der Begriff „Klatsch“ vage verwendet wird und die Gattung Klatschjournalismus wenig erforscht ist, machte es notwendig, a.)

zunächst einmal zu fragen: „Was ist Klatsch?“. Weiter: Welche Teilbedeutungen hat das Wort, das auf diese Sozialform referiert, und wie hängen diese Teilbedeutungen miteinander zusammen? Es war b.) zudem notwendig, anschließend auf der Basis einer klar umrissenen Definition (statt eines vagen Wissens) eine Theorie zu modellieren, die – um die Ausgangsfrage dieser Arbeit „*Klatschjournalismus. Fragment einer adligen Kultur*“ aufzugreifen – es ermöglicht, sich der Gattung Klatschjournalismus im Hinblick auf die Erforschung seiner inhärenten Qualitätsmerkmale zu nähern.

Zu a.) Das Ergebnis der strukturalistischen Wortfeldanalyse (auf der Basis der linguistischen Theorie von Ferdinand de Saussure) der Bedeutungsstruktur des Wortes „Klatsch“ zeigte, dass Klatsch in seiner Bedeutungsstruktur so komplex ist, dass es sich schon allein aus der Komplexität heraus erklärt, warum dieser Begriff eine ungenaue Verwendung zulässt: Die vielen Teilbedeutungen des Begriffs werden im Alltag als Synonyme des gesamten Begriffs angewandt – *pars pro toto*. Die Analyse des Begriffs „Klatsch“ ließ eine Definition zu, die „Klatsch“ als *Sinnkonglomerat von gleichzeitig aktualisierten Gegensätzen* beschreibt (vgl. Kapitel 3.3), da die Gleichzeitigkeit von widersprüchlichen Sinnattributen als *Hauptmerkmal* des Begriffs „Klatsch“ herauszustellen ist. Bergmann flankiert:

„Im Klatsch geht es immer um die gleichzeitige Verletzung und Respektierung von Grenzen – von Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem, zwischen dem Dezenten und Indezenten, zwischen Moral und Unmoral und – wie sich jetzt gezeigt hat – zwischen Wahrheit und der Unwahrheit. Klatschakteure sind Grenzgänger, die bei ihren lustvollen Exkursionen in die Zonen des Ungehörigen die Grenze zwischen dem Reich der Tugend und dem Reich der Laster nicht einfach ignorieren, sondern anerkennen und missachten zugleich – ja, anerkennen müssen, um sie missachten zu können. Gerade das verschafft Klatsch seine eigentümliche schillernde Qualität.“
(Bergmann 1987: 163; Hervorh. i. O.)

b.) Die Etymologie des Wortes „Klatsch“ weist die Morphologisierung der Wortvorstellung „Klatsch“ als Neologismus aus. Das Wort „Klatsch“ ist in der Form, wie wir es heute benutzen, erst ab Mitte des 18. Jahrhunderts, seine komplexe Bedeutung und seine diversen Komposita sogar erst im 19. Jahrhundert entstanden. Dies ließ die Frage zu, ob diese Bedeutungsstruktur die Überwindung der adlig-feudalen Gesellschaft durch die bürgerliche Gesellschaft widerspiegelt – da fraglich war, warum eine so essenzielle Kommunikationsform wie das *Reden*

über Privates, das als „anthropologische Konstante“ (Becker/Albrecht 2002: 142) gilt, einem Wertewandel unterliegt, der mit einer Abwertung verbunden ist.

In einer umfassenden Analyse der erarbeiteten *Teilbedeutungen* des Wortes „Klatsch“ und einem Vergleich der Wertvorstellungen, denen sie zum einen in einer bürgerlichen Kultur, zum anderen in einer adligen Kultur unterliegen, konnte veranschaulicht werden, dass der im 18. und 19. Jahrhundert entstandene Neologismus „Klatsch“ in seiner Bedeutungsstruktur tatsächlich von dem gesellschaftlichen Wandel von einer adligen zu einer bürgerlichen Ordnung hin beeinflusst wurde – was u. a. auch mit einem Strukturwandel des Privaten zusammenhängt, der eine konstitutive Bedeutungskomponente des Wortes „Klatsch“ ist. Weil Klatsch ebenso wie die adlige Kultur im Hinblick auf konstitutive Komponenten wie etwa das Öffentliche des Privaten, das Unterhaltende als Information, also die *Gleichzeitigkeit* von in einer bürgerlichen Kultur *unvereinbaren* Dichotomien Parallelen aufweist, konnte – ebenfalls ein Teilergebnis dieser Arbeit – *„Klatschjournalismus. Fragment einer adligen Kultur“* – Klatsch als Überbleibsel, als Rest, als *Fragment einer adligen Kultur* definiert werden. Dies bot die Möglichkeit, auf der Basis dieser Definition eine neue Theorie zu skizzieren, die ich *Theorie der Parallelkulturen* genannt habe. Mehrere Phänomene und Aspekte, die im Zusammenhang mit Klatsch und Klatsch im Journalismus auftauchen, können mit ihr erklärt werden. a.) Sie beschreibt auf einer Metaebene das Misstrauen, ich nenne es *Unbehagen*, das gegen Klatschjournalismus besteht: Es richtet sich nicht nur gegen eine (vermeintliche) Verletzung der Privatsphäre durch die Klatschjournalisten, sondern es richtet sich gegen eine *Verbürgerlichung adliger Kultur*, die durch Klatsch im Journalismus gegeben ist, und damit gegen eine Unterwanderung bürgerlicher Werte und der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Diese Theorie kann auch die Agnosie (im freudschen Sinne), mit der der Frage nach Qualitätsmerkmalen im Klatschjournalismus in der Journalismusforschung begegnet wird, erklären: Sie käme einer latenten *Legitimation* adliger Kultur ausgerechnet in der bürgerlichen Kategorie gleich, die die Ablösung des Adels und seiner sozialen Ordnung eingeläutet hat: die Öffentlichkeit. Insofern hat das Unbehagen gegen diese Bestrebungen seine Berechtigung. Und b.) kann die Theorie der Parallelkulturen es ermöglichen, ein Erklärungsmodell für Selektionsmechanismen im Klatschjournalismus bereitzustellen: Klammerte man einmal das *Unbehagen*, die

diese Überlegung hervorrufen mag, aus und nahm man an, dass Klatschjournalismus einer Verbürgerlichung adliger Kultur gleichkommt, so erschien es möglich zu sagen, dass sich im *Klatschjournalismus* die Themenauswahl nicht auf Themen einer bürgerlichen Kultur (Politik, Wirtschaft, Kultur etc.) bezieht, sondern auf *Relevanzkriterien einer adligen Kultur*, bei der die Hochzeitspolitik zum Kern ihres Wesens zählt und damit Ereignisse wie Hochzeit, Schwangerschaften, Neugeborene, aber auch Trennungen, Krankheit und Tod für politisch hoch relevant erachtet. Diese in einer adligen Kultur relevanten Themen werden im Rahmen der bürgerlichen Kategorie Journalismus präsentiert. Deshalb schien es mir statthaft, von einer *Refeudalisierung* zu sprechen.

Eine Anmerkung: Weil in der Diskussion um *Klatschjournalismus* mehrfach die Frage gestellt wurde, ob er als „Subsystem“ (Burkhardt 2003: 132) definiert werden kann, soll auch hierzu kurz Stellung genommen werden: Eine solche Kategorisierung halte ich nicht für zweckmäßig, da „Subsysteme“ inhaltlich und nicht strukturell definiert sind und es mit diesem Ansatz möglich wäre, ein ganzes journalistisches Ressort auszuschließen. Schon in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Ansätzen der Systemtheorie hat sich gezeigt, dass die Kriterien für eine Kategorisierung nach Subsystem/Nichtsystem nicht nachvollziehbar sind: Denn warum wird Autojournalismus als „Subsystem“ definiert, bei Modejournalismus ist das aber nicht der Fall? Einen systemtheoretischen Ansatz, der Meiers fließende Definition von Journalismus aufnimmt, steckt m. E. in Luhmanns Modellierung des Systems Massenmedien, in dem er die Programme *Unterhaltung*, *Information* und *Werbung* (vgl. Luhmann 1990: 51, 119) auf derselben Ebene ansiedelt. Das ermöglicht in der konkreten Anwendung eine graduelle Analyse eines Beitrags nach den Anteilen dieser Programme: Ist der Anteil an Information hoch, handelt es sich um „mehr“ [...] Journalismus“ (Meier 2007: 13), ist der Anteil an Unterhaltung hoch, handelt es sich um „weniger“ Journalismus“ (Meier 2007: 13). Und ist ein Anteil an PR vorhanden, handelt es sich um Werbung.

7.2 Ausblick

Es gibt mehrere Forschungsansätze, die auf Basis der vorliegenden Arbeit, aber auch im Hinblick auf die Erforschung von *Klatschjournalismus* und die Frage: „Was machen *Klatschjournalisten*?“ zweckmäßig erscheinen:

a.) Zu den Kommunikatoren: Eine empirische Studie zum Klatschjournalismus erscheint sinnvoll, die u. a. bewusst die latenten Vorurteile (Kapitel 3.4) gegenüber dieser Gattung aufarbeitet. Die Studie sollte repräsentative Ergebnisse zu den Fragen liefern, die hier frei nach Weischenberg/Malik/Scholl (2006: 5) gestellt werden: Zustand des *Klatschjournalismus*? Wo stecken *Klatschjournalisten*? Auf der Suche nach *Klatschjournalisten* in Deutschland – Wer sind sie? Merkmale und Einstellungen – Was wollen sie? Rollenbild und -wirklichkeit – Wie informieren sie sich? Public Relations und Leitmedien – Wonach richten sie sich? Menschen und Mächte – Was erlauben sie sich? Methoden und Moral – Was ist mit den deutschen *Klatschjournalisten* los? Ein weiterer Fragenkomplex, der sich bei der Befragung der Kommunikatoren anschließt, bezieht sich auf die Arbeitspraktiken: Welche Selektionsmechanismen gibt es bei der Themenauswahl? Wie gestaltet sich die Suche nach Informationen? Wie die Recherche? Wie funktionieren die Mechanismen der Faktensicherung und -prüfung?

b.) Zur Qualität: Auf der Basis der Annahme, dass *Klatsch* eine Verbürgerlichung adliger Kultur ist, wobei sich die Relevanzkriterien der Themenwahl an den Kriterien einer adligen Kultur ausrichten, scheint es zweckmäßig zu versuchen, diese Hypothese durch Inhaltsanalysen zu überprüfen. Des Weiteren bietet sich die Möglichkeit an, einen Katalog von Qualitätskriterien zu erstellen. Dafür lässt sich fragen, ob und inwieweit in den jeweiligen Medien etablierte journalistische Formate (z. B. Reportage, Bericht, Interview, Kommentar) und Programme (z. B. Neuigkeitswert, Wahrhaftigkeit, korrekte Recherche) der bürgerlichen Kategorie Journalismus übernommen oder nur simuliert werden. Der jeweilige Umsetzungsgrad der Einhaltung oder Nichteinhaltung könnte, so ein hypothetisches Design, das jeweilige Qualitätsniveau sichtbar machen.

c.) Zur Theorie: In Kapitel 5 habe ich den Versuch unternommen, eine Theorie zu skizzieren, die ich *Theorie der Parallelkulturen* genannt habe. Dabei wurde das Zusammenspiel von Fragmenten und der jeweils hegemonialen Leitkultur erklärt.

Auf der Basis dieser Theorie konnte Klatsch als *Fragment adliger Kultur in der bürgerlichen Gesellschaft* definiert und dessen Wirkweise in der bürgerlichen Kategorie Journalismus erklärt werden. Es bleibt zu fragen, ob mittels dieser theoretischen Basis nicht auch weitere Fragmente adliger Kultur ermittelt werden können, die in der bürgerlichen Kultur und ihren Systemen Misstrauen oder ein *Unbehagen* auslösen. Konkret gefragt: Was ist mit dem adligen Topos der Ehre? Oder der adligen Sitte der Vernunftehre? Sind sie ebenfalls Fragmente einer adligen Kultur und untergraben die bürgerliche Ordnung?

d.) Zum Publikum: Nicht nur über die Arbeitsweise, sondern auch über das Publikum *klatschjournalistischer* Medien gibt es zahlreiche ungeprüfte Verallgemeinerungen: Die Aussage „Kapitulation vor den *niederen Instinkten der Leser*“ (Langenbucher 1969: 70) beschreibt die Vermutung, dass *Klatschleser* von niederen Instinkten geleitet sind. Die Bedeutungsstruktur von *Klatsch* aber zeigt auch, dass *klatschen* Interesse und Mitgefühl bedeutet – Motive, die sozial positiv bewertet werden. Oder: Glotz und Langenbucher sprechen von den „vitalen Entspannungs- und Unterhaltungsbedürfnissen der in den Arbeitsprozess eingegliederten Menschen [...]“ (Glotz/Langenbucher 1969: 12). Es bleibt zu fragen: Wer liest *Klatschgeschichten*? Wer verfolgt sie im Netz? Wer im Fernsehen? Welche Motive veranlassen zur Rezeption dieser Geschichten? Welche Nutzen ziehen die Leser, User, Zuschauer aus der Rezeption? Inwieweit hat die Klatschlektüre einen meinungsbildenden Effekt? Allein die Vielfalt des Segments zeigt, dass es einen prototypischen Klatschleser offenbar nicht gibt, sondern jedes Medium auf eine abgezielte Zielgruppe ausgerichtet ist. Gibt es dennoch verbindende Faktoren bei Interesse, Nutzen, Lektüreauswertung, Integrationsvorgängen? Studien, die das Publikum der *Klatschpresse* detailliert beleuchten, scheinen mir zweckmäßig, um vor Verallgemeinerungen (vgl. Kapitel 2.3) zu bewahren.

8 Literaturverzeichnis

8.1 Quellen

- Adorno, Theodor W.; Horkheimer Max (2003): *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt am Main: S. Fischer. Originaltext von 1944.
- Adorno, Theodor W. (alias Rottweiler, Hektor) (1973): Über Jazz. In: Prokop, Dieter; Held, Karl; Immler, Manfred; Knilli, Friedrich (Hrsg.): *Kritische Kommunikationsforschung. Aufsätze aus der Zeitschrift für Sozialforschung*. München: Verlag Carl Hanser, S. 83–87.
- Allport, Gordon W., Postman, Leo (1947): *The Psychology of rumor*. New York: Henry Holt and Company.
- Althans, Birgit (2000): *Der Klatsch, die Frauen und das Sprechen bei der Arbeit*. Frankfurt, New York: Campus.
- Arendt, Hannah (2005³): *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*. München: Piper. Originaltext von 1958.
- Arendt, Hannah (1989): *The Human Condition*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Aries, Phillipe (1975¹⁵): *Geschichte der Kindheit*. München: dtv.
- Arluke, Arnold; Levin, Jack (1985): An Exploratory Analysis of Sex Differences in Gossip. In: *Sex Roles*, 12, S. 281–286.
- Arneht, Alfred Ritter von (Hrsg.) (1978): *Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel während der Jahre 1770–1780*. Osnabrück: Biblio.
- Baacke, Dieter (Hrsg.) (1974): *Kritische Medientheorien. Konzepte und Kommentare*. München: Juventa.
- Bacon, Francis (1958): Über Gerüchte. Bruchstücke eines Essays. In: Schücking, Levin Ludwig (Hrsg.): *Francis Bacon. Essays*. Wiesbaden: Dietrich. Originaltext von 1657.
- Bacon, Francis (1979): Über die Unterhaltung. In: Schmölders, Claudia (Hrsg.): *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München: dtv, S. 146–147. Originaltext von 1612.
- Barz, Paul (2008): *Heinrich der Löwe und seine Zeit*. München: dtv.
- Becker, Jörg; Albrecht, Ulrich (2002): *Medien zwischen Krieg und Frieden*. Baden-Baden: Nomos.
- Benjamin, Walter (1991): Der destruktive Charakter. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV-1, Frankfurt am Main: Suhrkamp. Originaltext von 1931.
- Benjamin, Walter: (2005): *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Originaltext von 1935.
- Bergmann, Jens R. (1987): *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*. Zürich: Walter de Gruyter.

- Bergmann, Jens R. (1994): Detaillierung – Typisierung – Skandalisierung. Über das (unterhaltsame) Konstruieren von Wirklichkeit in der Klatschkommunikation. In: Bosshart, Louis; Hoffmann-Riem, Wolfgang: Medienlust und Mediennutz, München: Ölschläger, S. 114–125.
- Benard, Cheryl; Schlaffer, Edith (1981): Männerdiskurs und Frauentratsch. In: Soziale Welt. Göttingen: Verlag Otto Schwartz, Jahrgang 32, S. 119–135.
- Bernier, Oliver (2003): Ludwig XIV. Die Biografie. Düsseldorf: Albatros.
- Berra, Xaver (1966): Im Paragrafenturm. Eine Streitschrift zur Entideologisierung der Justiz. Berlin: Luchterhand.
- Die Bibel (1985): Nach der Übersetzung Martin Luthers. Evangelische Kirche in Deutschland (Hrsg.). Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft.
- Bienert, Michael (2006): Berlin 1806 – Das Lexicon von Johann Christian Gädicke. Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend. Berlin: Berlin Story. Originaltext von 1806.
- Blamberger, Günter (2004): Antiparastatische Genies. Die Politiken des Privaten. In: Von Kleists Essays. Vortrag auf der IGRS in London. Veröffentlicht in: Görner, Rüdiger (Hrsg.): Preoccupation from von Kleist to Améry. München: iudicium.
- Bloch, Ernst (1962): Erbschaft dieser Zeit. In: Der Staub. Gesamtausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Originaltext von 1935.
- Blickle, Peter (2006²): Von der Leibeigenschaft zu den Menschenrechten: Eine Geschichte der Freiheit in Deutschland. München: Beck.
- Blöbaum, Bernd (1994): Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Blöbaum, Bernd (2000): Organisationen, Programme und Rollen. Die Struktur des Journalismus. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Blom, Philipp (2005): Das vernünftige Ungeheuer. Diderot, D'Alembert, de Jaucourt und die große Enzyklopädie. Frankfurt am Main: Eichborn.
- Böckelmann, Frank: (1993): Journalismus als Beruf. Bilanz der Kommunikatorforschung im deutschsprachigen Raum von 1945 bis 1990. Konstanz: UVK.
- Bollinger, Ernst (1996): Pressegeschichte II. 1840–1930. Die goldenen Jahre der Massenpresse. Freiburg (CH): Universitätsverlag.
- Bourdieu, Pierre (1987²¹): Die feinen Unterschiede. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Originaltext von 1979.
- Brandes, Georg (1923): Voltaire und sein Jahrhundert, Bd. 1.. Berlin: Erich Reiss.
- Brauck, Markus; Hülsen, Isabell (2008): Noch einmal mit Gefühl. Der Spiegel. 2. August 2008, S. 72–74.
- Braun, Walter (1990): Konzeptionelle Bemerkungen zum Obenbleiben. Adel im 19. Jahrhundert. In: Wehler, Hans-Ulrich: Europäischer Adel 1750–1950. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 87–95.

- Braun, Rudolf (1993): *Macht des Tanzes – Tanz der Mächtigen. Hoffeste und Herrschaftszeremoniell 1550–1914*. München: C. H. Beck.
- Brichta, Mascha (2011): „Love it or Loathe it“. *Audience Responses to Tabloids in the UK and Germany*. Bielefeld: transcript.
- Brinkbäumer, Klaus; Ehlers, Fiona; Goos, Hauke; Gorris, Lothar; Hoppe, Ralf; Neumann, Conny; Smolczyk, Alexander; Supp, Barbara (2002): *Im Reich der Rosenkrieger*. In: *Der Spiegel*, 25. Februar 2002, S. 140–146.
- Der Brockhaus (2001): Leipzig, Mannheim: F. A. Brockhaus.
- Brockhaus Wahrig (1981): *Deutsches Wörterbuch*. In sechs Bänden. Bd. 3, G–Jz, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Brühl, Christine von (2009): *Noblesse oblige. Die Kunst, ein adliges Leben zu führen*. Frankfurt am Main: Eichborn.
- Brunner, Otto (1966): *Das „Ganze Haus“ und die alteuropäische Ökonomik*. In: Oeter, Ferdinand: *Familie und Gesellschaft*. Tübingen: Mohr, S. 23–56.
- Bundesverfassungsgericht Pressestelle (1999): *Pressemitteilung Nr. 140/99 vom 15. Dezember 1999*. Onlineausgabe, <http://www.bundesverfassungsgericht.de/pressemitteilungen/bvg140-99.html>, Abruf: 14. November 2011, 18.59 Uhr.
- Burguière, André; Klapisch-Zuber, Christiane; Segalen, Martine; Zonabend, Françoise (1997): *Geschichte der Familie*. Bd. 3: *Neuzeit*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Burkhardt, Steffen (2002): *Der mediale Sündenfall*. In: *Cover. Klatsch und Tratsch*. Heft 2. Hamburg: Verlag des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaften der Universität Hamburg, S. 9–12.
- Burkhardt, Steffen (2003): *Klatsch im Journalismus*. M. A. masch. Hamburg: Institut für Journalistik.
- Burkhardt, Steffen (2005a): *Boulevard-Journalismus*. In: Weischenberg, Siegfried; Kleinsteuber, Hans J.; Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Handbuch Journalismus und Medien*. Konstanz: UVK, S. 31–35.
- Burkhardt, Steffen (2005b): *So stürzen Sie richtig!* In: *Cicero. Magazin für politische Kultur*. Potsdam: Ringier Publ. GmbH. Heft 5/2005, 28. April 2005, Onlineausgabe, www.cicero.de/salon/so-stuerzen-sie-richtig/36935, Abruf: 9. November 2011, 16.23 Uhr.
- Burkhardt, Steffen (2006): *Medienskandale. Zur moralischen Sprengkraft öffentlicher Diskurse*. Köln: von Halem.
- Burkhardt, Dagmar (2006): *Eine Geschichte der Ehre*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Casa, Giovanni della (1979): *Vom täglichen Gespräch*. In: Schmölders, Claudia (Hrsg.): *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München: dtv, Seite 124–127. Originaltext von 1609.

- Castiglione, Baldassare (1979): Von der lustigen Unterhaltung. In: Schmölders, Claudia (Hrsg.): Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie. München: dtv, S. 116–119. Originaltext von 1528.
- Chibnall, Steve (1975): The Crime Reporter. A Study in the Production of Commercial Knowledge. In: Sociology, Jahrgang 9, S. 49–66.
- Christoph, Paul (Hrsg.) (1952): Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr geheimer Briefwechsel. Wien: Cesam.
- Clark, Christopher (2006⁵): Preußen. München: DVA.
- Colson, Elizabeth (1974): The Makah Indians. A Study of an Indian Tribe in Modern American Society. Westport: Greenwood Press. Originaltext von 1953.
- Cronin, Vincent (1975): Ludwig XVI. und Marie Antoinette. Düsseldorf: Claassen.
- Cruyssen, Dirk van der (1995⁹): „Madame sein ist ein ellendiges Handwerk“. Liselotte von der Pfalz – eine deutsche Prinzessin am Hof des Sonnenkönigs. München: Piper.
- Cunow, Heinrich (1925): Politische Kaffeehäuser. Berlin: Dietz.
- Dehm, Ursula (1984): Fernsehunterhaltung: Zeitvertreib, Flucht oder Zwang? Eine sozialpsychologische Studie zum Fernseh-Erleben. Mainz: von Hase & Köhler.
- Döhn, Lothar; Klöckner Klaus (1979): Medienlexikon. Kommunikation in Gesellschaft und Staat. Baden-Baden: Signal-Verlag Hans Frevert.
- Donsbach, Wolfgang (1982): Legitimationsprobleme des Journalismus. Gesellschaftliche Rolle der Massenmedien und berufliche Einstellung von Journalisten. Freiburg: Verlag Karl Alber.
- Donsbach, Wolfgang (2002): Elisabeth Noelle-Neumann. In: Holtz-Bacha, Christina; Kutsch, Arnulf (Hrsg.): Schlüsselwerke der Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Dovifat, Emil (1964): Zur Psychologie der niederen Publizistik. Betrachtungen über Gerücht und Klatsch. In: Hastenteufel, Paul (Hrsg.): Markierungen. Beiträge zur Erziehung im Zeitalter der Technik. München: Kösel-Verlag, S. 179–187.
- Dovifat, Emil (1968): Handbuch der Publizistik, Bd. 1, Berlin: Walter de Gruyter.
- Dovifat, Emil (1976): Zeitungslehre. Theoretische und rechtliche Grundlagen, Nachricht und Meinung, Sprache und Form. Bd. 1. Berlin: Walter de Gruyter.
- Duden (1999³). Das große Wörterbuch der deutschen Sprache: in zehn Bänden. Herausgegeben vom Wissenschaftlichen Rat der deutschen Dudenredaktion. Mannheim: Dudenverlag.
- Duden (2007⁴): Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. Mannheim: Dudenverlag.

- Dulinski, Ulrike (2003): *Sensationsjournalismus in Deutschland*. Konstanz: UKV.
- Dunbar, Robin (1998): *Klatsch und Tratsch*. München: C. Bertelsmann.
- Eco, Umberto (1996): *Der Klatsch als aussterbende Kunst*. In: *Die Zeit*, 30/1996, Onlineausgabe, www.diezeit.de, Abruf: 31. August 2006, 00.01 Uhr.
- Edmonson, Munro S. (1967): *Games, gossip and humor*. In: Nash, Manning (Hrsg.): *Handbook of Middle American Indians*, Austin: University of Texas Press, S.191–206.
- Ehlers, Joachim (1987): *Geschichte Frankreichs im Mittelalter*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Elias, Norbert (1969): *Die höfische Gesellschaft*. Neuwied und Berlin: Luchterhand.
- Elias, Norbert, Scotson John L. (1965): *The established and the outsiders: A sociological enquiry into community problems*. London: Frank Cass & Co.
- Elias, Norbert; Scotson, John L. (1990): *Etablierte und Außenseiter*. In: Elias, Norbert: *Gesammelte Schriften*. Bd. 4, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elschewitz, Wilma (o. J.): *Familienalbum der Königshäuser, Fürsten- und Herzogtümer Europas*. Mannheim: Zweiburgen.
- Etymologisches Wörterbuch des deutschen Grundwortschatzes* (2005): München, Lincom Europa.
- Feder Kittay, Eva (1984): *Womb Envy. An Explanatory Concept*. In: *Mothering: Essays in Feminist Theory*. New Jersey: Rowman and Allanheld, S. 94–128.
- Fedorowski, Wladimir (2001⁴): *Die Zarrinnen*. München: Piper.
- Feuerstein-Praßer, Karin (2000²): *Die preußischen Königinnen*. München: Piper.
- Fiehler, Reinhard (1990): *Kommunikation und Emotion. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion*. Berlin: de Gruyter.
- Filk, Christian (1999): *Beobachtungen diesseits und jenseits der Differenz*. Niklas Luhmann. (1927–1998). In: *Rundfunk und Geschichte*. Jg. 25, Heft 1, S. 46–52.
- Flake, Otto (1918): *La Bruyères Charaktere*. Neue Deutsche Ausgabe in zwei Bänden. 2. Bd. München: Georg Müller.
- Flamm, Stefanie (2002): *Klatsch Royal*. In: *Kursbuch*, Heft 150, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 63–69.
- Frankenberg, Ronald (1966): *Communities in Britain: Social life in town and country*. Harmondsworth: Penguin.
- Freud, Sigmund (1961): *Die infantile Sexualität*. In: Ders.: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Frankfurt am Main: Fischer, S. 47–77. Originaltexte von 1904–1905.

- Freud, Sigmund (1961): Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds. In: Ders.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Frankfurt am Main: Fischer, S. 159–168. Originaltexte von 1906–1931.
- Freud, Sigmund: (1991¹⁰): Die Traumdeutung. Frankfurt am Main: Fischer. Originaltext von 1900.
- Freud, Sigmund (1994⁸): Das Unbehagen in der Kultur. Frankfurt am Main: Fischer. Originaltext von 1930.
- Frevert, Ute (1995): Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München: dtv.
- Friedl, Ernestine (1967): The position of women: Appearance and reality. *Anthropological Quarterly*, Heft 40, S. 97–108.
- Friedrich, Hugo (1967²): Montaigne. Bern: Francke.
- Friedrich, Hugo (1972): Romanische Literaturen. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Fritsch, Esther (2004): Reading Gossip. Funktionen von Klatsch in Romanen ethnischer amerikanischer Autoren. Trier: Wissenschaftlicher Verlag.
- Gamillscheg, Ernst (1969): Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache. Heidelberg: Carl Winter.
- Ganshof, Louis Francois (1975): Was ist das Lehenswesen? Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Gay, Peter (1993): Die zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter. München: Beck.
- Geckeler, Horst (1973): Strukturelle Semantik des Französischen. Tübingen: Niemeyer.
- Gersdorff, Dagmar von (1998⁵): Königin Luise und Friedrich Wilhelm III. Rowohlt: Reinbek.
- Gleichen-Rußwurm, Alexander von (1911): Von übler Nachrede. In: Münchener Neueste Nachrichten, München: Knorr & Hirth Verlag, 63. Jahrgang, 9. Februar 1911.
- Glötz, Peter; Langenbacher, Wolfgang R. (1969): Der missachtete Leser. Zur Kritik der deutschen Presse. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Gluckman, Max (1963): Gossip and Scandal, in: *Current Anthropology*, New York: Werner Gren Foundation, Jahrgang 4, Heft 3.
- Görke, Alexander (1999): Risikojournalismus und Risikogesellschaft, Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1992): Unterhaltung deutscher Ausgewandeter. In: Tagebücher und Gespräche. In: Vosskamp, Wilhelm; Janmann, Herbert; Vosskamp, Almuth (Hrsg.): Sämtliche Werke, Briefe, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag, S. 995–1081. Originaltext von 1795.
- Goffman, Erving (2000): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Originaltext von 1974.

- Gold, Ray (1952): Janitors versus tenants: A status-income dilemma. In: *American Journal of Society*, Nr. 57, S. 486–493.
- Goncourt, Edmond de, Goncourt, Jules de (2000): *Madame Pompadour*. Ein Lebensbild. München: Piper.
- Gracián, Balthasar (1954): *Handorakel und Kunst der Weltklugheit*. Übersetzt von Arthur Schopenhauer. Stuttgart: Reclam. Originaltext von 1647.
- Graeter, Michael (2002): *Lexikon des Klatsches. Liebe, Laster und Skandale – von Boris bis Verona*. Frankfurt am Main: Eichborn.
- Gray, Ann (2001): Bilanz der angloamerikanischen Publikums- und Rezeptionsforschung. Probleme mit den Publika. In: Klaus, Elisabeth; Rösner, Jutta; Wischermann, Ulla (Hrsg.): *Kommunikationswissenschaft und Gender Studies*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 73–91.
- Gregor, Thomas: (1977): *Meninaku: The Drama of daily life in Brazilian Indian village*. Chicago: University of Chicago Press.
- Grimm Jakob; Grimm, Wilhelm (1984): *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig: S. Hirzel. Originaltext von 1854–1960.
- Gutknecht, Christoph (2002): *Pustekuchen*. München: C. H. Beck.
- Guttandin, Friedhelm (1993): *Das paradoxe Schicksal der Ehre. Zum Wandel der adeligen Ehre und zur Bedeutung und Ehre für den monarchischen Zentralstaat*. Berlin: Dietrich Reimer.
- Haacke, Wilmot (1957): Die Illustrierten – in der Kritik. In: *Publizistik*. Heft 3, S. 131–142.
- Habermas, Jürgen (1990): *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Originaltext von 1962.
- Habermas, Jürgen; Luhmann, Niklas (1971): *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Häny, Arthur (Hrsg.) (1987): *Die Edda. Götter- und Heldenlieder der Germanen*. Zürich: Manesse.
- Hannemann, Roland (1987): *Die Welt unterm Regenbogen. Massenkommunikation und Stereotype am Beispiel der unterhaltenden Wochenzeitschriften*. Konstanz: Hartung-Gorre.
- Haslip, Joan (2006): *Madame Dubarry*. München: Piper.
- Haviland, John Beard (1977): Gossip as Competition in Zinacantan. In: *Journal of Communication*, Oxford: Oxford University Press, 27, S. 186–191
- Heimann, Heinz-Dieter (Hrsg.) (2000): *Adelige Welt und familiäre Beziehung*. Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg.
- Hennig, Bettina (1992): *Film und Traum. Fragmente einer psychoanalytischen Kino-Theorie*. Hamburg: M. A. Masch.
- Henschel, Gerhard (2006): *Gossenreport. Betriebsgeheimnisse der BILD-Zeitung*. Berlin: Edition Tiamat.
- Herre, Franz (2006): *Napoleon. Eine Biografie*. München: Diederichs.

- Herskovits, Melville J. (1947): *Trinidad Village*. New York: Knopf.
- Hirzel, Rudolf (1895): *Der Dialog. Ein literaturhistorischer Versuch. Band 1*. Leipzig: Verlag von S. Hirzel.
- Hoffmann, Christiane (2002): *Die 7 goldenen Regeln des Klatschjournalismus*. In: Cover. Klatsch und Tratsch. Heft 2. Hamburg: Verlag des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaften der Universität Hamburg, S. 30.
- Holzer, Horst (1980): *Medien in der BRD*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Hopper, Hedda (1966): *Hollywood ungeschminkt. Chronik einer Starkolumnistin*. Berlin: Argon Verlag.
- Hull, Isabel V. (2000): *Das Sexuelle wird privat. Zum Verhältnis von bürgerlicher Gesellschaft und Staat in Feuerbachs Sexualstrafrechtsreform*. In: Opitz, Claudia; Weckel, Ulrike; Kleinau, Elke (Hrsg.): *Tugend, Vernunft und Gefühl*. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann, S. 45–62.
- Humboldt, Wilhelm von (1973): *Einleitung zum Kawi-Werk. Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. In: Ders.: *Über die Sprache*. Stuttgart: Reclam, S. 30–202. Originaltext von 1836.
- Hundsnurscher, Franz (1979): *Einführung semantischer Merkmale*. In: Gewehr, Wolf; Klein, Klaus-Peter (Hrsg.): *Grundprobleme der Linguistik. Ein Reader zur Einführung*. Baltmannsweiler: Burgbücherei Schneider, S. 52–56.
- Hunt, Lynn (1992): *Französische Revolution und privates Leben*. In: Perrot, Michelle (Hrsg.): *Geschichte des privaten Lebens*. 4. Bd.: *Von der Revolution zum Großen Krieg*, S. 19–49.
- Hus, Christoph, Wittrock, Olaf (2008): *Klatsch first!* In: *Journalist*. 5/2008. Remagen-Rolandseck: Medienfachverlag Rommerskirchen, S. 12–17.
- Im Hof, Ulrich (1982): *Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung*. München: Verlag C. H. Beck.
- Jansen, Hellmut (1958): *Die Grundbegriffe des Baltasar Gracián*. Genf: Minard.
- Jantz, Janina; Peters, Sybille (1998): *Diana oder die perfekte Tragödie. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen eines Trauerfalls*. Köln: Böhlau.
- Jauß, Hans Robert (1974): *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Jenny, Urs (2000): *Willkommen im Skandal-Business*. In: *Der Spiegel*, 17. Juli 2000, S. 114–118.
- Johst, Marcus (2002): *Die Stimmungsmacher*. In: Cover. Klatsch und Tratsch. Heft 2. Hamburg: Verlag des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaften der Universität Hamburg, S. 22–26.

- Kapferer, Jean Noel (1996): Gerüchte. Das älteste Massenmedium der Welt. Köln: Kiepenheuer.
- Kautsky, John H. (1979): Funktionen und Werte des Adels. In: Hohendahl, Peter Uwe; Lützel, Paul Michael: Legitimationskrisen des deutschen Adels 1200–1900. Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, S. 1–16.
- Klaus, Elisabeth, Lünenborg, Margret (2000): Der Wandel des Medienangebotes als Herausforderung an die Journalismusforschung. In: Medien und Kommunikationswissenschaft, 48. Jahrgang, Bd. 2, S. 188–211.
- Klaus, Elisabeth; Lünenborg, Margret (2002): Journalismus: Fakten, die unterhalten – Fiktionen, die Wirklichkeiten schaffen. In: Neverla, Irene; Grittmann, Elke; Pater, Monika (Hrsg.): Grundlagentexte zur Journalistik. Konstanz: UVK, S. 100–113.
- Kleist, Heinrich von (2001): Allerneuster Erziehungsplan. In: Sembdner, Helmut: Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe. Zweibändige Ausgabe in einem Bd, S. 329–335. Originalausgabe vom 15. Oktober 1810.
- Kluckhohn, Clyde (1995): Navaho Witchcraft, Boston: Beacon Press.
- Kluge, Friedrich (2002²⁴): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, New York: de Gruyter.
- Knigge, Adolph Freiherr (2004): Über den Umgang mit Menschen. Hamburg: Nikol-Verlag. Originaltext von 1788.
- Knight, Chris (1990): Blood Relations: Menstruation and the Origins of Culture. New Haven: Yale University Press.
- Kodron-Lundgreen, Christa; Kodron, Christoph (1976): 20.000.000 unterm Regenbogen. Zur Inhaltsanalyse der Regenbogenpresse. München, Wien: Carl Hanser.
- Kofler, Leo (1992): Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Berlin: Dietz.
- Kohring, Alexander; Hug, Detlef Matthias (1997): Öffentlichkeit und Journalismus. In: Medien Journal. Jg. 21., Heft 1, S. 15–33.
- Koschatzky, Walter (1647/1963): Vincenzo Cartari. Imagini delli dei de gl'antichi. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt. Faksimile der Ausgabe: Venedig 1647.
- Koszyk, Kurt; Pruys, Karl Hugo (1969): dtv-Wörterbuch zur Publizistik. München: dtv.
- Kracauer, Siegfried (1925–1931/1977): Das Ornament der Masse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Krohn, Wolfgang (2006): Francis Bacon. München: Beck.
- Kuenheim, Haug von (Hrsg.) (1984): Aus den Tagebüchern des Grafen Lehndorff. München: dtv.
- Kuntze, G. (Hrsg.) (2007): Katharina II. Erinnerungen der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. Halle: Projekte. Originaltext von 1908.
- Kutsch, Arnulf (1988): Max Webers Anregung zur empirischen Journalismusforschung. In: Publizistik. Heft 1, Jahrgang 33. Konstanz: Universitäts-Druckerei, S. 5–31.

- La Rochefoucauld, François (1965): *Maximen und Reflexionen*. Stuttgart: Reclam. Originaltext von 1664.
- Lamphere, Louise (1975): *Women and domestic power. Political and economic strategies in domestic groups*. In: Raphael, Dana: *Being female: Reproduction, power and change*. Den Haag: Mouton & Co.
- Langenbucher, Wolfgang R. (1969): *Klatsch in der Lokalzeitung? Materialien zu einer unbefangenen gestellten Frage*. In: Dovifat, Emil; Bringmann, Karl (Hrsg.): *Journalismus*, Bd. 5. Düsseldorf: Rheinisch-Bergische Druckerei- und Verlagsgesellschaft, S. 67–72.
- Langenbucher, Wolfgang R.; Mahle, Walter A. (1974): *Unterhaltung als Beruf? Herkunft, Vorbildung, Berufsweg und Selbstverständnis einer Berufsgruppe*. Berlin: Volker Spiess.
- Lazarus, Moritz (1878): *Über Gespräche*. In: *Ideale Fragen in Reden und Vorträgen*. Berlin: Hofmann.
- Leibenstein, Harvey (1960): *Economic Theory and Organizational Analysis*, New York: Harper & Row.
- Leidinger, Hannes; Moritz, Verena; Schippler, Berndt (2003): *Das Schwarzbuch der Habsburger*. Wien, Frankfurt am Main: Deuticke.
- Leitner, Thea (1995¹⁴): *Skandal bei Hof. Frauenschicksale an europäischen Königshöfen*. München: Piper.
- Leitner, Thea (2003): *Schicksale im Hause Habsburg. Doppelband: Habsburgs verkaufte Töchter (2003). Habsburgs vergessene Kinder. (2003a)*. München: Piper.
- Lenz, Siegfried (1993²⁰): *So zärtlich war Suleyken. Masurische Geschichten*. Hamburg: Hoffmann & Campe. Originalausgabe von 1955.
- Leopold, Silke (2008): *Wenn der König tanzt, steht er im Zentrum der Macht*. Rhein-Neckar-Zeitung, 2. Februar 2008. Onlineausgabe, www.uni-heidelberg.de/presse/news08/pm280206-1leo.html, Abruf: 9. November 2011, 15.52 Uhr.
- Lepenes, Wolf (1998): *Melancholie und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- LeRoy Ladurie, Emmanuel (1980): *Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor 1294 bis 1324*. Frankfurt am Main: Propyläen.
- Levi-Strauss, Claude (1981): *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. Frankfurt am Main: Fischer. Französischer Originaltext von 1949.
- Levine, Robert (1997): *Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen*. Piper: München.
- Lichtenberg, Georg Christoph (1983): *Sudelbücher*. Mautner, Franz H. (Hrsg.): *Schriften und Briefe*. Frankfurt am Main: Insel. Originaltext von 1801, posthum veröffentlicht.
- Löffelholz, Martin (2002): *Theorien des Journalismus – eine metatheoretische und historische Orientierung*. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 15–60.

- Lojewski, Andreas (2011): Die Geschichte der Börse, Onlineausgabe.
www.finanzen-content.de. Abruf: 3. September 2011, 23.32 Uhr.
- Lomer, Georg (1913/1914): Über den Klatsch. Eine psychologische Studie. In:
Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift. Halle: Carl Markhold
Verlagsbuchhandlung. Jahrgang 15, 5. Juli 1913/1914, S. 171–175.
- Lünenborg, Margreth (2006): Journalismus als kultureller Prozess. Zur Bedeutung
von Journalismus in der Mediengesellschaft. Ein Entwurf. Wiesbaden:
Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lünenborg, Margreth (2007): Unterhaltung als Journalismus, Journalismus als
Unterhaltung. Theoretische Überlegungen zur Überwindung einer
unangemessenen Dichotomie. In: Scholl, Armin; Renger, Rudi; Blöbaum,
Bernd (Hrsg.): Journalismus und Unterhaltung. Theoretische Ansätze und
empirische Befunde, S. 67–85.
- Luhmann, Niklas (1962): Der neue Chef. In: Kratzer, Jakob (Hrsg.):
Verwaltungsarchiv. Zeitschrift für Verwaltungslehre, Verwaltungsrecht und
Verwaltungspolitik. Berlin, Köln, Bonn, München: Heymann, Bd. 53, S.
11–24
- Luhmann, Niklas (1980): Talcott Parsons – Zur Zukunft eines Theorie-
Programms. In: Zeitschrift für Soziologie. Heft 9, S. 5-17.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie.
Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1996): Realität der Massenmedien, Opladen: Westdeutscher
Verlag.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main:
Suhrkamp.
- Mackensen, Lutz (1985): Ursprung der Wörter. Etymologisches Wörterbuch der
deutschen Sprache. München: Südwest.
- Makowsky, Arno (1988): Die „Prominenten“ des Unterhaltungsjournalismus.
Eine explorative Studie über Klatschkolumnisten bei Boulevardzeitungen.
Sozialwissenschaftliche Fakultät der Ludwig-Maximilian-Universität,
München: M. A. Masch.
- Malinowski, Bronislaw (1979): Argonauten des westlichen Pazifik. In: Kramer,
Fritz (Hrsg.): Ders. Schriften in vier Bänden. Bd. 1. Frankfurt am Main:
Syndikat, S. 29. Originaltext von 1922.
- Mann, Thomas (2002⁷): Buddenbrooks. Frankfurt am Main: S. Fischer.
Originaltext von 1902.
- Merry, Sally E. (1984): Rethinking Gossip and Scandal. In: Black, Donald
(Hrsg.): Toward a General Theory of Social Control. Orlando, Fla.:
Academic Press.
- Mettler-von Meibom, Barbara (1996): Zehn Jahre dualer Rundfunk aus
feministischer Sicht. Überlegungen zu einer notwendigen Diskussion. In:
Hömbert, Walter; Pürer, Heinz (Hrsg.): Medientransformation. Zehn Jahre
dualer Rundfunk in Deutschland. Konstanz: UVK, S. 247–260.

- Meier, Klaus (2007): *Journalistik*. Konstanz: UVK.
- Meyer, Michael (1979): *Die Welt der Publikumszeitschriften*. Münster: Verlag Regensburg.
- Meyn, Hermann (1990): *Massenmedien in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin: Colloquium.
- Mitchell, J. Clyde (1956): *The Yao Village. A study in the social structure of a Nyasaland Tribe*. New York: Humanities Press.
- Mitscherlich, Alexander (1963¹⁰): *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*. München: Piper.
- Mitscherlich, Margarethe (1990): *Über die Mühsal der Emanzipation*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Moebius, Stephan; Reckwitz Andreas (2008): *Einleitung: Poststrukturalismus und Sozialwissenschaften. Eine Standortbestimmung*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, S. 7–23.
- Mostar, Hermann (1954): *Weltgeschichte höchst privat. Ein Buch über Liebe, Klatsch und sonstigen Menschlichkeiten*, Stuttgart: Scherz & Goverts Verlag GmbH.
- Mühl, Theodora von der (1979⁷): *Madame de Sévigné. Briefe*. Frankfurt am Main: Insel.
- Muhlstein, Anka (2005): *Königinnen auf Zeit*. Frankfurt am Main: Insel.
- Müller, Adam (1979): *Vom Gespräch*. In: Schmölders, Claudia (Hrsg.): *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München: dtv, S. 237–248. Originaltext von 1812.
- Müller, Martin U.; Schmitz, Gregor Peter (2010): „Wir sind die Barbaren“. In: *Der Spiegel*, 15. März 2010, S. 130–132.
- Müller-Staats, Dagmar (1987): *Klagen über Dienstboten. Untersuchung über Dienstboten und ihre Herrschaften*. Frankfurt am Main: Insel.
- Neben, Gerald (2001): *Triviale Personenberichterstattung als Rechtsproblem: Ein Beitrag zur Grenzziehung zwischen Medienfreiheit und Persönlichkeitsschutz*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Negt, Oskar (1973): *Massenmedien: Herrschaftsmittel oder Instrument der Befreiung?* In: Prokop, Dieter; Held, Karl; Immler, Manfred; Knilli, Friedrich (Hrsg.): *Kritische Kommunikationsforschung. Aufsätze aus der Zeitschrift für Sozialforschung*. München: Verlag Carl Hanser, S. I–XXVIII.
- Nelson, Cynthia (1974): *Public and private politics: Woman in the Middle Eastern world*. *American Ethnologist*. Heft 1, S. 551–563.
- Neubauer, Joachim (1998): *Fama. Eine Geschichte des Gerüchts*. Berlin: Berlin Verlag.
- Neverla, Irene (2002a). *Klatsch & Tratsch*. In: *Cover. Klatsch und Tratsch*. Heft 2. Hamburg: Verlag des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaften der Universität Hamburg, S. 3.

- Neverla, Irene (2002b). Journalismen. In: Cover. Klatsch und Tratsch. Heft 2. Hamburg: Verlag des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaften der Universität Hamburg, S. 48–50.
- Niehoff, Arthur H. (1967): Intra-Group Communication and Induced Change. Redemanuskript: George Washington University Alexandria.
- Nietzsche, Friedrich (1968): Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. In: Studienausgabe in vier Bänden. Bd. 2. Frankfurt: Suhrkamp. Originaltext von 1879.
- Noelle, Elisabeth; Neumann, Peter (1967): Jahrbuch der öffentlichen Meinung, 1965–1967, Allensbach, Bonn: Verlag für Demoskopie.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1980): Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut. München, Zürich: R. Piper & Co.
- Nußbächer, Konrad (1965). Nachwort. In: La Rochefoucauld: Maximen und Reflexionen. Stuttgart: Reclam, S. 73–79.
- Nutz, Walter (1969): Tendenzen zu autoritären Verhaltensmodellen in der Regenbogenpresse. Anmerkungen zu den deutschen bunten Wochenblättern. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Heft 3, Köln, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Jahrgang 21, S. 657–671.
- Nutz, Walter (1971): Die Regenbogenpresse. Eine Analyse der deutschen bunten Wochenblätter. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Obermaier, Hannes (1975): Hunter's Treibjagd. Locarno: Droemer Knaur.
- Ohff, Heinz (1992⁸): Königin Luise von Preußen. Ein Stern in Wetterwolken. Eine Biografie. Piper: München.
- Ohff, Heinz (2001⁵): Preußens Könige. München: Piper.
- Opitz, Claudia (2000): Mutterschaft und weibliche (Un-)Gleichheit in der Aufklärung. Ein kritischer Blick auf die Forschung. In: Opitz, Claudia; Weckel, Ulrike; Kleinau, Elke (Hrsg.): Tugend, Vernunft und Gefühl. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann, S. 85–106.
- Ossorio-Capella, Carles (1972): Der Zeitungsmarkt in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Ovid (2004⁵): Metamorphosen. Aus dem Lateinischen von Erich Rösch. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Paletschek, Sylvia (1994): Adelige und bürgerliche Frauen (1770–1870). In: Fehrenbach, Elisabeth (Hrsg.): Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848. München: Oldenbourg, S. 159–185.
- Pangels, Charlotte (1980): Die Kinder Maria Theresias. München: Georg D. W. Callwey.
- Paraschekow, Boris (2004): Wörter und Namen gleicher Herkunft und Struktur. Lexikon etymologischer Dubletten im Deutschen. Berlin, New York: Walter de Gruyter.

- Panzer, Marita A. (2001): *Englands Königinnen*. München: Piper.
- Pascal, Blaise (1964): *Gedanken*. In: Rüttenauer, Wolfgang (Hrsg.): *Gedanken*. Bremen: Schünemann. Originaltext von 1670.
- Pawek, Karl (1965): *Boulevard-Blätter und Illustrierte*. In: Pross, Harry: *Deutsche Presse seit 1945*. Bern: Scherz, S. 135–158.
- Pelz, Heidrun (1982⁵): *Linguistik für Anfänger*, Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Pelz, Heidrun (1996): *Linguistik. Eine Einführung*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Perrot, Michelle (1992): *Funktionen der Familie*. In: Ders.: *Die Geschichte des privaten Lebens. Von der Revolution zum Großen Krieg*. Bd. 4. Frankfurt am Main: Fischer, S. 111–125.
- Pfeifer, Wolfgang (Hrsg.) (1989): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, Berlin: Akademie-Verlag.
- Pottier, Bernhard (1967): *Présentation de la linguistique. Fondements d'une théorie*. Paris: Klincksieck.
- Prokop, Dieter (2004): *Gegen Medien-Lügen, Das neue Lexikon der Kulturindustrie*, Hamburg: VSA-Verlag.
- Pross, Harry (1980): *Politik und Publizistik in Deutschland seit 1945. Zeitbedingte Positionen*. München: Piper.
- Pundt, Christian (2002): *Theorien des Privaten*. In: *Cover. Klatsch und Tratsch*. Heft 2. Hamburg: Verlag des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaften der Universität Hamburg, S. 46–47.
- Radin, Paul (1927): *Primitive Man as a philosopher*, New York: Appleton.
- Radszuweit, Siegrid (1982): *Knaurs Lexikon der sinnverwandten Wörter*. München: Droemer Knaur.
- Reese-Schäfer, Walter (1999⁵): *Niklas Luhmann. Zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Reichenau, Charlotte von (1936): *Die Übertreibung*. In: *Reine und angewandte Soziologie. Festschrift für Ferdinand Tönnies*. Leipzig 1936.
- Reif, Heinz (1999): *Adel im 19. und 20. Jahrhundert*. München: R. Oldenbourg
- Renger, Rudi (2000a): *Populärer Journalismus. Nachrichten zwischen Fakten und Fiktion*. Wien, München: Studien-Verlag.
- Renger, Rudi (2000b): *Geringfügige Nachrichten. Populärer Journalismus zwischen wissenschaftlicher Agnosie und theoretischem Pluralismus*. In: Paus-Haase, Ingrid; Schnatmeyer, Dorothee; Wegener Claudia (Hrsg.): *Information, Emotion, Sensation*. Bielefeld: GMK, S. 12–29.
- Rezzori, Gregor von (1962): *Idiotenführer durch die deutsche Gesellschaft*. Adel. Hamburg: Rowohlt.
- Riehl, Wilhelm Heinrich (1858): *Die Familie*. In: Ders. (Hrsg.): *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik*. Bd. 3. Stuttgart: J. G. Cotta'scher Verlag.

- Ritter, Claus (1974): *Woche für Woche. Report über Regenbogen-Postillen*. Berlin (Hauptstadt der DDR): Verlag der Nation.
- Röhrig, Johannes; Tillack, Hans-Martin; Krause, Dieter (2010): *Verfolgt und ausgespäht*. In: *Stern*, 25. Februar 2010, S. 40–46.
- Rössler, Beate (2001): *Der Wert des Privaten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rohr, Robert (1979): *Auf Abruf bereit. Lokaljournalisten bei der Arbeit*. In: Kepplinger, Hans Mathias (Hrsg.): *Angepasste Außenseiter*, Freiburg: Alber, S. 76–97.
- Rosenbaum, Jean B.; Subrin, Mayer (1963): *The psychology of gossip*, in: *Journal of the American Psychoanalytic Association*, Heft 11, S. 817–831.
- Ross, Dieter (1998): *Die Regression des Politischen. Die Massenmedien privatisieren die Öffentlichkeit*. In: Imhof, Kurt (Hrsg.): *Die Veröffentlichung des Privaten – Die Privatisierung des Öffentlichen*. Opladen: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 149–156.
- Rotzoll, Christa (1982): *Klatsch – ein Kulturgut*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 21. August. 1982, Nr. 192, S. 21.
- Rubel, Arthur (1960): *Concepts of Disease in Mexican-American Culture*. In: *American Anthropologist*, Jahrgang 62, S. 795–815.
- Rühl, Manfred (1969): *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System*. Bielefeld: Bertelsmann Universitätsverlag.
- Rühl, Manfred (1980): *Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf*. Mainz: von Hase & Köhler.
- Rühl, Manfred (1989): *Organisatorischer Journalismus. Tendenzen der Redaktionsforschung*. In: Kaase, Max; Schulz, Winfried (Hrsg.): *Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 30)*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 252–269.
- Rühl, Manfred (1992): *Theorie des Journalismus*, In: Burkart, Roland; Hömberg, Walter (Hrsg.): *Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung*. Wien: Braumüller, S. 117–133.
- Rust, Holger (1980): *Medienbetrieb – Spiel zwischen Mythos und Aufklärung*. Berlin: Verlag Volker Spiess.
- Rosnow, Ralf L., Fine, Gary Alan (1976): *Rumor and Gossip. The Social Psychology of Hearsay*. New York: Elsevier.
- Rysman, Alexander (1977): *How the Gossip Became a Woman*. In: *Journal of Communication*, 27. Oxford: Blackwell, S. 176–180.
- Sabini, John; Silver, Maury (1982): *A plea for gossip*. In: Ders.: *Moralities of everyday life*, New York: Oxford University Press, S. 89–106.
- Sacks, Harvey (1972): *On the analyzability of stories by children*, in: Gumperz, J. J. Hymes (Hrsg.): *Directions in sociolinguistics: The ethnography of communication*, Oxford: Blackwell, S. 325–345.

- Sales, Franz von (1979): Von den Konversationen und der Einsamkeit. In: Schmölders, Claudia (Hrsg.): Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie. München: dtv, S. 143–145. Originaltext von 1609.
- Salmen, Walter (1997): Der Tanzmeister. Geschichte und Profile eines Berufes vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Hildesheim: Georg Olms.
- Saussure, Ferdinand de (1967²): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: de Gruyter. Originaltext von 1916.
- Schätzing, Frank (2006): Lautlos. München: Goldmann.
- Schebera, Jürgen (1988): Damals im Romanischen Café, Künstler und ihre Lokale im Berlin der zwanziger Jahre. Braunschweig, Leipzig: Westermann.
- Scheler, Max (1978): Das Ressentiment im Aufbau der Moralen, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann. Originaltext von 1915.
- Schivelbusch, Wolfgang (1980): Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genussmittel. München, Wien: Hanser.
- Schmölders, Claudia (1979): Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie. München: dtv.
- Scholl, Armin; Weischenberg, Siegfried (1998): Journalismus in der Gesellschaft. Theorie, Methodologie und Empirie. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Schönburg, Alexander von (2006): Das Lexikon der deutschen Gesellschaft. Von A wie Adel bis Z wie Zehn Gebote. In: Park Avenue, 4, S. 128–150.
- Schrader, Fred E. (1996): Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft 1550–1850. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag.
- Schütz, Alfred (1960): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Wien: Springer.
- Schultz, Uwe (1996) (Hrsg.): Das Duell, Frankfurt am Main: Insel Verlag.
- Schwarz, Franz (Hrsg.) (1989): Aristoteles. Politik. Stuttgart: Reclam.
- Segalen, Martine; Segalen, Victor (1990): Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie. Frankfurt, New York: Campus.
- Sennett, Richard (1986¹³): Tyrannei der Intimität. Frankfurt am Main: Fischer. Originaltext von 1974.
- Serres, Michel (1991): Hermes I. Kommunikation. Berlin: Merve. Originaltext von 1968.
- Seydel, Robert (2005³): Die Seitensprünge der Habsburger. München: Piper.
- Sheridan, Richard Brinsley (1963): Die Lästerschule. München: Kurt Desch. Originaltext von 1777.
- Simmel, Georg (1968): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker & Humblot. Originaltext von 1908.
- Simon, Karl-Günter (1968): Do you know your medium, Karl-Heinz Hagen? In: Der Monat. Heft 240. Berlin: S. Fischer Verlag, S. 94–96.
- Skinner, Burrhus Frederic (1972) Futurum zwei. Walden two. Vision einer aggressionsfreien Gesellschaft. Reinbek: Rowohlt.

- Sommer, Cornelia (1994): Klatschjournalismus. Universität-Gesamthochschule-Essen: Kommunikationswissenschaften. M. A. Masch.
- Spalding, Keith (1984): An Historical Dictionary of German Figurative Usage. Oxford: Basil Blackwell.
- Speier, Hans (1969): The Historical Development of Public Opinion, in: Social Order and the Risks of War. Cambridge: MIT Press.
- Spieß, Karl-Heinz (2002): Das Lehnswesen in Deutschland im hohen und späten Mittelalter. Idstein: Schulz-Kirchner.
- Stern, Erich (1921): Angewandte Psychologie. Methoden und Ergebnisse. Leipzig, Berlin: Teubner.
- Stern, William Leo (1904): Die Aussage als geistige Leistung und als Verhörprodukt: experimentelle Schüleruntersuchung. Leipzig: Barth.
- Stirling, Rebecca B. (1956): Some Psychological Mechanisms Operative in Gossip. In: Social Forces, Chapel Hill: University of North Carolina Press, S. 262–267.
- Stocks, Daniela (2000): Die Disziplinierung von Musik und Tanz. Opladen: Leske + Budrich.
- Studlar, Gaylyn (1985): Schaulust und masochistische Ästhetik. In: Frauen und Film, Heft 39. Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern, S. 15–39.
- Sutton, Harold; Lyman, Porter W. (1968): A study of the grapevine in a governmental organization. In: Personnel Psychologie, Band 21, Heft 2, Michigan: Personnel Psychology, S. 223–230.
- Szerb, Antal (2005²): Das Halsband der Königin, München: dtv. Originaltext von 1943.
- Tannen, Deborah (1991): Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden. Hamburg: Kabel.
- Textor, A. M. (1968⁸): Sag es treffender. Ein Handbuch mit über 57.000 Verweisen auf sinnverwandte Wörter und Ausdrücke für den alltäglichen Gebrauch. 2005. Hamburg: Rowohlt.
- Theophrast (1979): Charakterskizzen. In: Schmölders, Claudia (Hrsg.): Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie. München: dtv, S. 86–90. Originaltext posthum von 1786.
- Thiele-Dohrmann, Klaus (1995): Eine kleine Geschichte des Klatsches. Der Charme des Indiskreten. Düsseldorf: Patmos.
- Thiele-Dormann, Klaus (1997): Europäische Kaffeehauskultur. Düsseldorf: Artemis & Winkler.
- Thoma, Helga (2003⁶): Totentanz und Hexenwahn. Marie Louise von Orléans und Maria Anna von Pfalz-Neuburg, Gemahlinnen Karls II. von Spanien. In: Dies.: Ungeliebte Königin. München: Piper, S. 55–97.

- Thomasius, Christian (1971): Kurzer Entwurf der politischen Klugheit, sich selbst und anderen in allen menschlichen Gesellschaften wohl zu raten und zu einer gescheiten Conduite zu gelangen. Faksimiledruck des Originals von 1710. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Tolstoi, Leo (1966): Anna Karenina. Bd. 1. Frankfurt am Main: Insel. Originaltext von 1877.
- Topf, Cornelia (2005): Klatsch und Tratsch. Die clevere Form der Kommunikation. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Treiber, Hubert (1982): Obertanen. Gesellschaftsklatsch – ein Zugang zur geschlossenen Gesellschaft der Prestige-Oberschicht. In: Journal für Sozialforschung, 26. Jahrgang, Heft 2, Wien: Zentrum, S. 139–159.
- Trier, Jost (1973²): Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Heidelberg: Winter. Originaltext von 1931.
- Vater, Heinz (2002⁴): Einführung in die Sprachwissenschaften. München: Wilhelm Fink.
- Veesenmeyer, Gustav (Hrsg.) (1889): Fabri felix tractatus de civitate ulmensi, de eius origine, de civibus et statu. Tübingen: Literarischer Verein Stuttgart.
- Viebig, Clara (1929): Das tägliche Brot. 1900. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Voss, Sophie Marie Gräfin von (2004⁵): Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe. Berlin: Duncker & Humblot. Originaltext posthum von 1887.
- Vossler, Karl (1923): Die Grenzen der Sprachsoziologie. In: Ders. (Hrsg.): Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie, München: Max Hueber, S. 210–260.
- Waberer, Keto von (2001): Klatsch. In: Kursbuch, Bd. 55, Heft 144, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 107–110.
- Wahrig (2006⁵): Synonymwörterbuch. Gütersloh/München: Wissen Media.
- Walls, Jeannette (2000): Dish! How Gossip Became the News and the News Became Just Another Show! New York: Avon Books Inc.
- Wasserzieher, Ernst (1966): Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Bonn: Ferd. Dummlers.
- Weber, Max (1904): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Heft 19, S. 22–87.
- Weber, Max (1921): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie: Hinduismus und Buddhismus. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (2005): Wirtschaft und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Zweitausendundeins. Originaltext posthum von 1922.
- Weber, Stefan (2003): Theorien der Medien. Konstanz: UVK.
- Weis, Erich (1977): Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Stuttgart: Klett.

- Weischenberg, Siegfried (1976): Die Außenseiter der Redaktion: Struktur, Funktion und Bedingungen des Sportjournalismus; Theorie und Analyse im Rahmen eines allgemeinen Konzepts komplexer Kommunikatorforschung. Bochum: Studienverlag Brockmeyer.
- Weischenberg, Siegfried; Kriener, Markus (1992): Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation. Bd. 2: Medientechnik, Medienfunktion, Medienakteure. Wiesbaden, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Weischenberg, Siegfried (1995): Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation. Band 2: Medientechnik, Medienfunktionen, Medienakteure: Theorie und Praxis aktueller Kommunikation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Weischenberg, Siegfried (1997): Neues vom Tage: Die Schreinemakerisierung unserer Medienwelt. Hamburg: Rasch und Röhring.
- Weischenberg, Siegfried (1999): Journalismus unter neuen Geschäftsbedingungen. In: Rolke, Lothar; Wolff, Volker (Hrsg.): Wie die Medien die Wirklichkeit steuern und selber gesteuert werden. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 35–48.
- Weischenberg, Siegfried (2005): Journalismus. In: Weischenberg, Siegfried; Kleinsteuber, Hans J.; Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Handbuch Journalismus und Medien. Konstanz: UVK, S. 132–142.
- Weischenberg, Siegfried; Malik, Maja; Scholl, Armin (2006): Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland. Konstanz: UVK.
- Weil, Simone (1955/1975): Unterdrückung und Freiheit. Politische Schriften. München: Roger & Bernhard.
- Weis, Erich (1977): Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Stuttgart: Klett.
- Weller, Tobias (2004): Die Heiratspolitik des deutschen Hochadels im 12. Jahrhundert. Wien: Böhlau.
- Wengerzink, Monika (1997): Klatsch als Kommunikationsphänomen in Literatur und Presse. Ein Vergleich von Fontanes Gesellschaftsromanen und der deutschen Unterhaltungspresse. Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang.
- Wieland, Ludwig (1948): Lukian. Parodien und Burlesken. Zürich: Artemis.
- Wiese, Leopold von (1955): System der allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre), Berlin: Dunker & Humblot.
- Wilms, Delia (2006): Einfluss der europäischen Küche in Indonesien am Beispiel der Zeitung Jakarta Post. Masch. Hamburg: Asien-Afrika-Institut. Abteilung für Sprachen und Kulturen: Austronesistik.
- Wolf, Margery (1972): Women and the family in rural Taiwan. Stanford: Stanford University Press 1972.
- Wunden, Wolfgang (1994): Politische Prominenz als Klatschobjekt. In: Bertelsmann Briefe, Ausgaben 131–134, Dezember 1994. Gütersloh: Bertelsmann.

- Zedler, Johann Heinrich (1737): „Großes vollständiges Universal Lexikon. Aller Wissenschaften und Künste welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und bearbeitet worden“, Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt.
- Ziegler, Konrat; Sontheimer, Walter (Hrsg.) (1979): Der kleine Pauly. Lexikon der Antike.
- Zimmer, Robert (1999): Die europäischen Moralisten zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Zimmer, Robert (2007): Kartograph der Urbanität. Robert Zimmer über Jean de La Bruyère. In: Aphorismus.net, die literaturwissenschaftliche Aphorismenseite. Beitrag 21. Bonn. 3. Juni 2007, Onlineausgabe, <http://www.aphorismus.net/beitrag21.html>, Abruf: 9. November 2011, 15.29 Uhr.
- Zinzendorf, Nikolaus Ludwig (1779): Gedanken vom Reden und Gebrauch der Worte. In: Schmölders, Claudia (Hrsg.): Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie. München: dtv, S. 187–193. Originaltext von 1723.
- Zschunke, Peter (2005): Agentur-Journalismus. In: Weischenberg, Siegfried; Kleinsteuber, Hans J.; Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Handbuch Journalismus und Medien. Konstanz: UVK, S. 13–18.
- Zweig, Stefan (2005): Marie Antoinette. Frankfurt am Main: Fischer. Original von 1932.

8.2 Presse- und Agenturquellen

- Affeld, Tim; Siering Frank: „Sie ist ein wahrer Schatz. Angelina Jolie & Brad Pitt präsentieren stolz ihre Tochter Shiloh Nouvel. Doch nicht nur ihnen ist die Kleine lieb und teuer.“ In: Gala, 14. Juni 2006, S. 1, 12–18.
- Böckem, Jörg; Dallach, Christoph; Uslar, Moritz von: „Rock und Blut“. In: Der Spiegel, 22. Mai 2006, S. 158–162.
- Gallach, Daniel: „Udo Jürgens (72) zieht Bilanz: Zu viele Frauen, zu viel Alkohol! Ich bin ein Lumpenhund.“ In: Das Neue, 28. Juli 2007, S. 56
- Hennig, Bettina: „Zum 77. Geburtstag. Udo Jürgens im Interview: ‚Am Klavier verlor ich die Angst vor den Bomben.‘“ In: Neue Post, 21. September 2011, S. 66–67.
- Hoffmann, Christiane: „Fehlgeburt – Jenny Elvers weint um ihr Baby!“ In: Bild, 21. Oktober 2005, S. 1.
- Hoffmann, Christiane: „Grand-Prix-König Ralph Siegel. Krebs! ‚Ich kämpf um mein Leben‘.“ In: Bild, 5. Februar 2005, S. 1, 13.
- Hoffmann, Christiane: „Krebs-Drama. Jetzt spricht Siegels Frau.“ In: Bild, 6. Februar 2010, S. 1, 5.

- Hoffmann, Christiane; Rosendahl, Iris: „Er verlässt seine Frau Dana nach 10 Jahren Ehe. Til Schweiger: Traum-Ehe kaputt“. In: Bild, 18. Februar 2006, S. 1.
- Kohlrusch, Eva: „Jetzt ist ihr Glück vollkommen. Angelina Jolie & Brad Pitt zeigen stolz ihre Tochter Shiloh Nouvel. BUNTE präsentiert die begehrtesten Babyfotos der Welt.“ In: Bunte, 14. Juni 2006, S. 1, 18–29.
- Kuschel, Sven; Nareyek, Matthias: „Schlagerstar Michelle und ihr Mann trauern ums Baby: ‚Das Schicksal hat uns schwer getroffen‘“. In: Bild, 23. März 2003, S. 4.
- Muntius, Franziska von: „Jetzt spricht Erbe Prinz Emanuel von Bayern: ‚Meine Mutter wird unfair behandelt‘.“ In Bild, Lokalausgabe: München, 18. Januar 2011, Onlineausgabe, www.bild.de, Abruf: 2. Oktober 2011, 0.46 Uhr.
- Muntius, Franziska von; Wittmann, Burkhardt: „Petra Schürmann († 76): Streit um ihr Erbe vorbei. Gütliche Einigung zwischen Testamentsvollstreckerin und Stiefsohn.“ In: Bild, Lokalausgabe München, 21. Februar 2011, S. 3.
- Petersdorf, Wienand von: „Außen hui, innen Tui.“ In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 22. Oktober 2006. S. 49.
- Poehls, Kristina: „Oliver Geißen & Christina Plate: Heimliche Hochzeit auf Mallorca.“ In: Bild, 18. September 2009, S. 1. Onlineausgabe. www.bild.de, Abruf: 2. Oktober, 2011, 14.07 Uhr.
- Posselt, Fabian: „Oliver Geissen und Christina Plate heiraten auf Mallorca: Ja-Wort in Luxus-Finca auf Mallorca.“ In: Bild am Sonntag, 19. September 2009, Onlineausgabe, www.bild.de, Abruf: 2. Oktober 2011, 14.08 Uhr.
- Reisch, Ulrike: „Senta Berger ist Oma – Sie verlor damals ein Kind.“ In: Frau im Spiegel, 10. Oktober 2009. Onlineausgabe, http://www.presseportal.de/pm/-29590/frau_im_spiegel, Abruf: 1. November 2011, 23.39 Uhr.
- s. n.: „Angelina Jolie & Brad Pitt: Preis-Schlacht um Zwillinge.“ In: Hamburger Morgenpost, 16. Juli 2008, S. 47.
- s. n.: „Bunte exklusiv – Krassnitzer & Kramer: Geheimhochzeit.“, In: Bunte, 15. Juli 2009, S. 1.
- s. n.: „Das ist IHR Jahresrückblick.“ In: Das Neue Blatt, 28. Dezember 2005, S. 11–18.
- s. n.: „Ein süßes Bismarck-Baby & viele schöne Wundertüten.“ In: Welt am Sonntag, 8. Oktober 2006, Onlineausgabe, www.welt.de, Abruf: 5. November 2011, 21.54 Uhr.
- s. n.: „Exklusiv. Heidis Baby. Top-Model, Mama, sexy Ehefrau – wie schafft sie das alles?“ In: InTouch-Magazine, 20. Oktober 2005, S. 1.
- s. n.: „Große Sorge um Udo Jürgens (73).“ In: Das Neue Blatt, 18. März 2008, S. 6–7.
- s. n.: „Jahresrückblick 2008!“ In: InTouch-Magazin, 23. Dezember 2008, S. 62–67.
- s. n.: „Babys – Jahresrückblick 2001.“ In: Gala, 27. Dezember 2001, S. 30–34.
- s. n.: „Paare – Jahresrückblick 2001.“ In: Gala, 27. Dezember 2001, S. 38–42.

- s. n.: „Trennungen – Jahresrückblick 2001.“ In: Gala, 27. Dezember 2001, S. 44–51.
- s. n.: „Todesfälle – Jahresrückblick 2001.“ In: Gala, 27. Dezember 2001, S. 72–73.
- s. n.: „Partys – Jahresrückblick 2001.“ In: Gala, 27. Dezember 2001, S. 82–89.
- s. n.: „Leser-Aktion. Jetzt haben Sie die Wahl. Jahresrückblick 2005.“ In: Das Neue Blatt“, 16. November 2005, S. 13–14.
- s. n.: „März 2005 – Der große Jahresrückblick.“ In: Focus, 12. Dezember 2005, S. 106–108.
- s. n.: „Trennung: Simone Thomalla und Rudi Assauer. Liebes-Aus nach 8 Jahren! Sie waren Deutschlands Powerpaar.“ In: Bild, 21. Januar 2009, S. 4.
- s. n.: „Udo Jürgens fühlt sich fit mit neuer Hüfte.“ In: Bild, Lokalausgabe Frankfurt am Main, 11. Juni 2010, Onlineausgabe, www.bild.de, Abruf: 1. Oktober 2011, 22.58 Uhr.
- s. n.: „Was tut sie ihrer Tochter nur an! Prinzessin Letizia. Leonor – Spielball im Machtkampf um die Krone.“ In: Frau mit Herz, 28. März 2011, S. 8–9
- s. n.: Cruise-Holmes-Baby: „Und es gibt Suri doch.“ In: Stern, 10. August 2006, Onlineausgabe, www.stern.de, Abruf: 1. November 2011, 23.08 Uhr.
- s. n.: „Roberto Blanco. Traumhochzeit auf den Seychellen.“ In: Bunte, 14. April 2011, S. 1.
- s. n.: „Nach 17 gemeinsamen Jahren ... Stefan Mross und Stefanie Hertel: Trennung.“ In: Das Neue Blatt, 21. September 2011, Onlineausgabe, www.das-neue-blatt.wunderweib.de, Abruf: 2. Oktober 2011, 0.28 Uhr.
- Sahner, Paul: „Und jetzt wird geheiratet. Rudolf Scharping und Kristina Gräfin Pilati verbringen einen Liebesurlaub auf Mallorca. In: BUNTE sagen sie, wie sie heiraten und warum sie weder Ringe noch einen Ehevertrag brauchen.“ In: Bunte, 23. August 2001, S. 36–44.
- Sieker, Anke: „Ralph Siegel: „Durch meine Krankheit ist unsere Liebe noch stärker geworden“.“ In: Neue Post, 15. September 2009, S. 10–11.
- Sowinski, Roswita: „NEUE POST besuchte den Weltstar in Kärnten. Maximilian Schell: Jetzt hütet er das Erbe seiner geliebten Schwester Maria.“ In: Neue Post, 9. September 2009, S. 58–59.
- Tell, Willem A.: „BILD-Osgar-Gewinner Udo Jürgens: Das private Glück habe ich nie erreicht.“ In: Bild, 18. Juni 2008, S. 5.
- Waldburg, Marie: „Berlin. Bei LIZ unter den Linden.“ In: Bunte, 22. September 2011, S. 112.
- Wittmann, Burkhard: „Petra Schürmanns Villa droht der Abriss.“ In: Bild, Lokalausgabe: München, 4. Januar 2011, S. 3.

9 Danksagung

Ich möchte mich bei vielen Menschen bedanken, ohne deren Hilfe dieses Projekt nicht möglich gewesen wäre. An erster Stelle steht meine wissenschaftliche Betreuerin Irene Neverla für ihre Neugier, ihre Offenheit, ihren Rat, aber auch für ihre grenzenlose Geduld und fortwährende Ansprechbarkeit. Hervorgehoben werden muss auch Steffen Burkhardt, der mich zu dieser Arbeit angespornt hat und den Kontakt zu meiner Betreuerin herstellte. Auch dass er mir seine unveröffentlichten Manuskripte zur Verfügung gestellt hat, hat diese Arbeit sehr bereichert. Mascha Brichta, Nea Matzen, Corinna Lühje, Delia Wilms, Steffi von Wolff und Andreas Steffens danke ich für ihren emotionalen Beistand. Meinen wissenschaftlichen Lehrern, Wolfgang Heydrich und Jan Hans, bin ich ebenfalls zu Dank verpflichtet: Sie haben mich in der Weise ermutigt, wissenschaftlich zu arbeiten, dass ich nach jahrzehntelanger Berufspraxis eine Rückkehr an die Universität überhaupt für denkbar hielt. Günther Blamberger, der dieses Projekt in den Anfängen betreut hat, gilt ebenfalls mein Dank. Danke auch an: Cornelius Hartz für alle Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche sowie an Cornelia Sommer und Arno Makowsky, die mir ihre unveröffentlichten Magisterarbeiten zur Verfügung gestellt haben. Danke auch an Kai Winckler, der, als er mein Chef war, einen Sonderurlaub für dieses Projekt genehmigt hat. Ebenfalls Danke an Christin Meisel, die mir den Zugang zu zahlreichen Datenbanken und -Archiven ermöglicht hat, sowie Danke an Michael Graeter, Inga Grömminger, Petra Hansen-Blank, Jens-Stefan Hübel, Sabine Ingwersen, Alexandra O'Mullan, Arne Pflugrad, Paul Sahner, Thomas Schneider, Rike Schulz, Roswitha Sowinski und Marc Werthmann, die mir in intensiven Gesprächen einen Einblick in ihre Arbeitspraxis als Klatschjournalisten gewährt haben. Das gilt auch für Sascha Suden, der darüber hinaus, den entscheidenden Impuls für diese Arbeit gegeben hat. Auch denjenigen, die anonym bleiben wollen, gilt mein Dank. Ein letztes Dankeschön geht an Gabriele Gläser, die mir bei allen Formalien geholfen hat, und an Christina Seitz für das Korrektorat.